

Renata Laqueur
Tagebuch aus Bergen-Belsen

BERGEN-BELSEN –
BERICHTE und ZEUGNISSE

Herausgegeben von der
Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

Band 12

Renata Laqueur
Tagebuch
aus Bergen-Belsen

März 1944 – April 1945

Herausgegeben von
Saskia Goldschmidt

Aus dem Niederländischen
von Gerd Busse



WALLSTEIN VERLAG

Der Verlag bedankt sich herzlich für die Unterstützung
durch den Niederländischen Letterenfonds

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Die Veröffentlichung wurde gefördert
vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.



Der Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Inhalt

Akim Jah

Zum Geleit 7

Saskia Goldschmidt

Vorwort 13

Bergen-Belsen –

Übersicht der Lager 1941–1945 29

Tagebuch aus Bergen-Belsen 30

Einleitung 33

Teil 1 – Das Tagebuch 34

Teil 2 – Die Kapo-Zeit 192

Teil 3 – Der Zug 210

Saskia Goldschmidt

Vier Augen für Josef Kramer 283

Saskia Goldschmidt

Nachwort: Die Ehe
ist nicht für die Hölle geschaffen 291

Saskia Goldschmidt

Quellen und Dank 327

Niederländisches Original des Gedichtes

»Strandbad Bergen-Belsen« 330

Abbildungen 332

Zum Geleit

Etwa 120.000 Menschen waren im Konzentrationslager Bergen-Belsen inhaftiert. Mehr als 52.000 von ihnen überlebten die Haft nicht oder starben in den Monaten nach der Befreiung an den Folgen der katastrophalen Bedingungen im Lager. Die Fotos des britischen Militärs von tausenden unbestatteten Leichen gingen um die Welt und sind längst zu einem Sinnbild der nationalsozialistischen Verbrechen und der von den Deutschen errichteten Konzentrationslager geworden.

Indes nimmt Bergen-Belsen nicht nur im System der Konzentrationslager eine Sonderstellung ein, sondern auch im Zusammenhang mit der Ermordung der jüdischen Bevölkerung Europas.

Anfang 1943 auf Initiative der SS und des Auswärtigen Amtes errichtet, diente das »Austauschlager Bergen-Belsen« der Inhaftierung von Juden und Jüdinnen, die (zunächst) von einer Ermordung ausgenommen worden waren, also nicht in die Vernichtungslager deportiert wurden. Dabei handelte es sich zum einen um Juden und Jüdinnen, die als Geiseln zurückgehalten wurden. Das Ziel war, sie gegen Deutsche im Ausland oder gegen Devisen auszutauschen. Zum anderen inhaftierte die SS, deren Wirtschaftsverwaltungshauptamt das KZ betrieb, Personen mit einem Pass von neutralen oder mit Deutschland befreundeten Ländern. Diese Personengruppe sollte aus außenpolitischen Erwägungen nicht in den Vernichtungsprozess einbezogen werden.

Diese besondere Funktion des Lagers Bergen-Belsen drückte sich anfangs auch in den Bedingungen aus, denen die Häftlinge ausgesetzt waren und die sich von denen in anderen Konzentrationslagern deutlich unterschieden. In der Regel kamen ganze Familien nach Bergen-Belsen; obwohl Männer und Frauen getrennt untergebracht waren, konnten sich die Familienmitglieder im Lager treffen. Die Häftlinge mussten keine Häftlingsbekleidung tragen und konnten über ihr mitgebrachtes Gepäck verfügen.

Vor diesem Hintergrund gelang es einigen Häftlingen, obwohl bei Strafe verboten, Tagebuch zu führen. Die Tagebücher bilden eine außergewöhnliche und primäre Quelle zur Geschichte des Lagers. Aus ihnen gehen nicht nur die Bedingungen für die Häftlinge hervor, auch ihr Alltag und die Selbstbehauptung werden darin beschrieben. Zudem enthalten Tagebücher instruktive Hinweise auf die Ereignisse im Lager sowie auf die Täter*innen.

Zu den bekanntesten Tagebüchern gehören die Aufzeichnungen von Renata Laqueur, die bereits 1965 im niederländischen Original und 1983 in einer ersten deutschen Übersetzung veröffentlicht wurden.

Renata Laqueur wurde im März 1944, gemeinsam mit ihrem Mann Paul, nach Bergen-Belsen verschleppt. Dort war sie im sogenannten Sternlager, einem von mehreren Teillagern, untergebracht. Im Tagebuch beschreibt sie die dortige Situation, die geprägt war von Hunger, harter Arbeit und ständigen Krankheiten. Die menschenunwürdige Verpflegung und die Suche nach Lebensmitteln, die etwa im Tausch organisiert werden konnten, sind dabei immer wiederkehrende Themen. Auch der Sadismus der SS-Männer und die Zwangssituation, in die die Deutschen die Häftlinge, die als Kapos fungierten, brachten,

werden in den Tagebuchaufzeichnungen deutlich. Zudem geht Renata Laqueur immer wieder auf Gerüchte über den Frontverlauf und die bevorstehende Befreiung ein. Durch die spezifische Situation im Austauschlager geht es an vielen Stellen des Tagebuchs um die Beschreibungen des eintönigen Lageralltags. Diese mögen an manchen Stellen banal klingen, in ihrer Gesamtheit zeigen sie jedoch die Gräueltaten und die Gewalt, der die Häftlinge durch die SS ausgesetzt waren, und zudem, wie sich die Situation im Sternlager veränderte. Andererseits finden sich auch Formen von Selbstermächtigung der Häftlinge.

Renata Laqueurs eigentliches Tagebuch reicht bis in die sogenannte Kapo-Zeit, die Ende 1944 beginnt, als sich die Verhältnisse im Lager dramatisch verschlechterten. Im Laufe des Jahres 1944 bis kurz vor der Befreiung im April 1945 verschleppte die SS immer mehr Häftlinge aus anderen KZs nach Bergen-Belsen. Durch Überbelegung, Seuchen und eine völlig unzulängliche Nahrungsversorgung kamen Zehntausende Häftlinge um. Einige Tage vor der Befreiung des Lagers löste die SS das Austauschlager auf und verschleppte die Häftlinge in drei Zügen Richtung Theresienstadt. Der Zug mit Renata Laqueur wurde in Tröbitz befreit. Ihre Erinnerungen an die letzten Monate im Lager, die Zugfahrt sowie die Befreiung notierte sie nachträglich in einem separaten Manuskript. Besonders eindrucksvoll ist dabei ihre Beschreibung der Fahrt in ständiger unmittelbarer Nähe zur Front durch die Ruinenlandschaft des kriegszerstörten Deutschlands sowie der Situation in Tröbitz nach der Befreiung.

Renata Laqueur hat das Tagebuch heimlich im Lager verfasst, unter Bedingungen, die von Hunger, Krankheit

und Schikanen der SS geprägt waren. Dies erklärt den zum Teil etwas sprunghaften Stil, der mitunter ins Sarkastische abgleitet. Da der Text eine historische Quelle und ein Zeitdokument darstellt, haben wir uns bemüht, die Übersetzung nah am Original zu halten. Erklärungen, die für das Verständnis des Textes notwendig sind, finden sich in den Fußnoten. An wenigen Stellen befinden sich dort auch Anmerkungen zu Ausführungen im Text, die einer Korrektur bedürfen; etwa wenn die notwendigerweise subjektive Perspektive durch den Forschungsstand mittlerweile eingeordnet, präzisiert oder anders interpretiert werden kann.

Aus heutiger Sicht problematisch erscheinende Formulierungen haben wir, der Einordnung als historische Quelle folgend, im Text belassen. Dies betrifft auch Begrifflichkeiten, die sich auf andere Häftlingsgruppen beziehen: Die SS behandelte die verschiedenen Gruppen im Lager mit Absicht unterschiedlich und versuchte, die Häftlinge gegeneinander auszuspielen. Privilegien und Separierung waren gezielt eingesetzte Herrschaftsinstrumente der SS, um Solidarität unter den Häftlingen möglichst nicht aufkommen zu lassen. Das führte in der Zwangs- und Mangelgesellschaft immer wieder zu stereotypen Zuschreibungen, von denen auch die Autorin nicht frei war.

Bei der vorliegenden deutschen Neuausgabe handelt es sich um eine Neuübersetzung aus dem Niederländischen. Neben dem eigentlichen Tagebuch sind auch der erwähnte Bericht bis zur Befreiung sowie bislang nicht auf Deutsch erschienene Ausführungen zum letzten Lagerkommandanten Kramer enthalten, die Renata Laqueur ebenfalls nach dem Krieg angefertigt hat. Das Buch ist versehen mit

einem Vor- und Nachwort von Saskia Goldschmidt, der Tochter des ersten Ehemannes von Renata Laqueur, der mit ihr Bergen-Belsen überlebt hat. Saskia Goldschmidts Ausführungen kontextualisieren die Verfolgungsgeschichte der Autorin und sie geht dabei, teilweise sehr persönlich, auch auf die familiären Zusammenhänge sowie auf die Bemühungen Renata Laqueurs ein, das Tagebuch zu veröffentlichen.

Da in Renata Laqueurs Tagebuch die anderen Lager- teile Bergen-Belsens – für Lesende ohne weitere Vorkenntnisse nicht einfach zu erfassen – immer wieder Erwähnung finden, haben wir auf Seite 29 einen Überblick zur Orientierung abgedruckt. Über die dortigen Zustände, die sich zum Teil deutlich von denen im Sternlager unterscheiden, findet sich im Tagebuch, bedingt durch die von der SS vorgenommene strikte Trennung, jedoch nichts.

Die vorliegende Ausgabe des Tagebuchs von Renata Laqueur erscheint in der Buchreihe »Bergen-Belsen – Berichte und Zeugnisse« der Gedenkstätte Bergen-Belsen. Mit Publikationen wie dieser möchten wir die Erinnerung an das Leid der ehemaligen Häftlinge präsent halten und zu einer Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen, insbesondere der Shoah, beitragen. Angesichts eines erstarkenden Antisemitismus (nicht nur) in Deutschland erscheint uns eine Beschäftigung mit dieser Geschichte dringender denn je.

Die Publikation stellt zugleich eine Dokumentation aus unserem Archiv dar, in dem sich insbesondere Quellen zu den ehemaligen Häftlingen befinden, etwa in Form lebensgeschichtlicher Interviews, von Berichten und weiterem Quellenmaterial: 1991 hat Renata Laqueur das

Original ihres Tagebuchs der Gedenkstätte Bergen-Belsen als Schenkung übergeben.

Bedanken möchte ich mich bei Gerd Busse für die behutsame Übersetzung aus dem niederländischen Original sowie bei Kerstin Gade und Bernd Horstmann für die engagierte redaktionelle Bearbeitung des Textes.

Akim Jah

(Leiter der Abteilung Forschung und
Dokumentation der Gedenkstätte Bergen-Belsen)

Saskia Goldschmidt

Vorwort

Lieber Verleger,
ist es nicht eine Ironie, dass Sie meine Schriften nur drucken, weil ich nicht mehr lebe? ... Ich habe immer gedacht, dass sich die Texte toter Personen, vor allem solcher, für die der Tod zu früh kam oder die durch Selbstmord starben, sehr viel besser verkaufen würden, als wenn sie am Leben geblieben wären ...
Vielleicht wäre mein KZ-Tagebuch überall bekannt geworden, wenn ich in Bergen-Belsen gestorben wäre, statt noch fünfzig (?) Jahre weiterzuleben.¹

Dieser bemerkenswerte Text, vermutlich um 1979 herum verfasst, wurde im Sommer 2020 von David Cramer, Renatas Neffen und Testamentsvollstrecker, im Nachlass Renata Laqueurs (1919-2011) gefunden. Ich hatte Kontakt zu ihm aufgenommen, weil sich plötzlich eine Möglichkeit ergab, ihr Tagebuch neu herauszugeben.

Renata hatte 1941 meinen Vater Paul Goldschmidt geheiratet. In meiner Jugend hörten wir oft, dass er ohne sie das Konzentrationslager nicht überlebt hätte. Sie sei seine Retterin gewesen, doch sehr viel mehr wussten wir nicht

1 *Englisches Original: »Dear publisher, Is not it ironic that you will print my writings only because I am not alive any more? ... I have always thought that the writings by dead persons, especially if death came untimely or by suicide, will sell far better than if they had gone on living ... Perhaps, if I had died in Bergen-Belsen rather than continued to live another fifty (?) years, my own concentration camp diary might have become known all over.«*

über sie. Sie blieb für uns eine etwas nebulöse Figur im fernen New York, wohin sie nach der Scheidung von meinem Vater in den frühen Fünfzigerjahren emigriert war. Doch als im Frühjahr 1965, zwanzig Jahre nach der Befreiung, ihr Tagebuch in den Niederlanden erschien, nahm es eine wichtige Rolle in unserer Familie ein. Fragen über das Lager zu stellen, fühlte sich für uns unbehaglich und impertinent an, also taten wir es nicht. Dennoch: Mein Vater sprach in verhüllten Worten fast täglich von Bergen-Belsen, vom Hunger, der Desillusionierung, davon, dass er dem Sterben nahe gewesen sei, als »die Russen« sie befreit hätten.² Manchmal versuchte ich, trotz der Scham, die ich dabei empfand, etwas mehr zu erfahren, doch jedes Mal war die Antwort: »Lies Renatas Tagebuch. Da steht alles drin.« So wurde ihr Tagebuch für mich zur Enzyklopädie des Leids meines Vaters.

Erst sehr viel später – ich war schon erwachsen und hatte begonnen, meine eigene Familiengeschichte und das Schicksal der Angehörigen, die »nicht zurückgekommen« waren, zu erforschen – las ich Renatas Tagebuch erneut, und mir wurde klar, dass dieses Tagebuch nicht nur das Zeugnis einer furchtbaren Zeit war, sondern auch eine gute und am Ort des Geschehens verfasste Geschichte. Renata Laqueur war nicht nur die Retterin meines Vaters gewesen, sondern sie war auch eine begabte Schriftstellerin. Als ich an meinem Debüt arbeitete, suchte ich

2 Paul Goldschmidt, geb. 8.8.1914 in Amsterdam, und seine damalige Frau Renata wurden am 23.4.1945 in Tröbitz im südlichen Brandenburg von der sowjetischen Armee befreit. Sie waren in einem Transport aus dem KZ Bergen-Belsen, der das Ghetto Theresienstadt zum Ziel hatte.

Kontakt zu ihr, um mehr über ihre Beziehung mit meinem Vater zu erfahren. Anfangs reagierte sie begeistert, doch dann erhielt ich die folgende E-Mail: »*After days of thinking, I ask you to please stop asking me ›to remember.‹*« [»Nachdem ich tagelang nachgedacht habe, bitte ich Dich, mich nicht mehr darum zu bitten, mich ›zu erinnern‹.«] Sie war 91 Jahre alt, und ihre Bitte war sehr begreiflich. Glücklicherweise wollte sie jedoch den Kontakt zu mir halten. Als sie mein Buch bekommen hatte, mailte sie mir, ich müsse mich »*damned good*« [»verdammst gut«] fühlen, dass ich so schnell einen Verlag gefunden hätte, und es tue ihr leid, in »*such a lousy shape*« [»solch einer lausigen Verfassung«] zu sein, da sie sonst das Buch persönlich ins Englische übersetzt haben würde – denn selbstverständlich müsse es auch in den Vereinigten Staaten erscheinen. Was ich damals noch nicht wusste, war, dass dieser Wunsch eine Projektion ihrer eigenen jahrelangen Bestrebungen war, ihr Tagebuch auf Englisch veröffentlicht zu sehen. Denn die USA waren ihre neue Heimat, nachdem sie 1952 Europa den Rücken gekehrt hatte. Vom Ursprung her Deutsche, wurde sie am 3. November 1919 in Brieg geboren, einer Stadt im damaligen Schlesien, einem Gebiet, das heute zu Polen gehört. Sie war das vierte Kind des Arztes und Endokrinologen Professor Ernst Laqueur und Margarethe Löwenthals. Als sie ein Jahr alt war, wurde sie – mit ihren Eltern und ihrem Bruder Hein – ihren eigenen Worten zufolge – in die Niederlande »verschifft«, da ihr Vater einen Ruf als Professor an die Universität Amsterdam erhalten hatte. Renatas um einiges älterer Bruder Peter und ihre Schwester Gerda blieben bei den Großeltern in Brieg zurück, um dort die Schule zu beenden.

In Amsterdam wurde 1922 ihre zweite Schwester Lilo geboren. Renata, Hein und Lilo wuchsen in einem großen, schmalen Haus mit fünf Stockwerken gegenüber dem prestigeträchtigen Amstelhotel auf. Trotzdem schliefen Renata und Lilo zusammen in einem Zimmer, denn Mädchen, so Vater Laqueur, müssten lernen zu teilen.

Vater und Mutter Laqueur waren jüdischer Abstammung, doch Renatas Vater hatte sich als junger Mann taufen lassen, um so dem Numerus clausus zu entgehen, der für jüdische Studenten galt.

Samstagabends las er aus den Werken Goethes, Schillers und Shakespeares vor. Margarethe, selbst eine leidlich talentierte Malerin und Sängerin, nahm die Kinder mit in Museen, zu Konzerten und Tanzaufführungen und sorgte dafür, dass alle drei ein Musikinstrument erlernten. Sie war eine warmherzige Gastgeberin für in- und ausländische Wissenschaftler*innen, Musiker*innen, Schauspieler*innen und andere Künstler*innen, die oft das Haus an der Sarphatikade³ besuchten. Ab 1933, dem Jahr, in dem Hitler an die Macht kam und das Leben für Jüdinnen und Juden in Deutschland zunehmend gefährlicher wurde, erschienen immer mehr deutsche Flüchtlinge in der Sarphatikade auf der Suche nach einer Bleibe, Arbeit und anderer Hilfe, die ihnen, wenn es eben möglich war, auch zuteilwurde.

Renata war ein lebhaftes Kind, das so viel schwatzte, dass sie den Spitznamen »Gacka« bekam. Als sie etwas älter war, nannte ihr Vater sie eine »schwarze Seele«, denn sie war rebellisch und entsprach nicht dem traditionellen Frauenbild. Mühelos absolvierte sie das Gymnasium am

3 Straße im Zentrum von Amsterdam.

Hervormd Lyceum und wollte danach ein Literaturstudium an der Universität aufnehmen. Doch ihr Vater befand, dass sie »schön, aber dumm« sei und sowieso heiraten würde – warum also Geld für ein Studium verschwenden? Auch ihr Wunsch, eine Modedesignausbildung in Paris zu machen – sie zeichnete gern und gut –, ließ sich mit Vater Laqueur nicht besprechen. Stattdessen schickte er sie auf das Institut Schoevers, um dort eine internationale Sekretärinnen-Ausbildung zu absolvieren. Hier lernte sie Stenographie, schrieb im Rhythmus des Charlestons und in den vier Sprachen, die sie fast fehlerfrei beherrschte.

1938 heiratete Renatas Bruder Peter. Im großen Saal des Gebäudes, in dem die Trauung stattfinden sollte, standen die Gäste und warteten. Die Tür schwang auf, doch nicht das Brautpaar, sondern Vater Laqueur erschien, eine angefeuchtete Serviette in der Hand. Damit trat er resolut auf die siebzehnjährige Renata zu und wischte ihr wütend den Lippenstift von ihrem Mund, wobei er lauthals verkündete: »Meine Tochter ist keine Hure!« Später sollte Renata diesen Vorfall noch häufig erwähnen und ihre Schilderung stets mit dem Satz beenden: »Seither habe ich immer Lippenstift getragen.«

1940 beendete Renata ihre Sekretärinnen-Ausbildung. Im selben Jahr, am 10. Mai, fielen die Deutschen in die Niederlande ein. Am 15. Mai, nach der Bombardierung Rotterdams, kapitulierte das Land, und das Königshaus und die Regierung flüchteten nach Großbritannien. Anschließend hatten die Besatzer freie Hand, um Schritt für Schritt die Ausgrenzung und Deportation der niederländischen Jüdinnen und Juden voranzutreiben. In den ersten Monaten schien alles noch halb so schlimm zu sein.

Der Sommer verlief ziemlich unbeschwert, und Renata lernte auf einer Fahrradtour entlang der Amstel Paul Goldschmidt kennen, einen fünf Jahre älteren jüdischen Logopäden, den Sohn des Kaffee-und-Tee-Großhändlers Maurits Goldschmidt. Sie radelten, picknickten, flirteten, schmusteten und waren verliebt. Währenddessen wurden die Maßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung verschärft: Im Oktober 1940 mussten Beamte einen Arier-nachweis erbringen, und Jüdinnen und Juden wurden aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Danach hagelte es Ge- und Verbote: Jüdinnen und Juden mussten sich registrieren lassen, bekamen ein »J« in ihren Personal-ausweis, jüdische Kinder wurden gezwungen, jüdische Schulen zu besuchen, Jüdinnen und Juden durften keine Unternehmen mehr besitzen und wurden enteignet, mussten ihr Geld und sonstige Besitztümer abgeben, es war ihnen verboten, sich in Parks aufzuhalten, Schwimmbäder, Theater oder Kinos zu besuchen und den öffentlichen Nahverkehr zu benutzen. Sie durften auch keine Autos, Fahrräder oder Telefone mehr besitzen. Amsterdamer Jüdinnen und Juden war es fortan untersagt, den Wohnort zu wechseln, und Menschen jüdischen Glaubens aus dem Rest des Landes mussten nach Amsterdam umziehen. Sie durften keinen Sex mit Nichtjüdinnen und -juden haben und sie auch nicht mehr heiraten. Außerdem waren sie verpflichtet, einen »Judenstern« zu tragen, den sie für vier Cent pro Stück kaufen mussten.

Das Leben wurde immer unsicherer.

Renatas Vater verfügte über viele Beziehungen in die höheren Kreise des deutschen Regimes und ins Ausland. Diese hatte er seiner militärischen Karriere im deutschen

Heer während des Ersten Weltkrieges sowie seinen Verdiensten als Entdecker des Hormons Testosteron und als einer der Gründer des international bekannten Pharmaunternehmens Organon zu verdanken.

Die Möglichkeit zur Emigration war wahrscheinlich einer der Gründe, weshalb Renata und Paul ziemlich überstürzt am 24. Dezember 1941 heirateten. Renata sollte später einmal erklären, dass sie Paul geheiratet habe, weil er der erste Mann gewesen sei, mit dem sie geschlafen habe. Aber die Unsicherheit dieser Tage, die Möglichkeit – wie problematisch auch immer –, dem Nazi-Regime doch noch zu entkommen, und das Bedürfnis, bei einer eventuellen Emigration nicht allein dazustehen, werden dabei sicher ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Renatas Hochzeitskleid war aus einer alten Gardine und nach einem Muster geschneidert worden, das an ein Gewand Scarlett O’Haras in »Vom Winde verweht« erinnerte. Die Väter des Brautpaares hatten wenig Vertrauen darin, dass die Ehe lange halten würde. »Sobald der Krieg vorbei ist«, soll der Testosteronentdecker dem Kaffeebaron zugeflüstert zu haben, »werden sich die beiden trennen«. Die beiden Herren vereinbarten, dass bei einer eventuellen Scheidung keine Ansprüche auf Vermögenswerte der anderen Partei erhoben würden.

Im Juli 1942 begannen dann die Massendeportationen aus den Niederlanden. Die im Land lebenden Jüdinnen und Juden wurden aufgerufen, sich für den Einsatz in »Arbeitslagern« zu melden. Als sich jedoch zeigte, dass die Betroffenen wenig Neigung verspürten, dem nachzukommen, gingen die Nazis dazu über, Razzien durchzuführen, bei denen die jüdischen Menschen von der Straße weg verhaftet oder aus ihren Häusern gezerrt und in die

Hollandse Schouwburg⁴ gebracht wurden. Von dort aus ging es ins Durchgangslager nach Westerbork, der letzten Station in den Niederlanden vor der Deportation in den Osten. Auf Befehl der Besatzer war ein Jüdischer Rat ins Leben gerufen worden, der für den geordneten Ablauf der Deportationen sorgen sollte. Dazu wurden sogenannte *Sperren* eingeführt, Stempel im Personalausweis, die »bis auf weiteres«⁵ eine Freistellung vom Transport versprachen. Dieser nicht unwichtige Aufschub der Deportation betraf Jüdinnen und Juden, die mit einer/einem nichtjüdischen Ehepartner*in verheiratet waren, getaufte Jüdinnen und Juden, solche, die in der Diamantenindustrie tätig waren, diejenigen, die wichtige Aufgaben im Jüdischen Rat hatten, sowie Jüdinnen und Juden mit Familienangehörigen in Palästina. Personen ohne finanzielle Mittel oder Verbindungen wurden zuerst deportiert, direkt in die Vernichtungslager, die selbstverständlich nicht so hießen. Je mehr die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung an Fahrt aufnahm, umso mehr Sperren wurden für ungültig erklärt. Dank der Sorgfalt der niederländischen Einwohnermeldeämter, in denen alle Jüdinnen und Juden – auch nichtreligiöse – als »Israeliten« verzeichnet waren, und mithilfe der willfährigen Mitarbeit niederländischer Beamter konnte der von der deutschen Besatzungsmacht eingesetzte »Reichskommissar für die Niederlande« Arthur Seyß-Inquart unser Land im September 1943 als erstes in Europa für »judenrein« erklären.

4 Das Theater Hollandse Schouwburg in Amsterdam diente als ein Sammellager, in dem die SS Juden und Jüdinnen festhielt.

5 Stempelaufdruck, der eine vorübergehende Freistellung jüdischer Menschen von der Deportation versprach.

Ernst Laqueur hatte seinen ältesten Sohn Peter noch vor dem Krieg als Repräsentant der Firma Organon nach Argentinien geschickt. Hein, der zweite Sohn, konnte der Verfolgung dank eines falschen »Geständnisses« seiner Mutter entkommen, die behauptete, dass Laqueur nicht sein Vater sei. Die älteste Schwester Renatas, Gerda, war 1938 mit ihrem Mann Felix Oestreicher, einem tschechischen Arzt, dessen Mutter »Omi« Clara, ihren drei kleinen Töchtern – Beate (1934) sowie den Zwillingen Helly und Maria (1936) – von Karlsbad aus in die Niederlande geflüchtet. Professor Laqueur gelang es, für sich und die ganze Familie »120.000 Sperren«⁶ zu erwerben. Außerdem hatte er für alle südamerikanische Pässe gekauft, die ebenfalls einigen Schutz zu bieten schienen. So sah es Ende 1942 also danach aus, dass die Laqueurs und ihre Verwandten vorläufig keine Deportation zu befürchten hatten.

Doch im Februar 1943 platzte der berüchtigte niederländische »Judenjäger« Wim Henneicke in das Haus von Paul Goldschmidts Schwester Gusta. Sie und ihr Mann waren im Widerstand aktiv und hatten vorsorglich für alle Familienangehörigen falsche Personalausweise hergestellt. Henneicke fischte sie im Nu aus ihrem Versteck hinter dem Kamin hervor, stellte fest, für wen die falschen Papiere gedacht waren, verhaftete Gusta und ihren Mann sowie ein paar weitere Verwandte, die zu dem Zeitpunkt

6 Die »120.000 Sperren« waren bei der jüdischen Bevölkerung begehrt, da diese als Stempel in den Ausweisen eine vorläufige Freistellung von der Deportation bedeuteten. Die deutsche Sicherheitspolizei gewährte diesen Status aufgrund von Auslandsbeziehungen (z.B. Verwandtschaft), Vermögenswerten, besonderer Verdienste oder auch Fachleuten aus der Diamantbranche (z.B. Händlern, Schleifern) und ihren Familien.

im Haus waren, und wies die niederländische Polizei an, Pauls Vater und Renata festzunehmen. Paul entging der Verhaftung, weil im Getümmel sein falscher Personalausweis hinter den Ofen gefallen war. Und so entschied der Zufall, dass er im Bett liegen bleiben konnte, während Renata nach dem Verhör ins Gefängnis gebracht und anschließend ins Konzentrationslager Herzogenbusch bei Vught geschickt wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt dort ging sie auf den Transport ins Durchgangslager Westerbork. Dank »Gackas« großem Mundwerk gelang es ihr, das »S« (Straftäter) in ihrem Personalausweis loszuwerden. Ihr Vater setzte alles daran, sie freizubekommen, und hatte Erfolg: Im Juli 1943 kehrte Renata in das kleine Zimmer zurück, in dem sie und Paul wohnten und das sich in der Sarphatistraat befand – die allerdings nicht mehr so hieß, weil ihr Namensgeber ein Jude gewesen war.

Renata hat nie viel über diese erste Verhaftung erzählt. Die Erlebnisse, die folgen sollten, hatten den Aufenthalt in Herzogenbusch und Westerbork in den Hintergrund treten lassen. Doch in einem Brief an Paul aus Westerbork vom 20. Mai 1943 schrieb sie, dass sie nachts die Personen, die mit den Transporten ankämen, registrieren müsse (die Sekretärinnenausbildung kam ihr somit gelegen).

Da ist etwas »Gespenstisches« in diesem Leben. Erstens das wahnsinnig harte Arbeiten der gesamten Registratur und vor allem die Umstände. Die wunderbar hellen Mondnächte, in denen die Heide von Frühlingsgeräuschen lebt, der Ginster und der Weißdorn duften und man sich nach der »Wirklichkeit« der Gedichte

Eichendorffs sehnt ... Das Gespenstische der im Mondlicht ankommenden Menschen, das plötzlich erwachende »Nachtleben« und heftige Arbeiten im Lager, und hinter alledem der Hintergrund einer friedlichen Heidelandchaft.

Nach dem kurzen Aufenthalt in Herzogenbusch und Westerbork war Renata fest entschlossen, sich nicht noch einmal verhaften zu lassen, und wollte untertauchen. Doch auch jetzt entschied wieder ihr Vater für sie und verbot es ihr, weil dies das Leben ihrer Mutter, das von Lilo und sein eigenes in Gefahr gebracht hätte. Außerdem war er noch immer davon überzeugt, dass er seine beiden Töchter Gerda und Renata mit seinen Verbindungen und den Sperrern vor der Deportation bewahren könnte.

Das erwies sich jedoch als Irrtum. Am 1. November 1943 mussten sich Paul, Renata und Gerda mit ihrer Familie melden. Die Oestreichers wurden in ihrem Haus an der Transvaalkade abgeholt. Vater Felix, der befürchtete, dass ein Lageraufenthalt für Helly – eines der Zwillingmädchen, sieben Jahre alt und an Asthma leidend – zu belastend wäre, erklärte, dass sie an Diphtherie erkrankt sei. Die Nazis, die eine Höllenangst vor ansteckenden Krankheiten hatten, lieferten sie deshalb auf dem Weg zur Hollandse Schouwburg in De Joodse Invalide ab, einem Pflegeheim. Von dort aus wurde sie von einer Pflegerin zu einem sicheren Versteck auf einem kleinen Bauernhof bei Gorssel gebracht. Gerdas restliche Familie sowie Renata und Paul kamen am 3. November, Renatas Geburtstag, in Westerbork an.

Im Lager Westerbork wurde der Schein (noch) aufrechterhalten, obwohl es an einem desolaten, sandigen Ort lag

und man in Baracken untergebracht war. Doch die Kinder gingen zur Schule, es wurde gearbeitet, man hatte, da sich unter den Gefangenen viele Ärzte und Krankenpflegerinnen befanden, eine ausgezeichnete Gesundheitsversorgung. Es gab Sportveranstaltungen, man durfte Pakete empfangen und es wurden eine Lagerrevue sowie Konzerte und Theatervorstellungen organisiert, denn auch die Crème de la Crème der niederländischen Kunstwelt war im Lager versammelt.

Das eigentlich Beängstigende an Westerbork war jedoch der Zug, die lange Reihe der Güter- und Personewaggons, die unerbittlich jede Woche – gefüllt mit einer Ladung aus tausend Jüdinnen und Juden – das Lager am Dienstagmorgen mit Zielen wie dem in Polen gelegenen Auschwitz, Sobibor, Treblinka oder dem deutschen Bergen-Belsen verließen; Orte, von denen noch nie jemand gehört hatte. Das Unheimliche bestand in der Tatsache, dass man von all den Menschen, die in die sogenannten »Arbeitslager« abgereist waren, den Neugeborenen, Kindern, Erwachsenen und Alten, nie wieder etwas hörte.

Im Februar 1944 ging Renatas Schwiegervater, der 73-jährige Kaffeebaron Pago,⁷ auf den Transport nach Bergen-Belsen. Obwohl er beim Abschied weinte, waren die meisten hinsichtlich des Ziels Bergen-Belsen verhältnismäßig optimistisch. Denn schließlich handelte es sich um ein sogenanntes *Vorzugs-* beziehungsweise *Austauschlager*.

Das Konzentrationslager Bergen-Belsen war in der Nähe eines militärischen Übungsgeländes errichtet wor-

7 Renatas Schwiegervater, Maurits Goldschmidt, wird im Tagebuch Pago genannt.

den und bestand aus mehreren Teillagern. Unmittelbar daneben befand sich ein Kriegsgefangenenlager, für das die deutsche Wehrmacht verantwortlich war. Im April 1943 wurde das Konzentrationslager als Austauschlager für jüdische Häftlinge errichtet. Das Lager hatte den Zweck, ein bestimmtes Kontingent »zurückzuhalten«, um sie gegen inhaftierte Deutsche etwa im britischen Mandatsgebiet Palästina austauschen zu können. Dafür kamen Jüdinnen und Juden mit den »120.000 Sperren« und solche mit einem Palästina-Zertifikat⁸ in Betracht. Zu Anfang war es auch tatsächlich ein *Vorzugslager*, denn die Häftlinge durften ihr Gepäck behalten, und obwohl Männer, Frauen und Kinder in gesonderten Baracken schliefen, war es möglich, sich zu sehen. Und das Wichtigste: »Vernichtung« gehörte nicht zu den Zielen dieses Lagers.

Doch je weiter die Sowjetunion im Osten vorrückte, umso mehr Häftlinge wurden aus den Vernichtungslagern nach Bergen-Belsen gebracht. Die Überfüllung, der Hunger und die furchtbaren hygienischen Bedingungen im Lager führten ab Ende 1944 zu apokalyptischen Zuständen. Mindestens 52.000 der ungefähr 120.000 Häftlinge starben an Hunger, Krankheit, Misshandlungen durch die SS oder, nach der Befreiung, an den Folgen ihrer Haft. So verwandelte sich Bergen-Belsen in einen Schreckensort, an dem sich die Vernichtung in Zeitlupe vollzog.

8 Einwanderungszertifikat für Palästina, das von der Jewish Agency ausgestellt wurde. Palästina war britisches Mandatsgebiet, weshalb die dortige Bevölkerung unter dem Schutz der britischen Regierung stand. Die deutsche Seite benutzte Juden mit solchen Zertifikaten als Geiseln für einen möglichen Austausch gegen deutsche Zivilisten in britischem Gewahrsam. Von Bergen-Belsen aus gelangten lediglich 222 Juden auf diese Weise in die Freiheit nach Palästina.

Als sich im Februar 1944 der Transport in Gang setzte, der Renatas Schwiegervater nach Bergen-Belsen bringen sollte, schien die Überlebenschance in dem *Vorzugslager* größer als in den sogenannten »Arbeitslagern«. Außerdem wurden die Deportierten mit dem Ziel Bergen-Belsen nicht in Güterwaggons gepfercht, sondern in Personenwaggons transportiert. Das stimmte hoffnungsvoll.

Philip Mechanicus, Journalist und Chronist des Lagers Westerbork, schrieb in seinem Buch »Im Depot« über die Abfahrt des Transportzuges, in dem der Kaffeebaron Maurits Goldschmidt saß:

Dienstag, 15. Februar [1944]:

Die Abreise ist schließlich doch viel schmerzlicher geworden, als wir gedacht hatten. Keine Feder vermag zu beschreiben, was in uns vorgegangen ist und was sich während des Tages ereignet hat, wie privilegiert dieser Transport auch gewesen sein mag. [...] Die Menschen, die sich vor der Barackentür aufstellen, gleichen einer Karawane, die eine Pilgerfahrt in ein fernes Land unternimmt. In allen Fenstern, den kleinen rechteckigen Öffnungen, drängen sich Männer und Frauen, die den Abreisenden einen letzten Gruß zurufen. An jedem Fenster ein letzter Abschied, Arme und Hände strecken sich den Abreisenden entgegen, die heraneilen, die Hände ergreifen und sich schnell wieder in den Zug einreihen. Jeder Fensterrahmen ist ein lebendiges Gemälde aus bewegten Menschen, wie aneinandergereihte Bilder in der Art von Jan Steen, aber in Moll.⁹

9 Philip Mechanicus: *Im Depot – Tagebuch aus Westerbork*. Mit einem Vorwort von Eike Geisel. Übersetzung Jürgen Hillner. Berlin: Edition Tiamat, 1993, S. 361.

Einen Monat später waren Paul und Renata sowie Gerda, Felix, Omi Clara und die Kinder an der Reihe und machten sich für den Transport bereit. Renata schrieb noch einen Brief an ihre Eltern:

Selten sind Menschen unter besseren Voraussetzungen gegangen! Das Geleit ist »grandios«, die Trennung schwer und ... das Vergessen so leicht. Ich möchte nicht weinen ... Meine Gedanken sind oft und sehndend bei Euch. »Allen Gewalten zum Trotz«. Renata

Die Strophe aus dem Gedicht »Feiger Gedanken« von Johann Wolfgang von Goethe, der sie dieses Abschiedsmotto (*»Allen Gewalten zum Trotz«*) entlehnte, war für sie vielleicht ein starker Vorsatz, sich an dem unbekanntem Bestimmungsort von den Worten des großen Dichters leiten zu lassen.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Für Paul und Renata, Felix, Gerda, Omi Clara und die Mädchen Beate und Maria endete die Fahrt im Konzentrationslager Bergen-Belsen in der Lüneburger Heide, nicht weit von dem Städtchen Celle entfernt und nur 350 Kilometer von Westerbork gelegen. Dort fanden sie sich in einer völlig anderen Welt wieder, einer Welt, in der das Normale nicht länger normal war und das Abnormale

zur Norm wurde. Hier begann Renata ihr Tagebuch zu schreiben, ein Akt des Widerstands, denn es war verboten. Sie legte Zeugnis ab, und das Schreiben versetzte sie in die Lage, sich über die Situation zu erheben. So blieb sie in einem System, das darauf angelegt war, aus Individuen eine anonyme Masse zu machen, ein Mensch – eine junge Frau, die sich abhärten musste, um standzuhalten, und schrieb, um das Wichtigste nicht zu verlieren, was ein Mensch besitzt: sich selbst.

Amsterdam/Middelstum, 2021

Bergen-Belsen – Übersicht der Lager 1941–1945

A. Kriegsgefangenenlager Bergen-Belsen

(insbesondere für sowjetische Kriegsgefangene)

- Stalag XI C (311) inkl. Lazarett (1941-Juni 1943)
- Zweiglager inkl. Lazarett (Juni 1943-Januar 1945)

B. Konzentrationslager Bergen-Belsen

Austauschlager (1943-April 1945) für jüdische Austauschgeiseln

- Sonderlager (Juli 1943)
- Sternlager (August 1943)
- Neutralenlager (August 1943)
- Ungarnlager (Juli 1944)

Männliche Häftlinge

- Männerlager (März 1944-1945)
- Kasernenlager (nur April 1945 in nahegelegener Kaserne)

Weibliche Häftlinge

- Zeltlager (August-November 1944)
- Kleines Frauenlager (November 1944-1945)
- Großes Frauenlager (Januar-April 1945)

Tagebuch aus Bergen-Belsen

Teil 1 – Das Tagebuch

Wortwörtliche Abschrift der Aufzeichnungen in Tagebuchform, die ich vom 19. März 1944 bis Weihnachten 1944 in Bergen-Belsen angefertigt habe. Der Kommentar, den ich beim Abtippen hinzugefügt habe, wird im gedruckten Text kursiv wiedergegeben.¹⁰

Teil 2 – Die Kapo¹¹-Zeit

Habe ich nicht in Bergen-Belsen selbst geschrieben, weil ich damals ständig krank war und unter anderem Typhus hatte, sondern im Sommer 1946.

Teil 3 – Der Zug

Die Zugfahrt bis zur Befreiung am 23. April 1945 durch die Russen¹² habe ich zwei Tage nach diesem Datum in

10 Das von Renata Laqueur auf Niederländisch verfasste Tagebuch enthält Textstellen auf Deutsch oder in anderen Sprachen. Diese Einzelbegriffe, Formulierungen und wörtliche Rede sind ebenfalls kursiv gesetzt.

11 Als Kapos wurden Funktionshäftlinge in deutschen KZs bezeichnet, die von der SS mit Aufgaben betraut wurden. Hierbei mussten sie andere Häftlinge anleiten oder überwachen, z. B. in Arbeitskommandos oder während des Appells. Sie standen damit in einem Spannungsverhältnis zwischen den Häftlingen und der SS, von der sie Repressalien zu befürchten hatten. Sie zeichneten sich oft durch Brutalität aus und hatten besondere Privilegien. Manche genossen aber auch Ansehen bei den Mithäftlingen, weil sie sich für sie einsetzten.

12 Einheiten der sowjetischen Armee befreiten die Insassen des Zuges bei Tröbitz.

kurzen Aufzeichnungen in Tröbitz/Brandenburg beschrieben. Diese habe ich teils in Bergen-Binnen¹³ einen Monat nach unserer Rückkehr nach Holland¹⁴ (Herbst 1945) und teils im Sommer 1946 ausgearbeitet.

Von der Reise nach [dem Aufenthalt in] Zeithain (dem russischen Lazarett, wo ich Fleckfieber bekam) habe ich Aufzeichnungen, die ich nicht ausführlich ausgearbeitet habe, da ich glaube, dass die Eindrücke von Reisen durch Deutschland nach dem Frieden, der deutschen Bevölkerung und ihren zerbombten Städten usw. von anderen bereits sehr hinreichend und interessant wiedergegeben worden sind.

Amsterdam, 15. Juli 1946

13 Gemeint ist das Dorf Bergen in der niederländischen Provinz Noord-Holland.

14 »Holland« wird hier und im Folgenden als Synonym für die Niederlande verwendet und beschränkt sich *nicht* auf die Provinzen Noord- und Zuid-Holland.

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.
Goethe

Einleitung

Das erste Mal wurde ich ohne meinen Mann verhaftet, am 18. Februar 1943 in Amsterdam. Über das Polizeigefängnis kam ich, nach dem Verhör bei der SS, in das deutsche politische Gefängnis und danach ins Konzentrationslager Vught.¹ Von dort aus wurde ich auf den Transport ins Durchgangslager Westerbork geschickt. Dank ungewöhnlich großen Glücks und meiner »120.000 Sperrung«² kam ich nach Amsterdam zurück.

Im November 1943 wurde ich zum zweiten Mal, diesmal mit meinem Mann, verhaftet und nach Westerbork gebracht, von wo aus wir aufgrund unserer »Sperrung« am 15. März 1944 auf den Transport nach Bergen-Belsen gingen.

Amsterdam, 1946

- 1 Es handelt sich um das Konzentrationslager Herzogenbusch bei Vught. Renata Laqueur verwendet die Bezeichnung des niederländischen Ortes.
- 2 Im niederländischen Original des Tagebuchs auf Deutsch geschrieben.

Teil I – Das Tagebuch

Sonntag, 19. März 1944, Bergen-Belsen

Dies ist mein erster Sonntag im Gefangenenlager in Deutschland. Vorige Woche um dieselbe Zeit lag ich in meinem Doppelstockbett im zentralgeheizten Saal in Westerbork.

Mein Bett war ideal verglichen mit dem, das ich jetzt habe, denn ich hatte noch zwei weiße Bettdecken darauf. Obwohl wir da schon wussten, dass wir im Laufe der nächsten Woche auf den Transport nach Bergen-Belsen gehen würden, konnte ich mich einfach noch nicht dazu entschließen, wirklich und für immer zu packen und mich auf diesen so schweren Abschied vorzubereiten, vielleicht sogar für immer, von allem und von allen in den Niederlanden.

Am 15. März 1944 um acht Uhr morgens stiegen wir in den Personenzug, der uns nach Celle bringen sollte. Wir waren nicht allzu traurig, denn die Tatsache, dass ein Personenzug für uns bereitstand anstelle der schaurigen Viehwaggons, die fast jeden Dienstag im Lager für die Transporte nach Auschwitz erschienen, stimmte uns optimistisch. Wir, die Passagiere, und auch viele, die zurückblieben, erwarteten vom Lager Bergen-Belsen viel Gutes. Wir freuten uns auf eine *Ausländerbehandlung* mit der Chance auf einen *Austausch*, auf eine eventuelle Kontrolle durch das Internationale Rote Kreuz. Aber würde es auch Zentralheizung und Warmwasser geben, so, wie ich es ausnahmsweise in meinem Saal in Westerbork gehabt hatte?

Das Sensationelle der Reise ins Unbekannte nahm mir viel von meiner Abschiedstraurigkeit. Merkwürdig war, wie wenig mir das Abschiednehmen-Müssen von all

den Menschen, mit denen ich monatelang zusammengearbeitet und täglich in allen Angelegenheiten des Lagerlebens zu tun gehabt hatte, ausmachte. Die Dienstleiter und andere hohe Herren standen gönnerhaft-freundlich und voll »belebender Hoffnung« (konnten sie als Zurückbleibende auch leicht haben, während wir für immer über die Grenze fahren) vor den Waggonen. Ihnen war kalt, sie rissen Witze, um die Zeit totzuschlagen, bis der Zug nun endlich einmal losfahren würde, und verlangten sehnsüchtig nach ihren gut geheizten Büros und einer Zigarette, denn in Westerbork durfte man nicht im Freien rauchen.

Es ist typisch für Westerbork, dass man, so sehr man auch füreinander da war und so intim man oft zusammenlebte, denjenigen, die auf den Transport nach Auschwitz gingen, mit einer mitfühlenden Geste das Geleit gab; und wenn sie nach Bergen-Belsen oder Theresienstadt, die »Vorzugslager«, reisten, lediglich Grüße oder Briefe für andere mit auf den Weg gab, die bereits früher gefahren waren, ohne zu realisieren, dass diese Personen jenseits der deutschen Grenze in vollkommen abgeriegelte und unbekannte Lager unter der Leitung der Feinde gebracht wurden. Niemand kam in Gedanken weiter als: Sie gehen auf den Transport; und nirgends bewahrheitete sich das Sprichwort »Aus den Augen, aus dem Sinn« mehr als in Westerbork.

In Bentheim brachten die Zugwachen (Grüne Polizei)³ Brot zu den Waggonen. Sie wurden mit Jubelgeschrei und zugleich Verwunderung empfangen, weil gerade sie

3 Deutsche Ordnungspolizei, benannt nach der Farbe ihrer Uniform, die bei den Deportationen mit der Bewachung sowie der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung betraut war.

es waren, die uns Brot brachten, anstatt uns mit »Ausrottungsmethoden« verhungern zu lassen. Es war wiederum jedoch eine Enttäuschung für jene, die noch immer an einen Funken Anstand im deutschen Charakter glaubten, als sich herausstellte, dass die Wachen sich an der für uns bestimmten Wurst und Marmelade gütlich getan hatten. Ein paar unverbesserliche Optimisten behaupteten: »Trotzdem ist es noch nett von ihnen, denn sie hätten auch das Brot noch aufessen können!«

Mit großer Spannung warteten wir auf den Moment, an dem wir die deutsche Grenze passieren würden, denn sicherlich würde es dort plötzlich alles ganz anders und weniger »gut« werden.

Auch hier jedoch eine Art Ernüchterung, als sich zeigte, dass nichts Besonderes geschah. Bis zum letzten kleinen Bahnhof hatte ich überall Postkarten und Zettel aus dem Zug geworfen, die irgendwo auf den Schienen landeten und manchmal sogar in den Händen eines Bahnbeamten, der durch das Heben seiner Hand zeigte, dass es in Ordnung kommen würde. Diese Karten waren die letzte Nachricht für meine Familie in Amsterdam, und als ich sie schrieb, dachte ich, dass dies das Letzte sei, was sie jemals von mir hören würden. Die Räder des Zugs dröhnten: Nie wieder, nie wieder! Und ich dachte an Amsterdam, so wie ich es an dem nebligen Novembernachmittag 1943 zum letzten Mal gesehen hatte. Durch einen Schleier vor den Augen sah ich die Silhouetten der Häuser und Kirchen Amsterdams vor dem dunkler werdenden Winterhimmel dahingleiten.

Das war das einzige Mal, dass ich weinte, bis ich gut dreizehn Monate später, als Paul durchnässt und verfroren

aus dem Stubbenkommando⁴ in Belsen zurückkam, sah, dass er geschlagen worden war.

Auch da dröhnten die Räder: Nie wieder!

Doch während wir uns jetzt der Grenze immer weiter näherten, musste ich plötzlich an die andere Reise denken: Wie ich aus dem Gefängnis am Amstelveenseweg mit anderen »Straftätern« unter SS-Bewachung mit dem Bajonett auf dem Gewehr nach Vught gebracht wurde und wie ich da in der Straßenbahn dem Schaffner eine Karte in die Hand gedrückt habe (geschrieben hinter dem Rücken meines grünen Bewachers), auf der stand: »Ich komme zurück«, und wie sich das bewahrheitet hatte. Denn ich kam schließlich wider allem Erwarten im Sommer '43 nach Hause. Jetzt würde ich doch bestimmt auch zurückkommen?

Das Interesse an dem, was an uns vorüberglitt, regte sich wieder.

Ich sah die leeren Straßen der wie ausgestorben wirkenden deutschen Kleinstädte hinter der Grenze. Keine Kinder, fast keine Frauen. Ich erschrak beim Anblick der puppenhaft kleinen Arbeiterbaracken, auf denen in weißen Lettern HOLLAND gepinselt stand. Sie waren also offenbar für niederländische Arbeiter bestimmt. Diese »Häuser« waren aus schmutzigem, morschem Holz hochgezogen worden und lagen nahe an den Schienen inmitten vieler tiefer Bombentrichter, die darauf hindeuteten, dass es noch keinem feindlichen Flugzeug gelungen war, in Deutschland einzudringen ... Uns wurde plötzlich be-

4 Bezeichnung für ein Arbeitskommando, in dem die Häftlinge in den umliegenden Wäldern Brennholz sammeln und Baumstümpfe (»Stubben«) ausgraben mussten.

wusst: Wenn diese, die doch »Arier« sind, schon so wohnen, wie wird es uns dann als *Juden*, auch wenn wir vielleicht »*Austauschmaterial*« sind, ergehen?

Die Nacht dauert eine Ewigkeit.

Wir rangieren ruckelnd und wackelnd, stehen dann wieder stundenlang still, irgendwo auf einer Wiese oder in einem Wald, fahren dann wieder weiter. »Wir gehn weg, wir gehn weg.« Alles ist schwarz und dunkel, doch hin und wieder ziehen Wolkenfetzen an einem diesig-verschwommenen Mond vorbei, und dann ist da die Silhouette einer schwer zerstörten Stadt mit verkohlten, bizarr zerbröckelten Mauern und gekappten Bäumen.

Ich spüre meine eingeschlafenen Beine und den schmerzenden Rücken, ich habe Durst und muss an kühle, saftige Apfelsinen und Birnen denken. Ich sehne mich nach einem Bett irgendwo in einem ruhigen, sauberen Zimmer. Nach dem Ende des Wahnsinns, nach dem Ende dieser Reise, die wieder zu einem neuen Kapitel des Krieges gegen uns führt.

Dann vergleiche ich frühere Zugreisen mit dieser hier. Ich rieche, wenn ich mich aus dem Fenster lehne, Kohlen, Eisen und die Zugluft und spüre den kalten Wind auf meinen Wangen. Es ist diese Zug- und Kohlenluft auf der Häftlingsreise in Deutschland, die die Empfindungen des Reisens durch die Schweiz in dem sich über Brücken und durch Tunnel windenden, nach oben kriechenden Zug und den Geruch frischer Bergluft zu »*Wirklichkeiten*« macht.

Jetzt ist es bereits Tag geworden, und noch immer fahren wir durch Wälder und an kahlen Heidefluren und gräulichen Sandhügeln vorbei. Nachmittags fahren wir noch immer. Ich denke: Hier in dieser kahlen Einsam-

keit könnte es sein, der richtige Ort, um ein Lager zu bauen.

Hügel, ein getarnter Flughafen, niedrige grüne Dächer von Baracken. Wir fahren in rascher Fahrt an einem leeren Bahnsteig vorbei und sehen dann plötzlich einen SS-Mann mit einem großen Schäferhund. Ich erschrecke: Wir sind da! In Vught hatten sie auch Hunde.

Ein paar Fahrzeuge der *Wehrmacht* stehen dort, und deshalb blitzt noch kurz die Hoffnung auf, dass wir vielleicht ihr und nicht der SS unterstellt werden, und vielleicht gibt es doch Kontrollen des Roten Kreuzes im Lager.

Wir sehen den Totenkopf auf den Krägen und wissen, dass es die SS sein wird.

Auf dem Bahnhof verhalten sich die Wachen jedoch korrekt und helfen sogar beim Ausladen des vielen Gepäcks, das auf bereitstehende Fahrzeuge gehoben wird. Dadurch bekomme ich gleich den Eindruck, dass man uns das Gepäck nicht abnehmen wird.

Das ist tatsächlich nie passiert und war wirklich eine »Vorzugsbehandlung«, die wir vielleicht doch der Tatsache zu verdanken hatten, dass wir »Austauschmaterial« waren.

Die fünf Kilometer lange Strecke zum Lager müssen wir laufen. Wieder denke ich an die nasse Asphaltstraße, die vom Bahnhof Vught am Ijzeren Man⁵ vorbei zum Lager führte, und wie die Bewohner des Dorfs unserer Prozedur kahlgeschorener Männer mit langen Bärten und

5 Ijzere Man (dt. »Eisenmann«): ein Erholungsgebiet mit See, benannt nach dem riesigen Dampfbagger, der ihn aushob.

unordentlich gekleideter magerer Frauen, unserem blasen, zerlumpten Haufen mitleidig und ängstlich hinterherstarrten.

Wir kommen durch herrliche Wälder, vorbei an wogenden Feldern und in der Ferne sehen wir verschwommen-graue Hügel. Es fällt ein feiner, sprühender Nieselregen, der den Asphalt feucht glänzen lässt, und an den Sträuchern funkeln dicke, grüne Knospen. Der Wind ist wie in Holland und trägt uns einen prickelnden Frühjahrsduft zu. Wird es für uns wieder ein Frühling hinter Stacheldraht werden? Werde ich wieder keine Blumen, keine blühenden Bäume, keine sonnenbeschiedenen Kornfelder sehen?

Das Gehen ist nach dem stundenlangen Sitzen in derselben Haltung eine Wohltat. Wir kommen an großen, grauen, massiven Gebäuden vorbei: Kasernen. Immer weiter gehen wir an ihnen entlang und hoffen doch, dass eines davon vielleicht für uns bestimmt ist. Überall Wegweiser: *Zum Kriegsgefangenenlager*. Sollten sie uns als Kriegsgefangene betrachten? Sollten wir derart gut untergebracht werden? Sehnsüchtig blicken wir auf die zartgrünen Grasflächen vor den Kasernen, umsäumt von imposanten Tannen.

Ein großes weißes Schild: *SS. Lager des SS. Totenkopfregiments*.⁶

Ein Wachhäuschen, schwarz-weiß-rot gestreift, ein Posten mit Gewehr im Anschlag. Unter dem rot-weiß gestrichenen Schlagbaum hindurch betreten wir das Lager.

6 Zur Bewachung des Lagers waren zwei Kompanien eingesetzt, die die Bezeichnung »SS-Totenkopf-Sturmabteilung Bergen-Belsen« trugen. Diese Wachmannschaften waren außerhalb des Lagers eingesetzt und sind vom Kommandanturstab des KZ zu unterscheiden.

Das Lager ist »normal« gebaut. Ich habe das alles schon vorher einmal erlebt, aber jetzt ist es nicht mehr im eigenen Land. Ich denke hoffnungslos: Das ist das Ende ... Dunkelgrün und grau, Lagertürme mit Scheinwerfern und ein Posten mit Maschinengewehr, Stacheldraht und Absperrungen.

Wir sind überrascht, als wir Leute im Overall mit gelben Judensternen sehen, und verwundert, als wir merken, dass sie überhaupt nicht reagieren, wenn wir sie grüßen, ihnen zuwinken und rufen. Sie sind völlig eingeschüchtert. Ich gehe an Holzbaracken hinter Stacheldraht vorbei, rieche eklig-süße Desinfektionsluft und Kohle und denke immer: Das habe ich schon so oft erlebt. Es ist nichts Neues, aber schrecklich!

Jetzt regnet es wirklich, und das Gepäck, das von den Autos gebracht und vor der sogenannten »Quarantänebaracke für Neuankömmlinge« auf den Boden geschmissen worden ist, wird völlig durchnässt. Die Decke, die ich abends auf mein neues »Bett« legte, war durchweicht. Es fing gut an.

Dann die Registrierung, bei der man unter anderem seinen Beruf angeben muss, woraufhin bei der Einteilung der Arbeiten dann darauf geachtet wird, dass der Rechtsanwalt im Außenkommando landet und der Metzger eine Leitungsfunktion bekommt oder so ...

Wir müssen unser Gepäck aus dem verdreckten, klitschnassen Haufen vor der Baracke heraussuchen. Drinnen ähnelt es einem Arsenal aus zweistöckig aufeinandergestellten Holzpritschen. Der Durchgang zwischen den »Betten«-Reihen beträgt lediglich dreißig Zentimeter, so dass man nur seitwärts hindurchgehen kann. Die Baracke ist brechend voll, voll auch von dem Lärm aus all dem

Neuankömmlings-Gerufe und -Gefrage, und ich denke: Das ist schlimmer als alles Bisherige.

Um acht Uhr abends bekamen wir endlich etwas zu essen. Ich war erst vier Stunden im Lager, doch es schien, als wäre ich schon Monate dort.

Mein erster Vorsatz ist es, hier nicht irgendeiner Arbeit nachzujagen, und diesem Plan pflichten die meisten heftig bei. Denn man glaubt, dass einem hier, im Gegensatz zu Westerbork, eine Arbeit nichts nützen wird.

Denn dort konnte man oft aufgrund seiner Arbeit für den gefürchteten Transport nach Polen »gesperrt« werden.

Außerdem erzählt man uns, dass wir während der »Quarantäne« nicht zu arbeiten brauchen.

Trotzdem gibt es auch jetzt wieder Leute, die es nicht lassen können, den Ton anzugeben. Sie schworen zwar, nichts machen zu wollen, doch zwei Stunden nach diesem feierlich gegebenen Ehrenwort fegten und bohnerten sie schon, als würde der Kommandant unseres neuen Lagers gleich kommen, um eine *Generalinspektion* abzuhalten.

Ich bin jetzt vier Tage hier und meinem Eid treu geblieben. Ich mache nichts.

In der ersten Nacht schlief ich auf meiner Pritsche wie ein Stein. Todmüde von der langen Reise und den vielen Eindrücken des ersten Nachmittags in Belsen.

Wir haben genug damit zu tun, Appell⁷ zu stehen (eine

7 Tägliche Zählungen der Häftlinge auf dem Appellplatz, einem großen Platz in der Mitte des Lagers, auf dem die Gefangenen sich mehrmals am Tag in Fünferreihen aufstellen mussten. Sie standen dort oft stundenlang, während sie von der SS gezählt wurden. Der Appell diente neben dem administrativen Zweck, sicherzugehen, dass keine Häftlinge fehlten, auch als kollektive Strafmaßnahme.

typische Lagerkrankheit), das Gepäck zu sortieren und auszupacken. Denn man kann hier Dinge, die man nicht braucht, ins Depot geben. Ich werde das aber nicht tun, denn nach meinen Erfahrungen in Vught, wo alles in die sogenannte *Effektenkammer* gestopft wurde, aus der es verschwand, um nie mehr zurückzukehren, bin ich mit diesen »Depots« etwas vorsichtig geworden. Ich werde lieber versuchen, alles in meinem Bett unterzubringen. Ansonsten braucht man schon einen Tag, um sich an das furchtbare Durcheinander und den ohrenbetäubenden Lärm in der Baracke zu gewöhnen. Es ist schlimm, alles selbst in eiskaltem Wasser waschen zu müssen. Wir waren schon sehr verwöhnt mit der Wäscherei in Westerbork.

Es ist herrlich, zu vergessen und von früher zu träumen, wenn man abends auf seiner Pritsche liegt: ein Beefsteak mit grünen Erbsen, der warme Sand, den man in den Dünen liegend durch seine Finger rinnen lässt, die neuen naturseidenen Strümpfe beim Anziehen, der Genuss des Lesens, »*Nacht ist wie ein stilles Meer*«,⁸ das Hören der Jupitersinfonie,⁹ das Einkaufen in der Kalverstraat und die Vorfreude auf ein morgiges Vergnügen – das alles wird zu »*Wirklichkeiten*«.

Am 17. März 1944 ging unser Transport in Quarantäne und morgens auch ins Bad. Wir mussten unsere Decken zur Desinfizierung mit ins Badehaus nehmen, und an dem Morgen haben wir alles in allem viereinhalb Stunden gestanden. Ins Bad zu gehen bedeutete kein Wannens- oder Duschbad für jeden einzeln, sondern massenhaftes

8 Titel und erste Zeile eines Gedichts von Joseph von Eichendorff.

9 Die letzte Sinfonie von Wolfgang Amadeus Mozart.

Baden. Im Badehaus standen neben deutschen für die hier in der Nähe internierten Russen auch russische Erklärungen auf den Schildern.

Die Duschen waren in einem ungeheizten, großen Raum mit Zementboden angebracht. Vor diesem Duschaum befand sich ein noch kälterer Raum. Hier mussten wir uns ausziehen, während die Außentüren offen standen. Die Kleider wurden auf Wagen mit Kleiderbügeln gehängt und dann, während wir unter der Dusche waren, in große Öfen gefahren, wo sie auf eine so hohe Temperatur gebracht wurden, dass das Ungeziefer dem nicht gewachsen sein konnte.

Letzteres war vielleicht noch in den ersten Monaten der Fall, doch als das Lager wirklich von Läusen verseucht war, gingen wir zum einen nicht mehr ins Bad, und wenn wir gingen, zeigte sich, dass die Temperatur in den Öfen den Läusen nichts anhaben konnte.

Nur mit einem Handtuch »bekleidet« zu den Duschen. Die SS-Wachen sahen zu, während sich die Frauen auszogen, und auch bei den Duschen standen SS-Männer »auf Wache«. Für diese exklusive Tätigkeit hatte man alte und wenig aktive Männer ausgesucht, die je nach Schönheit der Badenden die Hälse reckten, um besser sehen zu können, oder ihre Augen zukniffen. Doch unter den SS-Leuten waren auch solche, die mehr Interesse zeigten: Einer unserer »populärsten« *Scharführer*, der gemeine »Rote Müller«,¹⁰ hat einmal, gewissermaßen als Nachmittags-

¹⁰ »Roter Müller«: SS-Unterscharführer Arthur Müller (geb. 1910). Die Menschen im Lager vergaben häufig Spitznamen für Angehörige der SS. Siehe auch Tagebucheintrag vom 6.6.1944.

vergnügung, zwei Mädchen einzig und allein zu seiner Verlustierung ins Badehaus mitgenommen, um sie unter seiner Aufsicht baden zu lassen.

Das Wasser erwies sich als ziemlich warm. Man wurde bestimmt ein bisschen sauber. Es war gut. Das graudampfige Licht und all die rosigen Frauenkörper, der grüne Schatten an der Tür, es ist eine unvergessliche Erinnerung. Viele empfanden das Bad als eine Demütigung. Ich hatte nur den einen Wunsch: all den Dreck der langen Reise abzuspülen und die Wärme des Wassers zu genießen.

Nach der Dusche kamen wir in einen eiskalten, feuchten Raum, wo wir in einer Reihe auf den Arzt warten mussten, der unsere Haare auf Ungeziefer kontrollieren sollte.

Der Arzt – er war ein paar Transporte vor uns hier angekommen – wurde mit Fragen all der Neuankömmlinge bestürmt, die gleichzeitig alles über das Lager wissen wollten. Er hielt »Sprechstunde« vor Frauen, die nichts als ein kleines Handtuch um Schultern oder Hüften trugen, vor hübschen jungen Mädchen, vor Frauen mit reifen Körpern und wettergegerbten alten Mütterchen. Das alles, als würde er im Foyer eines Konzerthauses einen Schwatz mit vorbeikommenden Bekannten halten.

Eine ältere Dame bemerkte, dass sie es überhaupt nicht komisch fände, dieses nackte Herumlaufen. Sie sei es gewöhnt und hätte es früher auch schon mal gemacht. Worauf der Doktor nur antwortete: »Aber man hat sich noch nicht an Sie gewöhnt, meine Dame.«

Vom »Entlausungsraum« ging die *parade de nudité* [Nacktparade] an ihren Bewachern vorbei erneut in eine größere Halle (noch kälter), wo die Kleiderwagen wieder

standen. Die große Überraschung des Morgens: Die Kleidung war nicht nur völlig unversehrt und vollständig, sondern außerdem herrlich warm.

Den Nachmittag verbrachte ich mit dem Unterbringen von Kleidern und »Haushaltskram« wie Essgeschirr und dergleichen unter der Matratze auf meiner Pritsche. Diese Pritsche sollte für die Dauer meines Aufenthalts im Lager meine Wohnung sein. Wohn-, Schlaf- und Esszimmer in einem.

Und später sogar ein eingebautes WC. Ich habe immer ein Bett oben gehabt, zuerst in der zweiten und als die Betten aufgestockt wurden, in der dritten Etage. Und ich verfügte über einen eigenen »Pieseimer«, und als der »organisiert«¹¹ war, hatte ich noch einen schönen grauen Kochtopf, der dazu diente, denn wir hatten sowieso nichts mehr zu kochen.

Samstag, 18. März 1944¹²

Um halb sechs stand ich auf, denn um sieben Uhr müssen wir den Schlafsaal verlassen haben, in dem dann die Betten ordentlich nach Vorschrift gemacht sein müssen. Bis elf Uhr standen und liefen wir draußen herum, weil drinnen saubergemacht wurde. Was hat man früher samstagsvormittags um elf Uhr gemacht? Konnte man nicht Mitte März schon an den Verkaufskarren in der Stadt

11 »Organisieren«: Lagerjargon für »stehlen«, hier: Ihr Nachttopf wurde gestohlen.

12 Der Tagebucheintrag für den 18. März folgt auf denjenigen des 19. März 1944. In dieser Reihenfolge befinden sich auch die handschriftlichen Einträge in der originalen Kladde von Renata Laqueur.

Narzissen und Tulpen kaufen? Hat man nicht morgens eine Tasse Kaffee getrunken?

Ich bin so müde von dem Stehen und dem Krach um mich herum und bewundere die Leute, die noch genug Mumm haben, die Kinder ein wenig zu beschäftigen, zum Beispiel mit Gymnastik.

Ich selbst benötige all meine Energie, um mich in mich selbst zurückzuziehen, von dem Lärm nicht total verrückt zu werden und bloß kein Heimweh zu verspüren.

Die schönste Zeit des Lebens (ich bin 24 Jahre alt) vertut man hier damit, herumzustehen, umzuziehen, sich sein Essen zusammenzusuchen und mit Arbeit, bei der man nichts lernt und die anderen nichts bringt.

Paul findet, dass diese Quarantänezeit wie Urlaub sei, denn er arbeitet nicht, sein Kopf ist leer und er muss nicht denken. Ich finde diese leere Zeit furchtbar. Denn nichts ist wichtig, außer, wie lange man steht, wie man sich am wenigsten auslaugt und wie man in dem Dreck hier einigermaßen vorzeigbar bleiben kann.

Es scheint, dass Päckchen durchkommen. Sollte man zu Hause den Mut haben, so einfach auf gut Glück etwas zu schicken, auch wenn man keine Empfangsbestätigung bekommt?

Westerbork scheint in meiner Erinnerung Jahre zurückzuliegen. Ich bin auch davon überzeugt, dass dort niemand mehr an uns denkt. Allerdings ist es eigentlich schlimm, dass man uns dort gratuliert hat, dass wir nach Bergen-Belsen gehen würden. Was wussten sie denn davon?

Es scheint, als wäre ich nie aus Vught weg gewesen und die Bewachung hier durch eine andere SS ersetzt worden, die vielleicht etwas anständiger zu uns ist. Denn wir werden mit *Sie* angeredet, und es wird nicht geschlagen.

Es ist mir unmöglich, jetzt, während ich mein Tagebuch ausarbeite, diesen Satz so ohne Weiteres stehenzulassen. Denn als ich ihn zum ersten Mal schrieb, wurde bei uns tatsächlich nicht geschlagen. Doch jetzt schreibe ich, nachdem 13 Monate Belsen hinter mir liegen und ich wieder als freier Mensch zurück im eigenen Land bin, und die Erinnerung an das spätere Elend lässt die Erlebnisse der ersten Zeit und vor allem der Wochen in Quarantäne in den Hintergrund treten. Aber in der Tat, damals wurde nicht geschlagen.

Im Schlafsaal hat man gestern alle Betten mit dunkelgrauen Pferdedecken belegt. *Uniformität muss sein ...* In einem Land, in dem schon seit fünf Jahren der Krieg tobt, gibt es noch immer genug Material, um sogar unbenutzte Betten mit zwei Decken zu versehen, nur damit der Saal »piekfein« aussieht ...

Und das erinnert mich an das Hobby unserer NSB-Wärterinnen¹³ in Vught, die einen Sport daraus machten, unseren Schlafsaal dort zu verschönern, indem sie Decken derselben Farbe in Reihen hintereinanderlegten. Dann war der Schlafsaal also mit einer Reihe rosafarbener, einer Reihe blauer und einer Reihe grüner Decken geschmückt. Dass dadurch niemand mehr seine eigene Decke, sondern die einer anderen auf seinem Bett hatte, machte das Spielchen für die Wärterinnen, die versessen auf Reinlichkeit waren, nur noch attraktiver.

Seit heute gibt es am Ende unserer Männerbaracke ein *Revier*.¹⁴ Wir haben eine Gelbsucht- und eine Typhus-

13 NSB: Nationaal-Socialistische Beweging, mit der Besatzungsmacht kollaborierende nationalsozialistische Partei in den Niederlanden von 1931-1945.

14 Krankenstation.

patientin, so dass die Chance einer längeren Quarantäne, also eines Aufschubs von der Arbeit, steigt.

Jetzt liege ich im Bett, dem einzig ruhigen Ort in diesem Chaos. Ich schaue durchs Fenster: Stacheldraht, das grüne Toilettenhäuschen der SS und dahinter feucht glänzende Tannen (es hat den ganzen Tag über geregnet, aber es fing erst ein paar Minuten nach dem *Abtreten* vom Appell an, die Götter meinen es also auch schon mal gut mit uns). Der Himmel ist diesig-blaugrau, und durch das Fenster kommt ein würziger Geruch von Tannennadeln und Frühjahrsäckern zu mir herein. Die Umgebung hier muss herrlich sein. Würden wir später noch in der Heide spazieren gehen können, ohne dort in jeder Hütte, jedem dunkelgrünen oder braunen Dach den Vorposten eines Lagers zu sehen? Doch ich will nie wieder in die Heide!

Was geschieht nach dem Krieg mit den Hunderten von Lagern, die alle so ausgestattet sind wie dieses hier? Mit Baracken, Waschräumen, Pritschen, Wachtürmen, Scheinwerfern, Stacheldraht und ... Kohlsuppe? Wirkliche Gefühle des Grolls habe ich eigentlich nicht. Warum sollten wir dieselben Menschen, die uns jetzt bewachen, nach dem Krieg anstatt vor hinter den Stacheldraht bringen? Und werden wir dann die Wärter? Reißt die Lager nach dem Krieg ab und bringt den Menschen wieder bei zu leben, statt zu befehlen, zu treten und zu kriechen.

Befehlen ist offenbar eine Infektionskrankheit. Unsere Barackenleiterin ist eine Niederländerin, eine Frau, die in Amsterdam sicher nichts anderes getan hat, als gut für ihren Mann und die Kinder zu sorgen, Bücher zu lesen und die Zeugnisse ihrer Kinder sicher auswendig kannte. Jetzt befiehlt sie, droht und tobt wie die größte

Wärterin. Und sie vergisst, dass es noch etwas anderes gibt als die Frage, ob eine Decke »vorschriftsmäßig« liegt oder ein Koffer auf oder unter der Pritsche steht. Sie nimmt, als hinge ihre Seele und ihre Glückseligkeit davon ab, Einteilungen für die Wasch-, Koch- und »Vergnügungs«-Zeiten, das Essenholen und die WC-Wache vor (was sich als dringend notwendig erweist, denn es ist merkwürdig, dass es in einem Lager jeder lieber über den Rand macht).

Montag, 20. März 1944

Das Aufstehen ist ein Elend. Wenn einem gerade richtig warm ist, muss man raus. Das Licht geht um fünf Uhr an und um circa neun Uhr abends aus. Heute Morgen darf ich zum Appell im Bett bleiben, denn ich habe Fieber. Jetzt liege ich auf meiner Pritsche mit dem Gesicht in der Sonne und schaue durch das kleine Fenster. Der untere Teil des Fensters ist kaputt. Der Wind pfeift hindurch, und hin und wieder fallen märzene Regen- und Schneespritzer auf meine Decke. Mein Ausblick ist wieder der Stacheldrahtzaun, dahinter sehe ich die im Wind ausbeulende Wäsche der »Südamerikaner«, die sich auf der anderen Seite des Stacheldrahts befinden. Sie brauchen keinen Stern zu tragen, denn sie haben gültige »gekaufte« Pässe irgendeines südamerikanischen Staats und werden besser behandelt.

In all den Monaten bis April 1945 hat es neben dem Häftlingslager und unserem Sternlager eine Art »Sonderlager«¹⁵

15 »Sternlager« und »Sonderlager« waren zwei von vier Teillagern im

gegeben, in dem diese jüdischen Ausländer untergebracht waren, und ihre Behandlung ähnelte tatsächlich der in einem Internierungslager. Sie bekamen allerdings dasselbe schlechte Essen und auch viel zu wenig, mussten jedoch nicht arbeiten und es wurde nicht geschlagen.

Zwischen dem *Sonderlager* und unserem Lager verläuft ein schmaler Sandweg, auf dem der SS-Bewacher mit seinem Schäferhund hin- und herschlendert. Immer wieder hin und her zwischen den beiden Wachtürmen. Was denkt dieser Mann? Findet er es schön, uns zu bewachen? Weiß er, dass wir uns nach unserem Zuhause sehnen? Findet er es »gut«, dass wir hier eingesperrt sind?

Die Wolken, hellgrau mit bläulich-weißen Watteköpfen, die von einem scharfen Wind schnell angetrieben werden, der Tannenduft (wenn man nur nicht ständig die süßlichen Steckrüben riechen und schmecken würde) ist wie in Holland. Es fühlt sich eigentlich überhaupt nicht so an, als ob wir in Deutschland wären. Das Lager ist ein derart in sich abgeschlossenes Ganzes, solch ein für sich selbst stehendes Stück zielloses Leben, dass es keine Rolle spielt, ob es dreihundert Kilometer von der Grenze entfernt oder in Holland liegt. Das Gefängnis am Amstelveenseweg war ein abgegrenztes Stück Nazi-Deutschland mitten in unserer eigenen Stadt – und da war ich nur vier Kilometer von zu Hause entfernt.

Austauschlager des KZ Bergen-Belsen. Die zumeist aus den Niederlanden deportierten Juden im Sternlager mussten auf ihrer zivilen Kleidung den Gelben Stern tragen. Die jüdischen Austauschgeiseln im Sonderlager waren aus Polen nach Bergen-Belsen transportiert worden. Viele von ihnen hatten sich Papiere von lateinamerikanischen Staaten besorgt, in der Hoffnung, so der Verfolgung zu entgehen.

Ich lese ein Mädchenbuch, und ich kann mir nicht mehr vorstellen, dass ich vor sechs Jahren auch keine anderen Sorgen hatte als die, ob ich für meine Klassenarbeit in Griechisch ein Ausreichend bekommen würde oder nicht, und wer von den Jungs mich nach der Schule oder am Samstagabend im Anschluss an die Feier nach Hause bringen würde.

Vor drei Jahren haben wir uns verlobt. Wir sind gut zwei Jahre verheiratet, aber davon waren wir nur ein Jahr zusammen. Ich verlange schon nicht mehr, alles ist so zwecklos. Wenn man sich spricht, ist es viel wichtiger zu wissen, ob man genug zu essen hat und ob die Kleider nicht kaputt sind, als zu erfahren, was man denkt oder sich wünscht.

Heute mussten wir Medikamente, Geld, Briefpapier und Taschenmesser abgeben. (Die Messer, so stellte sich heraus, waren für die »Schuhindustrie« bestimmt, die wir noch gründlich kennenlernen sollten.) Ist mir auch egal, ob ich noch etwas los bin! Wir verlieren hier schließlich alles: Wohnung, Kleidung, Familie und Freunde. Wenn sie nur Päckchen schicken würden und schreiben könnten!

Was erwarte ich eigentlich von diesem Tagebuch? Wenn man es hier findet, wird die Strafe nicht ohne sein. Und nach dem Krieg wird niemand mehr etwas von diesem Elend wissen und hören wollen, und vielleicht werden sie sagen, dass es »übertrieben« wäre. Ich mache trotzdem weiter, um nicht völlig zu verblöden und zu versuchen, die täglichen Ereignisse zu verarbeiten.

Mittwoch, 22. März 1944, Revier

Gestern habe ich nicht geschrieben, weil ich zu krank war. Bis ich hier in dieses »Krankenhaus« kam, spielten sich etliche Dramen ab. Heute Nacht habe ich mich nach einer abenteuerlichen Tour durch die stockfinstere Baracke (es gab einen Luftalarm) zweimal im Waschraum übergeben. Ich ertrage die Steckrüben nicht.

Das »Krankenhaus« ist ein abgetrennter Teil der Männerbaracke: 22 Betten (zweistöckig) mit Strohmattentzen, Vorhang zwischen der Männer- und der Frauenabteilung. Es gibt zwei Ärzte und vier Krankenschwestern, also ein Luxuskrankenhaus.

Gestern Nachmittag war der *Lagerkommandant* hier, der jeden fragte, was ihm fehle. Zu mir sagte er, dass ich *blühend* aussehe, und fand, dass ich prima wieder zum Appell antreten könne. Ich dachte: Mann, du kannst mich mal!

Nachts ist es hier verhältnismäßig ruhig. Eine Krankenschwester, die die Nachtwache versieht, hilft allen, die auf den Topf müssen, mit einer Dynamotaschenlampe. Ich habe Fieber und träume ständig vom Meer und vom Strand. Wenn mir sehr warm ist, spüre ich die Sonne brennen, und wenn es zieht, ist es der Seewind. Kopfschmerzen habe ich von einem Sonnenstich.

Ansonsten entwerfe ich in Gedanken Hunderte von Modellkleidern. Dauernd sehe ich ein rotblondes Mädchen mit nackten, braunen Beinen, das ein weißes Palmbeachjackett, einen hellgrauen Rock und eine dunkelgrüne Seidenbluse trägt, in einem Auto auf dem Weg zu ihrem »weekend at sea« [»Wochenende am Meer«]. Ich rieche salzige, würzige Seeluft, und es gibt keine Steckrüben,

kein *Achtung!*, keine Strohmattlatze und kein Heimweh. Der Schwester zufolge habe ich heute Abend 39,5 Grad.

Heute Nacht und auch heute tagsüber wurde heftig geflogen.

Paul ist ebenfalls krank, ich habe ihn schon seit vier Tagen nicht gesehen.

Heute Nachmittag haben wir hier Besuch von einem *SS-Sanitäter* gehabt. Es stellte sich heraus, dass er auch in Vught (allerdings als Wärter) gewesen ist, und er fragte uns, ob der »nette Levie« noch dort sei. (Wie viele Levies es dort wohl gegeben hat?) Er erzählte voller Stolz, dass er den Chefarzt des Arbeitslagerkrankenhauses *rausgeschmissen* habe, weil »*der Kerl sich ja gar nicht wäscht; einen Kamm kennt der überhaupt nicht. Und er ließ die Leut' bald drei Wochen ohne Fieber liegen.*«

Dass die Leute erschöpft waren und ein bisschen Ruhe wirklich gut gebrauchen konnten, war natürlich ein Grund, den sehr fähigen Arzt zu entlassen. Jetzt wurde ein Rechtsanwalt Dr. (med.) zum Chef des Krankenhauses ernannt. Der war in den letzten Jahren allerdings Richter gewesen, hatte seinerzeit jedoch auch mal Medizin studiert und während des Weltkriegs als Sanitätsoffizier gedient. Was sein »Preußentum« betrifft – er ist zwar Niederländer –, so hätten sie sich keinen Besseren für diesen Posten aussuchen können. Er befiehlt, schreit und flucht »gesund« und wird tatsächlich wohl mit einem neuen Besen *kehren*. Und was das Medizinische betrifft? Es gibt noch einen Chirurgen im Lager, einen Griechen (wenn der denn wirklich in Wien studiert hat). Es herrscht eine babylonische Sprachverwirrung, denn der Chirurg spricht nur Griechisch oder Französisch, andere sprechen nur Deutsch oder Niederländisch.

Heute Nacht schlief ich wieder ein, während die im Tiefflug über uns hinwegdröhnenden englischen Kampfflugzeuge nach Hamburg oder Berlin unterwegs waren. Als ich später in der Nacht wach wurde, hörte ich vor dem Fenster die SS-Schildwache hin und her laufen und ... er summte englische und amerikanische Filmmelodien! Es heißt, dass östlich von Warschau gekämpft wird. Heute Nacht ist kurz hinter dem Lager ein Flugzeug abgestürzt. Seit dem 15. März bekommen wir keine einzige korrekte Nachricht mehr. Alles ist J.P.A.: »*Jewish Press Association*«,¹⁶ ein hübscher Name für Gerüchte ...

Freitag, 24. März 1944

Seit heute Morgen neun Uhr liegen wir in einer anderen Baracke. Der unerwartete Umzug war ein hoffnungsloses Durcheinander. Gestern Nachmittag hieß es plötzlich, dass unsere Quarantäne aufgehoben werde und wir, einschließlich des *Reviere*, vor sechs Uhr umgezogen sein müssten. Morgens war jedoch ein Kind ins *Revier* aufgenommen worden, bei dem man am Nachmittag Polio festgestellt hatte. Diese Nachricht kam mitten in der Umzugsaufregung. Nun gingen alle davon aus, dass wir, da es Kinderlähmung in unserem Lager gab, wohl nicht umziehen würden. Bis sechs Uhr wussten wir nichts. Dann der Befehl: »Heute bleibt alles noch in der alten Baracke, aber morgen ziehen wir in eine andere um, wo wir erneut in Quarantäne sein werden.« Alle waren erleichtert. Denn Verlängerung der Quarantäne bedeutete ja Aufschub von

16 Ironische Bezeichnung für die vielen (unkontrollierbaren) Gerüchte unter den Häftlingen im Sternlager.

der Arbeit, und so viel hatten wir schon vom Arbeitslager nebenan erfahren, dass uns klar war, dass wir gewaltiges Glück haben würden, wenn wir hier noch ein paar Wochen bleiben könnten.

Am Morgen regnete es und das Gepäck wurde wieder einmal triefnass. Die Baracken waren abends zuvor mit Blausäuregas desinfiziert worden, ein stickiger Geruch lag in der Luft. Heute Nacht schlief ich zum letzten Mal im alten *Revier*. Und ich gehe auch nicht gern von hier fort. Schon jetzt spüre ich, dass jeder Umzug hier eine Verschlechterung sein wird.

Das hat sich in der Tat später als richtig herausgestellt. Wir sind in immer schlechtere Baracken mit immer weniger Platz umgezogen, bis wir zum Schluss mit zwei Erwachsenen auf einer Holzpritsche lagen und die Betten so dicht beieinanderstanden, dass man manchmal, da es in der eigenen Bettreihe keinen Durchgang gab, einen Umweg von zwanzig Metern machen musste, um an sein »halbes Bett« zu gelangen.

Heute Nacht war ich kurz im Waschraum und stieß mein Knie an einer Bank, zumindest glaubte ich, dass es eine Bank gewesen war. Am Morgen erfuhr ich, dass es sich um eine alte Dame gehandelt hatte, die nachts gestorben war und die man solange eben im Waschraum auf zwei Hocker gelegt hatte. Das war meine erste Bekanntschaft mit einem Toten.

Wie viele habe ich später noch gesehen, oder besser: nicht einmal mehr wirklich gesehen, denn man schaute nicht mehr hin, wenn jemand unter, über oder neben einem starb.

Außerdem war es das erste Mal, dass ich auf der Toilette einen alten Mann vorfand, der dort seine Notdurft verrichtete. Auch das merkte ich erst, als ich selbst schon in der anderen Toilette war, und machte nun erstmals Bekanntschaft mit der weitgehenden Ungeniertheit von Männern und Frauen, die später zur Gewohnheit werden sollte. Niemand regte sich weiter darüber auf oder dachte sich etwas dabei.

Nichts erstaunt oder wundert einen hier mehr. Auch nicht das unbeschreibliche Durcheinander schmutziger, vom Regen klitschnasser Gepäckstücke und Decken für die Baracke. Unsere neue Wohnstatt ist aus Stein gebaut, mit eiskalten Zementböden. Die Baracke ist in vier Abteilungen unterteilt, und es gibt einen Waschraum mit drei Toiletten, von denen zwei (unter anderem die der Krankenstation) jetzt verstopft sind.

Es müssen alte Pferdeställe aus dem letzten Krieg sein, diese Belsener Baracken: hoch, kahl und kalt. Wenn wir demnächst Steckrüben (oder sogar Stroh) von unseren Pritschen essen müssten, würde auch das mich nicht weiter wundern. Ich würde nur nicht essen ...

Die Matratzen, die viel zu dünn ausgestopft sind, erweisen sich als Folterkissen und vermitteln das schmerzhafteste Gefühl, an Gicht zu leiden.

Höhenangst ist angesichts der Höhe unserer übereinanderstehenden Pritschen tödlich. Für die Bewohner der unteren Ebenen ist es jedoch von Vorteil, dass die Betten etwas höher übereinanderstehen, denn sie können wenigstens, auch im unteren Bett, ziemlich aufrecht sitzen.

Saubere Unterwäsche oder Bettdecken sind eine »Fata Morgana«, und in Wirklichkeit flattern Wäschestücke wie

eine Luftspiegelung am Zaun. Nur wenn sie am Stacheldraht hängen, sind sie noch »sauber«.

Das Kind mit Kinderlähmung liegt in einer Ecke, wo man es circa sieben Zentimeter von den anderen Betten der Kranken abgerückt hat, ist also gut »isoliert«. Es gibt kein Wasser, um sich die Hände zu waschen, jetzt, wo es die Wasserhähne im Waschraum nicht tun, auch nicht mehr für die Krankenschwestern und Ärzte. Besuch dürfen wir hier im »Krankenhäuschen« nicht empfangen. Gestern, als alle noch durcheinanderlagen, bestand allerdings auch schon Ansteckungsgefahr, aber was will man machen? *Ordnung muss sein*. Der Barackenleiter und der Arzt sind dafür verantwortlich, dass wir nicht mit dem Rest des Lagers in Kontakt kommen. Diese Verantwortung ist nicht sonderlich schwer zu tragen, da die Stacheldrahtabspernung, die SS, die Hunde und vor allem die »alten Lagerinsassen«, die sehr »schüchtern« sind, diesen Kontakt sicher nicht herausfordern.

Ich habe meine persönliche *splendid isolation* [herrliche Isolation] mit einem wunderbaren Buch von D.H. Lawrence, »*Women in Love*«, das jemand als Andenken an die bewohnte Welt mitgeschleppt hat. Paul sehe ich nicht, denke jedoch umso mehr an ihn.

Samstag, 25. März 1944

Ein ruhiger Tag. Morgen werde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Es gab heute auch keinen Ärger mit den Moffen.¹⁷ Schönes, sonniges Wetter, dadurch war die

¹⁷ »Moffen« (Singular »Mof«), Niederländisch, abwertende Bezeichnung für Deutsche.

Stimmung unendlich viel hoffnungsvoller als sonst bei dem trüben Nieselregenwetter und den Schlammpfützen vor den Baracken.

Nachmittags saß ich mit Pluske, Paultje [Spitznamen Pauls], hinter der Baracke in der Sonne, und es war herrlich. Man roch den Frühling, und meine Gedanken flogen mit ein paar Spatzen mit, die auf dem Stacheldrahtzaun zwitscherten. Es gibt jetzt einen zweiten Fall von »Verdacht auf Kinderlähmung«, meinetwegen können wir hier noch ein paar Wochen in der Quarantäne festsitzen (Lagermentalität).

Sonntag, 26., und Montag, 27. März 1944

Um zehn Uhr verließ ich das Krankenhaus mit all meinem Gepäck. Es regnet wieder einmal hartnäckig. Erst war ich verzweifelt, denn das ganze Gepäck lag wieder durcheinander da, und ich musste alles umpacken. Paul hat mir gewaltig geholfen. Den ganzen Tag habe ich mit der Einrichtung meiner neuen Bettwohnung verbracht und liege jetzt herrlich warm auf all meinen Kleidern, meiner Unterwäsche, zwei Keksdosen mit Essbesteck und Kleinigkeiten unter dem Kopf, und über dem Kopf ein ganzes Arrangement an Nägeln mit komplizierten Bindfadenverbindungen, wobei jeder Bindfaden eine spezielle Funktion hat.

Ich habe das Glück eines Bettes ganz oben, so dass ich noch circa einen Meter Platz über mir habe, den ich ausnutzen kann, wenn ich es geschickt anstelle. Ich werde hier jetzt eine Wasch-, Bügel- und Trockenstube einrichten. Nachts hänge ich meine nasse Wäsche über mir auf,

und tagsüber lege ich sie hübsch zusammengefaltet unter die Strohmratze, um sie zu »bügeln«, und mein Pyjama sieht wirklich adrett aus. Allerdings befinden sich unten an den Hosenbeinen Dreckspritzer von den Pfützen im Waschraum, die nicht mehr rausgehen. Aber wenn das alles ist ... So kann ich es hier gut aushalten.

Wir haben allerdings mit dem Hunger zu kämpfen und haben im Übrigen noch ein bisschen Grieß und Haferflocken in unserem Koffer, aber mal eine halbe Stunde etwas auf dem Barackenofen kochen zu können, verlangt mehr an Nervenanspannung, Takt und Energie, als es der Becher mit lauwarmem, fadem Grieß wert ist. Für ein bisschen Wasser zum Kochen muss man circa hundert Meter gehen und für einen Löffel oder eine Gabel das ganze Bett umpflügen, um es dann wieder vorschriftsmäßig glattzuziehen. Man fällt über die Hocker, die Kinder und über Beine, die überall hervorstehen, wo man sie gerade nicht erwartet. Denn alle hausen in dieser noch arbeitslosen Zeit natürlich in den Betten. Es gibt keine Bücher. Die Kinder langweilen sich. Die Älteren sind ungeduldig.

Um draußen zu sein oder zu sitzen, ist es noch viel zu kalt. Abwechselnd stürmt, regnet und hagelt es. Das Leben ist vollkommen ziellos, mir ist alles egal. Ich will nichts mehr. Ich will noch ein wenig Wärme, ich würde mich mal mit sauberem, warmem Wasser waschen wollen. Ich warte so inständig! Aber worauf?

Dienstag, 28. März 1944

Soeben hat der Barackenleiter (er ist ein feiner Kerl, ein Mann, dem man vertrauen kann, nicht der Klau- und

Trettyp des Durchschnittsbarackenführers) ein kurzes Gedenken für einen vor einer halben Stunde gestorbenen alten Herrn abgehalten. Ich sah gerade, wie er in einem Karren, mit einem Mann auf dem Kutschbock, weggefahren wurde.

Nun, da ich dies schreibe, denke ich wieder an die Berge mit hoch aufgehäuften Leichen, die nicht einmal mehr im Krematorium verbrannt werden konnten, weil es zu viele waren. Doch das war ein Jahr später.

Die Männer aus seiner Baracke gaben ihnen mit entblößten Häuptionern das letzte Geleit bis zum Zaun. Niemand aus seiner Familie oder von seinen Freunden in Holland weiß, dass er starb. Auch vom Tod meines Schwiegervaters weiß man dort nichts.¹⁸

Heute Nachmittag habe ich ein paar Stunden bei Paul auf dem Bett gelegen, und wir haben über ZUKUNFT gesprochen. Alles bleibt so vage, und wir haben ohnehin keine Ahnung, ob wir jemals eine Zukunft haben werden und ob und wann der Krieg zu Ende ist. Heute Morgen haben wir vor dem Appell ein wenig Gymnastik gemacht und saßen danach herrlich in der Sonne. Wir sind sehr müde. Um acht Uhr geht schon das Licht aus, und zwischen sechs und sieben Uhr legen wir uns dann eben schlafen. Was soll man noch länger tun?

Ich wasche mich morgens.

18 Maurits »Pago« Goldschmidt starb am 13. 3. 1944 in Bergen-Belsen, zwei Tage bevor Renata und Paul im Lager ankamen.

Mittwoch, 29., und Donnerstag, 30. März 1944

Es ist herrliches Wetter, und der lange Aufenthalt morgens im Freien ist jetzt angenehm. Gestern und heute habe ich Wäsche gewaschen, alles mit eiskaltem Wasser, sogar unsere Bettdecken, aber jetzt benutze ich sie auch nicht mehr. Werde sie in meinem Koffer verstauen, bis ...

Nachmittags veranstaltet der Barackenleiter immer Vorträge, gestern einen über den Schmalfilm, und vorgestern einen populärwissenschaftlichen über die für uns jetzt so aktuelle Kinderlähmung. Heute waren wir wieder im Bad. Dieses Massenbad ist immer aufs Neue eine Sensation. Merkwürdig, wie man sich daran gewöhnt, dass die SS dabei zusieht und allmählich alle Scham schwindet. Das Essen ist zwar gut, aber viel, viel zu wenig. Wir haben jetzt schon argen Hunger. Aber wir verstehen durchaus, dass wir hier leben wie die Könige, verglichen mit dem, was uns bald im Arbeitslager erwarten wird. Aber ich will es mir nicht zu schlimm vorstellen, vielleicht ist es halb so wild.

Das schrieb ich im März 1944, doch den Dreck, den Hunger, die Krankheiten, die Hoffnungslosigkeit des Winters und des Frühjahrs 1945 hätte ich mir sicher nicht vorstellen können. Aber wer glaubte im Frühjahr 1944 nicht, dass der Frieden sicher im Herbst kommen würde? Wir hätten doch niemals gedacht, dass wir noch einen ganzen Winter und einige Monate danach in Bergen-Belsen sitzen würden.

Die Menschen hier nebenan im Arbeitslager sehen schlecht und ungepflegt aus. Aber woher sollen sie auch die Zeit nehmen? Sie arbeiten jetzt von morgens halb sechs bis abends halb sieben. Mit einer dreiviertelstündigen Mittagspause.

Freitag, 31. März 1944

Heute ist es ein Jahr her, dass ich von Vught aus in Westerbork ankam. Ich erwartete damals, dass ich gleich nach Polen weitergeschickt werden würde. Und ganz bestimmt hätte ich nicht geglaubt, ein Jahr später in einem Lager irgendwo in der Lüneburger Heide zu sitzen. Und das mit Paul. Aber ich konnte damals auch nicht wissen, dass ich nach Westerbork noch einmal nach Hause kommen würde. Auch wenn es nur ganz kurz war. Ich wusste nichts.

Und was wissen wir jetzt? Werden wir jemals nach Holland zurückkehren? Wo werde ich am 31. März 1945 schreiben?

Paul ist sehr krank. Er hatte heute Morgen schon 39,6 Grad. Tag und Nacht hat er furchtbare Zahnschmerzen, man glaubt, dass es eine Wurzelentzündung ist. Es gibt keinen Zahnarzt. Es gibt keine Instrumente. Wohl eine Zange, die sich eventuell über den SS-Sanitäter besorgen lässt ... Wer soll den Zahn ziehen und wie ohne Quälerei? Heute Nachmittag ist er ins Krankenhaus gegangen, weil er dort vielleicht etwas besser versorgt wird. Ich habe solches Mitleid mit ihm und bin sehr beunruhigt. Er hat starke Schmerzen. Ich habe große Angst um meinen Pluske. Gott, gib, dass die Entzündung zu-

rückgeht. Mit endloser Hin- und Her-Rennerei habe ich heute ein bisschen Reis für ihn gekocht, und er ist wirklich gar geworden, obwohl ich ihn von einem zum anderen Ofen geschleppt habe.

Die J.P.A. sagt, dass zehn Ungarn aus Theresienstadt angekommen sind.¹⁹ Doch ein *Austausch*?

Samstag, 1. April 1944

Heute Nacht habe ich mir große Sorgen um Paul gemacht. Aber ihm geht es zum Glück etwas besser, und er hat ein bisschen weniger Schmerzen. Heute Abend hatte er allerdings wieder 39,4.

Es herrschte ein unglaublich kaltes Schneewetter. Fürchte, dass das faule Quarantäneleben bald vorbei sein wird.

Sonntag, 2., und Montag, 3. April 1944

Es ist so entsetzlich kalt in unserer Steinbaracke. Morgen bekommen wir vielleicht ein wenig Holz für den Ofen. Sonntagnachmittag mussten sie im Lager nebenan auch arbeiten. Der erste Sonntag im Monat ist ein voller Arbeitstag. Und morgen früh beginnt die Sommerzeit, also

19 Die Information der »Jüdischen Presse Agentur« trifft beinahe zu: Am 31. 3. 1944 überstellt die SS elf ungarische Juden aus dem Sonderlager in das Sternlager. Sie waren zwei Wochen vorher aus Theresienstadt nach Bergen-Belsen transportiert worden. Am 17. 5. 1944 wird die Gruppe mit anderen ungarischen Juden aus dem Sternlager nach Auschwitz gebracht, darunter ein 15-jähriger Junge und ein zweijähriges Mädchen. Siehe Tagebucheintrag vom 16. 5. 1944.

gibt es nach einem Wochenende Durcharbeiten auch noch eine Stunde weniger Schlaf!

Die J.P.A. sagt, dass es am 17. April zu irgendeinem Palästina-Austausch kommen soll. Ich bin daraus noch immer nicht klüger geworden und glaube es auch nicht. Politische J.P.A.: Finnland soll kapituliert haben. Die Engländer sind in Split gelandet, und Brest-Litowsk ist gefallen. Der Himmel mag wissen, woher die Nachrichten kommen, aber es ist doch wieder etwas, um sich eine Weile daran festzuhalten.

Dienstag, 4., und Mittwoch, 5. April 1944

Nichts Besonderes. Gestern erfuhren wir, dass wir noch mindestens drei Wochen in Quarantäne bleiben. Ich bin froh: Je länger dieses faule Leben andauert, umso besser. Ich habe auch keinerlei Verlangen danach, bei diesem Essen hier 13 Stunden arbeiten zu müssen.

Mittwoch gingen wir überraschend ins Bad, und ich wusch mein Haar. Ich schreibe es auf, um mir das Datum zu merken und weil ich nicht weiß, wann ich wieder die Gelegenheit bekommen werde, es zu waschen.

Heute Nachmittag erhielten wir plötzlich den Befehl, die Säle neben unserer Baracke für einen eintreffenden Transport sauberzumachen. Von woher? Der eine sagte: Griechen aus Spanien, ein anderer: italienische Juden aus Bengasi, doch die meisten wetteten auf einen Transport aus Holland, Westerbork.

Es kamen ... neunzig Leute aus Westerbork.²⁰

²⁰ Am 5.4.1944 trafen 101 Juden aus Westerbork im Sternlager ein, darunter solche mit Staatsangehörigkeiten lateinamerikanischer Staaten oder anderen Rückstellungen.

Gewaltige Aufregung in unserem Lager, weil viele durch den Zaun Bekannte entdeckten und sich alle natürlich furchtbar nach Nachrichten aus Holland sehnten. Aber von Gesprächen mit den Neuankömmlingen konnte am ersten Nachmittag keine Rede sein. Die Neuen haben die hintere Hälfte unserer Baracke bekommen, wo auch unser Waschraum liegt. Da wir keinen Kontakt zu ihnen haben dürfen, müssen wir uns jetzt zu hundert an dem einen Wasserhahn waschen, der sich hinten auf dem Gelände im Toilettenhäuschen befindet. Von sechs bis sieben Uhr waschen sich die Männer und danach die Frauen. Wenigstens ist es so gedacht.

Die Nachrichten aus Westerbork waren wie folgt: 1.000-Liste (die sogenannte Stammliste), die Getauften, die Barnevelder, noch ein paar Leute von Ausnahmelisten und die Diamantenhändler sind noch in Holland. Auch einige *Mischehen*.²¹ Der Transport, der jetzt ankam, war mit einem Transport nach Auschwitz und einem nach Theresienstadt kombiniert. (Mangel an Zügen!) Die Waggonen wurden in Hannover abgekoppelt, und jeder Transport fuhr an seinen Zielort.

Der Außendienst²² von Westerbork (die jungen Leute, die im Garten oder auf dem Land arbeiteten) wurde, weil einer aus ihrer Gruppe geflohen war, auf Straftransport nach Auschwitz geschickt. Ich weiß aber nicht, ob dies

21 Gruppen von Juden, die die Deutschen aus verschiedenen Gründen vorübergehend von der Deportation nach Auschwitz ausgenommen hatten oder für einen möglichen Austausch bereithielten. Hierzu zählten bspw. zum Christentum übergetretene Juden (»Getaufte«), durch ihre berufliche oder gesellschaftliche Stellung geschützte Juden (»Barnevelder«), Juden mit nicht-jüdischen Ehepartnern (»Mischehen«) und andere mit Rückstellungstempeln in ihren Ausweisen (»1000-Liste«).

22 Gemeint sind Außenkommandos.

J.P.A. oder authentisch ist. Zeitungen waren in letzter Zeit in Westerbork verboten.

Politik: Odessa und Lemberg²³ gefallen. Split ist von den Engländern besetzt worden. (Das hatten wir auch schon gehört, siehe 2. und 3. April. Ist unserer J.P.A. also doch zu vertrauen?)

Im Zug bekam der Transport warmes Essen. Und wir haben Hunger, jetzt schon, nach drei Wochen, ohne dass wir hier etwas Besonderes machen. Einer aus dem Transport hat für mich einen Brief von einem Freund mitgebracht, der im Januar von Westerbork aus nach Theresienstadt gegangen ist. Er schreibt, dass ich bloß alles daransetzen solle, dass wir dorthin kommen, da es in Theresienstadt besser sei als in Belsen. Trotzdem bedauere ich es nicht, dass wir hier statt in Theresienstadt sind. Ich habe ein sehr ungutes Gefühl, wenn ich an Theresienstadt denke. Hier ist es wirklich nicht gut, aber was weiß ich, wie es dort ist?

Als ich dies im April 1944 schrieb, war ich noch in dem Glauben, dass Theresienstadt ein »Vorzugslager für Prominente«, also das Beste gleich nach einem Austauschlager in unserer Lage wäre. Erst Anfang 1945 erfuhren wir, dass Theresienstadt auch ein Durchgangslager für Auschwitz geworden sei, und noch viel später, als wir schon wieder zurück in Holland waren, dass man auch dort mit dem Bau von Gaskammern begonnen habe, die allerdings nie fertiggestellt und in Betrieb genommen worden seien. Aber dennoch.

23 Lemberg: der alte deutsche Name für die heutige ukrainische Stadt Lwiw.

Falls es überhaupt noch einmal um *Austausch* gehen sollte, sind wir hier besser aufgehoben.

Gestern wurde es uns verboten, mit den Neuankömmlingen durch den Zaun hindurch zu reden. Die Wachtposten dürfen schießen. Die [Neuankömmlinge] sitzen am Straßenrand, das Essen kommt in Gamellen²⁴ erst zu ihnen und dann reichen sie uns unsere Gamellen durch den Durchlass im Zaun. Heute Nachmittag bemerkte jemand, nicht ohne Humor: »Wenn ein paar Dienstleiter (die ›hohen‹, leitenden Herren in Westerbork, die aufgrund ihrer Position oft viele Privilegien genossen) in diesem Transport sind, finden wir in unseren Gamellen kein Stückchen Fleisch.«

Freitag, 7., Samstag, 8., und Sonntag, 9. April 1944, Ostern

Heute ist Ostersonntag. In Holland treiben die Blumenzwiebeln aus. Wie lange ist es her, dass man neben seinem Frühstücksteller bunt bemalte Ostereier vorfand? Dass man an den Verkaufskarren gelbe und weiße Narzissen kaufte? Dass man sich darauf freute, in seinem neuen Kostüm in die Stadt zu gehen?

Das Wetter ist herrlich, und unsere Quarantäne-Faulenzerzeit wird nun schon zu einer echten Ferienzeit. Ich spüre, dass wir diese paar Wochen in vollen Zügen genießen und nutzen sollten. Wir werden, solange wir in Deutschland in Gefangenschaft sind, sicher nie wieder so faul die Sonne und das Nichtstun genießen können. Wir sitzen ganze Tage auf den Holzstühlen

24 Gamelle: Ess- und Kochgeschirr, auch »Hordentöpfe«.

hinter der Baracke und fühlen uns wie im Grandhotel auf der Terrasse. Lediglich die Härte des unbequemen Gestühls und das Hungergefühl bringen uns immer wieder in die Wirklichkeit zurück.

Als wir gestern Nachmittag, nach unserem Ostermahl aus Wintermöhren in Wasser mit ein paar Kartoffelstückchen darin, träge in der Sonne saßen und vor uns hin dösten, donnerten plötzlich Flugzeuge über das Lager hinweg. Amerikaner! Sie flogen pfeilschnell, sehr tief und feuerten wie die Wilden aus ihren Bordkanonen. Worauf, war uns nicht klar. Alle, die draußen auf ihren Stühlchen saßen, rannten durcheinander und versuchten, in die Baracke zu gelangen, und als sie in circa fünfzig Meter Höhe mit ratternden Geschützen über uns hinwegflogen, entstand Panik. Ich selbst lag auf jemand anderem, »gedeckt«, im Rinnstein vor der Baracke. Die SS-Männer hatten brüderlich neben den Juden in der Abfallgrube Deckung gesucht. Der Kommentar unserer Leute wurde, nachdem der Angriff vorbei war, in den schönsten Übertreibungen zu einer Münchhausen-Anekdote. Doch die Situation war ernst. Die überfüllten, engen Baracken! Im Arbeitslager gab es tatsächlich zwei Tote. Bei den Flugzeugen handelte es sich um Bomber, und das war schon ein bemerkenswerter Anblick für uns. Denn seit Mai 1940, in den Kriegstagen, hatten wir die Fokker²⁵ nicht mehr aus einer solchen Nähe gesehen.

Erst als die Flugzeuge weg waren, setzte der Luftalarm ein.

Irgendwo in der Nähe brannte es. Mit Wasser gefüllte Eimer und Wannen mussten vor die Baracken gestellt

25 Fokker: Niederländischer Flugzeugbauer, dessen Militärflugzeuge von mehreren Staaten genutzt wurden.

werden und die Leute in den Baracken bleiben. Ein wenig zu spät. Was geschehen würde, wenn es hier einmal wirklich zu einem Angriff kommt, ist nicht zu ermessen! Ich glaube allerdings, dass wir im Lager relativ sicher sind, was Bombenangriffe der Engländer²⁶ betrifft. Sie werden ja wohl wissen, dass hier »Internierte« sind.

Freitagnachmittag wurde hier eine Revue aufgeführt, und es war außergewöhnlich gut für etwas, das unter diesen Bedingungen und ohne Proben zustande kommen musste. Ich schreibe jetzt, während wir draußen sitzen, kann mich aber absolut nicht konzentrieren.

Wie ist es nur möglich, dass Leute so viel Krach machen können und es draußen ebenso laut ist wie in der Baracke? Neben mir singt der »Hechaluz« (ein zionistischer Jugendverband) hebräische Lieder. Vor mir streitet sich ein frommer Herr mit einem anderen Herrn, der offenbar nicht fromm ist, über das Problem, ob »reines« oder »unreines« Brot auf dem Tisch lag. Es ist schließlich jüdisches Ostern.²⁷

Seit heute haben wir eine Not-Waschgelegenheit. Es ist ein Holzkübel auf ein paar Böcken. Über dem Kübel verläuft ein Rohr mit Löchern darin, die als »Kran« fungieren. Durch das Rohr fließt Wasser, das von der Leitung des Toilettenhäuschens abgezweigt wird. Wie wir uns hier, vor den Wachtposten und dem ganzen Publikum zur Schau gestellt, waschen sollen, ist mir noch ein Rätsel. Außerdem ist es noch ziemlich kalt für eine Wäsche im Freien.

26 Es lässt sich nicht klären, ob es sich um einen Angriff britischer oder US-amerikanischer Luftstreitkräfte handelte. Vgl. vorherige Seite.

27 »Jüdisches Ostern«: Pessach, eines der höchsten jüdischen Feste, das zeitlich in der Nähe des christlichen Osterfestes stattfindet.

Sonntag gab es einen »bunten« Nachmittag. Die meisten Gedichte handelten von hier und der großen Enttäuschung, das *Vorzugslager* betreffend. Ich hatte für den Revuenachmittag auch ein kleines Gedicht gemacht und gewann damit einen Preis (drei Zigaretten!). Ich nannte es:

*Strandbad Bergen-Belsen (Ostern 1944)*²⁸

Die Luft ist so klar und herrlich gesund,
Und draußen ist es so wunderbar bunt.
Die Strandliege ist alt
Und der Wind ach, so kalt!

Die Kleidung der Damen ähnelt dem Engadin,²⁹
Sie lassen Pullover und Hosen sehn.
Den Gesichtern, erhoben, ekstatisch,
Schenkt preußische Frühlingssonn' gratis
Wärme und Vitamin C,
Stimmengewirr ähnelt der Nordsee.

Träge dösen wir und träumen
Von Stacheldraht und grünen Bäumen.
Wir hören noch 'nen Satz, und brav
Fallen wir beinah in Schlaf ...

»Amerikaner, verdammt, lasst euch fallen!«
Ein Donnern, ein Rattern, ein Brummen und Knallen.
Sie fliegen so tief, sie schießen so echt.
Ist es ernst oder nur ein »Luftgefecht«?

28 Das im Original auf Niederländisch verfasste Gedicht findet sich am Ende des Buches im Abschnitt »Quellen und Dank«.

29 Engadin: Ein Hochtal im Schweizer Kanton Graubünden.

Viel Zeit zum Denken bleibt uns nicht.
So sieht man sie, und so sieht man sie nicht.
Will man nicht per se verrecken,
Muss man sich im Nu verstecken.

Der heroische Mof ist zum Juden geschnellt
Und hat sich zum Partner in den Rinnstein gesellt.
Wir warten auf unser Ende
Und sind dann ganz wie von Sinnen,
Als der orange Yankee donnert von hinnen.
Der Himmel ist wieder klar.
Jetzt folgt der »Kommentar«
Auf Angriff, Angst und Mut.
Ein jeder soll's nun weiterspinnen,
Das »Spiel« kann jetzt beginnen.

»Was sind die Mofen gelaufen!«
»Angst hatten die Kerle auf jeden Fall!«
»Aber ich habe dich beim ersten Knall
Auch die Haare sehn raufen.«
»Als ob du nicht geschrien hättest,
Auch wenn du's jetzt bedauern tätst!«
»Hab 1940 viel mehr mitgemacht!
Durch Kugeln wurd ich um mein Versteck gebracht!«

»Ach, und was hast du dann gesehn?
Erschossen sicher nicht mal zehn!«
»Hab 179 zählen können,
Denn als du vor dem Radio saßt,
Hast in die Hosen gemacht dir fast.«

Der Wachturm ist leer.
Der Mof liegt noch gedeckt
Im Sande ausgestreckt.

Die GIs³⁰ sind abmarschiert,
Die stillen Bäume stehn verwirrt.

Blieb's doch nur so!
Dann wär das mondäne Zandvoort aan Zee
Nichts verglichen mit dem sonnigen Cello beim WC.

Das war 1944, und jetzt kann ich mir nicht mehr vorstellen, wie wir damals noch den Mut aufbringen konnten, Lieder oder Gedichte zu schreiben. Aber wir wussten damals auch noch nicht, was Belsen war oder was es werden würde. Ich schrieb am Tag der Revue: »Wenn wir den Krieg auf diese Weise überstehen sollten, wäre es nicht das Schlimmste.« Aber es wurde anders!

Dienstag, 11. April 1944

Wenn ich jünger und sentimentaler wäre, würde ich jetzt sicher weinen. Ich habe Heimweh. Ich habe furchtbares Heimweh. Ich sehne mich so sehr nach allem, was »mal war«. »Ich kann es nicht verstehen, dass die Rosen blühen.«³¹ Was sind Blumen, Frühling, Freiheit? Wir sind so abgeschnitten von allem! Und was steht uns noch be-

30 GIs: Bezeichnung für einfache US-Soldaten.

31 »Ich kann es nicht verstehen ...«: Titel eines Lieds des deutschen Kabarettisten Willy Rosen, der auf den Revueabenden in Westerbork sang.

vor? Warum schicken sie nicht ein einziges Päckchen von zu Hause? Ach, aber ich würde es ja auch nicht tun, wenn ich nicht sicher wüsste, dass es ankäme.

Der heutige Tag begann gut, denn das Wetter war schön warm.

Wir frühstückten draußen (vier halbe, hauchdünne Scheibchen Kommissbrot mit einem Klecks Marmelade). Um zehn Uhr Luftalarm, alle mussten rein. Und unser Essen kam heute um vier Uhr nachmittags. Wir waren wild vor Hunger und angeekelt von der stickigen Baracke, in der wir es mit allen stundenlang zusammengepfertcht aushalten mussten. Unsere Hauptmahlzeit bestand heute aus einem Dreiviertelliter Steckrübensuppe und vier Kartoffeln. Uns knurrte der Magen.

Ich habe Hunger und bin *down*. Es ist erst sieben Uhr, und trotzdem liege ich schon im Bett. Ich will allein sein. Ach, mal kurz allein sein zu können, wirklich ganz allein in der Stille oder nur zu zweit. Ich nörgele. Wenn das alles nur nicht zu lange dauert. Vier Stunden Luftalarm ist für die Angegriffenen auch kein Vergnügen, und für uns ist es sehr unangenehm.

Warum, warum nur das alles? Unsere schönsten Jahre, unsere Jugend zerbröckelt mit dem Warten: warten auf das Essen, warten auf das Bad, warten auf die Sonne, warten auf das Ende des Wahnsinns! Und morgen früh um halb sieben Uhr gibt es wieder Mut »*en gros*«. Jede kleine J.P.A.-Nachricht fangen wir durstig auf und glauben sie trotzdem nicht. Ich will versuchen, ein bisschen Brot gegen Zigaretten zu tauschen. Ich muss etwas zu rauchen haben.

Freitag, 14. April 1944

Gestern und heute Nacht wieder Luftalarm. Wie es wohl gehen wird, wenn es in der stockfinsternen Baracke mit Hunderten von Leuten übereinander in ihren Betten einmal wirklich »ernst« wird?

Ich bin von der Frühlingssonne gebräunt und fühle mich gut. Heute mussten wir unsere Baracke saubermachen. Sogar die Strohmattentzen sollten nach draußen gebracht werden. Es war ein Chaos. Nebenan wurde wieder einmal umgezogen. Das ist eine Lagerkrankheit, ebenso wie der Appell.

Die in der vergangenen Woche eingetroffenen Westerborker verließen die Quarantäne, und um ein Uhr kamen schon wieder Neue in ihre Baracken. Jetzt waren es wirklich Spanier, aber sie kamen aus Athen.

Sie werden besser behandelt. Es steht jetzt auch ein Posten mit Gewehr an unserem Durchlass, und Sprechen ist nun absolut unmöglich geworden. Die J.P.A. sagt, dass Goebbels als Propagandaminister zurückgetreten wäre und Kaunas³² gefallen sei.

Heute gab es Kartoffelsuppe, die wirklich gut geschmeckt hat. Alle haben sie unheimlich genossen. Wir haben schon argen Hunger und nur vier Wochen »Urlaub« gehabt.

32 Kaunas: Großstadt im heutigen Litauen.

Sonntag, 16. April 1944

Die Spanier³³ neben uns bekommen anderes Essen als wir. Gestern hatten sie Haferbrei, mittags zusätzliches Essen und etwas in Büchsen. Finde das kein gutes Vorzeichen für uns. Wir haben Hunger, und sobald wir arbeiten, wird das sicher nicht besser werden.

Wir sollten heute ins eigentliche Lager übersiedeln. Doch das ist wieder verschoben worden, denn jetzt haben wir einen Fall von Diphtherie. Der Sanitäter sagte heute Morgen wütend: »*Jedes Mal, wenn Sie arbeiten sollen, haben Sie wieder einen neuen Fall.*« Und wir haben Spaß. Als Vergeltung bekamen wir das Mittagessen erneut um vier Uhr statt um zwölf Uhr, mit der Begründung: »*Ihr arbeitet nicht, also braucht ihr auch nicht zu essen.*« Immerhin anständig, dass sie noch eine Erklärung dafür geben, die warme Hauptmahlzeit zu spät zu bringen.

Um halb fünf mussten wir plötzlich wieder zum Appell. J.P.A.: »Ein Jude ist verschwunden!« Die Wahrheit: Unser früherer SS-Zähler, »Wilhelm Tell«³⁴ genannt, ist nach einer Woche Urlaub wieder zurück im Lager und hat heute zu seinem *Privatvergnügen* mal eben ein paar tausend Leute zum Appell antreten lassen, um zu schauen, ob *alles noch stimmt*.

Sonntagsvergnügungen!

33 Bei den »Spaniern« handelte es sich um Juden im »Neutralenlager« des KZ Bergen-Belsen. Sie waren aus Griechenland deportiert worden und besaßen spanische Papiere.

34 Wilhelm Tell (vom Niederländischen *tellen*, »zählen«): Es handelt sich vermutlich um den SS-Hauptsturmführer Wilhelm Frerichs, der seit März 1944 Leiter der Politischen Abteilung im KZ Bergen-Belsen und damit für die Registrierung der Häftlinge und Austauschaktionen verantwortlich war.

Heute Nachmittag ein jüdischer »künstlerischer Nachmittag« mit jüdischen Liedern (nach Chaja Goldstein³⁵ kann ich niemand anderen mehr schätzen). Um sechs Uhr nahmen wir draußen unsere drei Schnittchen trocken Brot mit Wasserkaffee ein und gingen zu Bett. Ich will nach dem Krieg nie wieder zu wenig Brot haben! Ich will schneiden, schneiden und essen. Nicht mehr zählen.

Ich habe Heimweh. Heute Nachmittag, als wir auf unser Essen warteten, dachte ich daran, wie sie jetzt in Amsterdam an der Sarphatikade ihr »Sonntagsmittagsmahl« essen würden, und wie Vater sich dann in sein Studierzimmer setzen, an uns denken und versuchen würde, sich vorzustellen, dass ... Ja, was? Würde er sich vorstellen, dass ich beispielsweise auf einem Bett in einem Pferdestall liege, schwindlig vor Hunger, und mich so sehr nach meinem Zuhause sehne? Und ich male mir aus, dass mein Zuhause noch in allem so ist wie zum Zeitpunkt, als wir weggingen, aber vielleicht ist dort drüben auch alles kaputt. Es ist ein Wahnsinn.

Paul wird mager. Gott, wie lange dauert das? Wann können wir endlich mit unserem Leben beginnen? Ich bin müde. Vielleicht müssen wir morgen doch noch umziehen.

Montag, 17., und Dienstag, 18. April 1944

Am späten Sonntagabend hörten wir noch die J.P.A.: Ein hohes Tier ist wegen der »Sperrungen« aus Berlin hergekommen. Es muss derselbe Kerl sein, der auch schon

35 Chaja Goldstein: Sängerin und Tänzerin russisch-polnisch-jüdischer Herkunft, die 1933 von Berlin nach Amsterdam emigrierte.

mal in Westerbork gewesen ist. Er heißt Meus³⁶ oder so ähnlich. Man hatte seine Ankunft vor 14 Tagen per J.P.A. angekündigt, und es stimmte. Aber weshalb ist er hier?

Heute war der Kommandant mit dem Berliner am Zaun und sah sich die »Arier« unter uns an. Würden sie gehen können? Da ist ein Mädchen unter ihnen, das »rein« ist (zumindest, was die Rasse betrifft) und nichts lieber täte, als bei den Soldaten zu arbeiten. Des Weiteren eine »arische Dame«, die sich von ihrem [jüdischen] Mann scheiden lässt, angeblich, um ihr Kind zu retten.

Ihr Mann ging später mit einem der wenigen Transporte von hier nach Auschwitz und kehrte nie zurück. Denn seine Sperre durch die »arische« Gattin war jetzt ungültig geworden.

Von den ungefähr zweihundert Leuten aus unserem Transport, der am 15. März Westerbork verlassen hatte, sind circa 95 Personen sogenannte »Calmeyer-Fälle«³⁷ und die anderen haben ein Palästina-Zertifikat, sind hier also in der Hoffnung auf »Austausch«. Der Kommandant fragte heute auch, wie viele Personen mit Palästina-Papieren es gebe. Die Hoffnung lebt wieder auf!

36 SS-Hauptsturmführer Ernst Moes (1898-1945 verschollen) war im Referat IV B 4 des Reichssicherheitshauptamtes auch für die jüdischen Austauschgeiseln im KZ Bergen-Belsen zuständig. Er trug Mitverantwortung für die Deportation von nicht austauschfähigen Juden nach Auschwitz und deren Ermordung.

37 Hans Georg Calmeyer (1903-1972), deutscher Rechtsanwalt, der als Mitarbeiter der Besatzungsbehörden in den Niederlanden falsche Abstammungsdokumente ausstellte und damit mehr als 2.800 Juden vor der Ermordung rettete. Eine Gruppe gelangte aufgrund solcher Papiere nach Bergen-Belsen. Calmeyer wurde von der Gedenkstätte Yad Vashem als »Gerechter unter den Völkern« geehrt.

Heute Nachmittag haben Paul und ich hinter dem Toilettenhäuschen auf einem Hocker in einer Lagerschale auf einem Esbitwürfel³⁸ Pfannkuchen gebacken. Wir buken im Windschatten der Latrine, mit drohenden Regenwolken über uns und begierigen Kommentaren neben uns. Wir waren schwarz vor Ruß, denn es qualmte. Jeder von uns aß fünf, und abends war der Hunger nicht ganz so schlimm.

Der Genuss von Sauerkrauteintopf und Kartoffelsuppe scheint wieder vorbei zu sein, denn heute war aufs Neue Steckrübe Trumpf.

Bei herrlichem Sommerwetter sind wir schon seit zwei Stunden in der Baracke: Luftalarm, jetzt ist es halb fünf.

Mittwoch, 19. April 1944

Es ist wieder eiskalt morgens beim Appell. Doch zum Glück gab es Luftalarm. Das hören wir vom Posten auf dem Wachturm, der per Telefon gewarnt wird: »*Fliegeralarm!*« Auch heute Nacht gab es von halb zwölf bis zwei Uhr Alarm. Sie können mir jetzt wirklich nicht mehr weismachen, dass die Engländer nicht mit ihren Flugzeugen nach Deutschland eindringen, denn wir haben Tag und Nacht Luftalarm.

Morgen ziehen wir wirklich um. Heute Nachmittag lagen wir im Sand beim Müllplatz und schmorten in der Sonne. Es war göttlich, und ich war wirklich mit dem Leben versöhnt. Gott, gib doch, dass wir hier nicht im Winter immer noch sind. Ich las ein paar jungen Leuten

38 Esbit ist die Bezeichnung für einen Trockenbrennstoff.

mein Tagebuch bis heute vor. Wir vergessen so schnell, und vielleicht ist es doch gut, wenn ich schreibe. Werde ich es durchhalten können?

Seit 1938 war ich nicht mehr so sonnengebräunt. Und dafür muss man *ausgerechnet* in einem SS-Lager sein.

Heute wurde Post ausgeteilt. Wir hatten nur zwei Postkarten, die für meinen verstorbenen Schwiegervater waren. Gestern habe ich alles gewaschen, einschließlich der Bettdecken. Wir können gewaschen und gebleicht ins Arbeitslager.

Samstag, 22. April 1944, Baracke 19

Seit gestern sind wir aus der Quarantäne heraus. Der Umzug verlief gut, wir konnten unser gesamtes Gepäck in Ruhe hinüberbringen. Das Arbeitslager ist eine große Ernüchterung. Überfüllte Baracken und ein offenes WC hinten im Schlafsaal, und ich habe das Pech, direkt daneben liegen zu müssen. Es stinkt unglaublich. Es ist menschenunwürdig, diese verkommenen Zustände in der Baracke. Die Eindrücke der letzten Tage türmen sich auf, so dass es schwierig ist, beim Schreiben ein bisschen Ordnung darin zu schaffen. In der ersten Nacht habe ich nicht schlafen können. Ich spürte, wie hoffnungslos alles ist. Die Angst, hier noch einen Winter mitmachen zu müssen! Wir erkennen nun, dass es nur nach außen hin eine anständigere Ausgabe eines Konzentrationslagers ist.

Der Tagesablauf ist: Um Viertel vor fünf wird geweckt. Um sechs Uhr auf dem großen Appellgelände der Arbeitsappell, wonach die Kommandos zur Arbeit abmarschieren, die ungefähr um halb sieben beginnt. In den

Kommandos wird bis zur Mittagspause um halb zwölf gearbeitet. In geschlossenen Kolonnen, das heißt in Fünferreihen, und fein säuberlich im Takt des Geschreis unseres Aufsehers zum Appellplatz marschierend, wo das Kommando, das am Morgen doch schon so präzise gezählt worden ist, um halb zwölf erneut gezählt wird, bevor es den Suppenkübel in die Baracke bringen kann. Um halb eins abermals Appell mit Zählen, Zählen, in geschlossener Kolonne zurück zu den Arbeitssälen, wo wir bleiben müssen, bis wir um halb sieben in Kolonne zurückmarschieren, um gezählt zu werden. Wenn wir dann Glück haben, »stimmt« das Ergebnis (nach noch etlichen weiteren Zählungen über den Tag verteilt), und dann dürfen wir in die Baracken. Stimmt es aber nicht, stehen wir abends noch ein paar Stunden mit leerem Magen in der Kälte.

Zumindest für uns ist der abendliche Arbeitsappell das Ende des Arbeitstages. Dann kommt die Stunde, in der man kurz versucht, »Mensch« zu sein und sich daran zu erinnern, dass nicht alles auf der Welt nur aus Treten, Schimpfen, Befehlen und Fluchen besteht. Es ist die Stunde, in der man versucht, nicht an den quälenden Hunger zu denken, und fest davon überzeugt ist, dass alles gut ausgehen und der Krieg ein baldiges Ende finden wird.

Bis Viertel vor acht dürfen Männer und Frauen zusammenbleiben, und das ist wirklich ein »Vorzug«. Denn man kann nun seinen Mann oder seine Frau kurz sprechen und all die kleinen Dinge tun, mit denen man sich im Lagerleben gegenseitig so unheimlich helfen kann. Beispielsweise klopft Paul in der Zeit gelegentlich meine Decken aus und wringt die Wäsche für mich, die ich morgens um vier Uhr schon gewaschen habe.

Da hatte Paul noch mehr Kraft als ich.

Ich wurde gestern zum »Schuhkommando« eingeteilt. Beim Appell stand ich zufällig in der vordersten Reihe zusammen mit ein paar jungen Mädchen. Der *Oberscharführer*,³⁹ der die Auswahl für die Arbeit traf, sagte: »*Da, die Alten, die Mumien, brauche ich nicht. Ich brauche Junge, Sie, Sie und Sie.*« Dass der SS-Mann »*Sie*« sagte, gehörte ebenfalls zu den *Vorzügen*.

Wir marschierten zu unserem neuen Kommando. Die »Schuharbeit« war in einem großen Pferdestall aus Stein untergebracht. Dort arbeiteten circa 120 Frauen in einem Raum. Holztische, Hocker und überall haufenweise staubige, alte Schuhe. Die Luft war stickig und der Staub wirbelte eklige Wolken über die Tische, an denen die Frauen auf unbequemen, harten Hockern über die Schuhe gebeugt saßen, um sie aufzutrennen. Unsere Aufgabe: pro Tag vierzig Paar alte Schuhe Naht für Naht auseinanderzupulen und die Lederstücke in den dafür bestimmten alten Wehrmachthelmen, die auf dem Tisch standen, zu sammeln. Durch unsere Sparsamkeit sollte Deutschland »groß« werden. Einer der Helme war für gute, brauchbare Lederstücke, ein anderer für Abfalleder und ein weiterer für Textil bestimmt. Als »gute« Lederstücke bezeichnete der *Aufseher* die, aus denen sich noch Kunstleder machen ließ. Abfalleder war unser Favorit. Dieser Helm füllte sich auf allen Tischen immer wieder am schnellsten. Denn das war schließlich unsere einzige Gelegenheit zur Sabotage: Wir sorgten dafür, dass jedes Stückchen

39 Es handelt sich vermutlich um SS-Oberscharführer Karl Heinrich Reddehase, siehe Fußnote 52.

»gutes« Leder zu einem Stück Abfalleder wurde, indem wir es zum Beispiel unbemerkt in kleine, unbrauchbare Stücke schnitten. Textil, ein viel zu schöner Name für das eklig zerschlissene Schuhinnenfutter, wurde als ein von uns auf der Latrine benötigter Artikel benutzt. Doch darüber später mehr. Es arbeiten ungefähr sechshundert Männer und Frauen bei den Schuhen. Die Arbeit ist nicht schwer, aber gut elf Stunden auf einem wackligen Holzschemel sitzen, hungrig und frierend über die staubigen, schmutzigen Schuhe gebeugt, sind sehr lang. Von dem Staub bekommt man eine trockene Kehle und gerötete Augen. Ich hatte von dem langen Sitzen immer Schmerzen zwischen den Schulterblättern. Man spürt die Schmerzen des Sitzens, die Schmerzen des leeren Magens, aber noch mehr und tiefer in sich den Schmerz über das Menschenunwürdige dieses angetriebenen, nutzlosen Arbeitens, des körperlichen und geistigen Hungers, und dann: das Meckern über wirklich alles und aufpassen, dass nicht etwa ein Deutscher in der Nähe ist, und das endlose Gerede über Essen, das Sichausmalen von Menüs, als ob es keine anderen Dinge mehr geben würde als Essensphantasien.

Die einzige Ablenkung von dem eintönigen und langen Tag besteht darin, in geordneter Reihenfolge nach draußen zur Latrine gehen zu können. Dabei handelt es sich um einen Holzverschlag mit einer Eisenstange über einer tiefen Abfallgrube. Hier ist die politische Nachrichten-Gerüchteküche, hier wird rasch eine heimliche Zigarette geraucht und hier schminken sich vor allem die Französinen. (Wie ist das nur möglich?)

Trotzdem habe ich es aus reiner Langeweile und um der SS zu zeigen, dass sie uns egal war, auch schon mal gemacht. Auf der Latrine hörten wir später, im Sommer 1944, als die ersten Transporte aus polnischen Konzentrationslagern kamen, erstmals vom Vergasen. Hier sahen wir zum ersten Mal die auf dem Arm eingebrannten »Auschwitznummern«. Die Latrine war damals die einzige Möglichkeit, in Kontakt zu den polnischen Frauen zu kommen, aber auch das wurde uns bald unmöglich gemacht.

Eine zweite Ablenkung ist der braune Wasserkaffee, der um drei Uhr nachmittags in Gamellen aus der Küche kommt.

Später wurde auch das abgeschafft, und es gab keine einzige Unterbrechung der Arbeit mehr.

Wir haben einen SS-Oberscharführer, der die Aufsicht über unseren Schuhsaal führt. Er trägt eine adrette, grüne Uniform, hat einen SS-Siegelring an der rechten Hand und raucht gute Zigaretten. Ich schnuppere immer kurz, wenn er vorbeigeht, um seine Zigarette mitzugenießen. (Er tauscht die Zigaretten mit den italienischen Jüdinnen, die aus Bengasi hergebracht worden sind und, da sie englische Pässe haben, auch wohl bald wieder von hier fortgehen werden. Sie sind eine Weile in einem Internierungslager in Norditalien gewesen, wo sie vom Internationalen Roten Kreuz diese englischen Zigaretten bekommen haben.)⁴⁰ Er hat ein wohlgenährtes Gesicht

⁴⁰ Tatsächlich brachte die SS 1944 mehr als 300 Juden aus italienischen Lagern in das Sternlager. Sie kamen aus Nordafrika und besaßen britische Papiere, weshalb sie als Geiseln für einen Austausch in

und eine grenzenlose Beleidigungskapazität. Er schreit und droht (am liebsten mit dem »Bunker« oder »Am-Zaun-Stehen«). Heute herrschte »in den Schuhen« eine sehr nervöse Stimmung, weil wir durch die andauernden Drohungen während der Arbeit nicht wussten, ob wir auch heute, am Sonntag, nachmittags wieder zur Arbeit antreten müssten. Um Viertel vor zwölf, als wir ins Lager einmarschierten, wussten wir noch immer nicht, ob sie uns jetzt wieder aufrufen oder uns heute mal in Ruhe lassen würden. Wenn sie das tun, ist es sicher nicht wegen uns, sondern weil sie selbst mal einen Nachmittag nicht auf uns aufpassen wollen.

Leute aus diesem Lager beneiden uns Quarantäne-neulinge um unsere sonnengebräunten Gesichter und den Vitamin-Gesundheitsvorsprung.

Heute sind ein paar nette Dinge passiert. Heute Morgen beim Wecken kam die Nachricht: »Arbeitsappell eine Stunde später!« Also drehten sich alle, die noch nicht aus den Federn waren, noch mal um.

Letzte Nacht hatte es Luftalarm gegeben, und die Moffen waren zu müde gewesen um aufzustehen, da sie die Nacht in den Luftschutzkellern des SS-Lagers statt in ihren Betten verbracht hatten. Auf der Arbeit dürfen wir, wenn fünfmal gepfiffen wird, Deckung suchen. »Suchen« ist das richtige Wort. Ferner gab es heute Morgen dicken Brei und mittags gute Erbsensuppe. Heute Nachmittag hatten wir frei, aber es gab Luftalarm, also mussten wir in der Baracke bleiben.

Morgen dürfen wir eine Postkarte schreiben, die mit 99-prozentiger Sicherheit nicht weiter als bis zur *Kom-*

Betracht kamen. Bis zum November 1944 wurden diese jüdischen Familien in Zivilinternierungslager überstellt.

mandantur kommt, da von den Leuten, die hier schon seit gut drei Monaten sind, noch nie irgendeine Nachricht durchgekommen ist, obwohl sie bereits mehrmals geschrieben haben. Allerdings konnten wir am Freitag vergangener Woche ein Päckchen von Vater und Mutter mit Kapuzinererbsen, Puddingpulver und Mehl in Empfang nehmen. Schade, denn wir können hier doch nichts kochen. Ich werde schauen, dass ich es bei jemandem, der kochen darf, wie etwa Mütter mit kleinen Kindern, für die man eine kleine Säuglingsküche eingerichtet hat, gegen Brot eintausche. Den Kindern gegenüber verhält sich die SS hier nicht schlecht.

Die Verwaltung und die Leitung liegt in Händen der Griechen, eines *Judenältesten*⁴¹ und eines *Arbeitsleiters*. Korruption wie überall in allen Lagern. Nur lässt sich damit hier weniger erreichen als beispielsweise in Westerbork, wo man stets auf allen möglichen Wegen darum kämpfte, nicht auf den Transport nach Polen (Auschwitz) geschickt zu werden.

Tauschwaren und Preise:

16 Zigaretten = 1 Ration Brot, circa 300 Gramm

1 Ration Brot = 40 Stückchen Urotropin, mit denen man, wenn man sie anzündet, etwas aufwärmen oder kochen kann

1 Schokoladenriegel = 1 Pfund Zucker

1 Mal Haarschneiden = 3 Zigaretten

41 Von der SS eingesetzte jüdische Häftlinge, die bestimmte Funktionen und Aufgaben zu übernehmen hatten. Jacques Albala war seit seinem Transport aus Griechenland im August 1943 »Judenältester« im Sternlager. Mit der Gruppe jüdischer Austauschgeiseln aus Griechenland wurde das Sternlager im KZ Bergen-Belsen errichtet.

1 Kleid = circa 2 Rationen Brot (ob es aus dem Kurzwarengeschäft oder von C&A kommt, erkennen die Käuferinnen, die »reichen« griechischen Damen, meist nicht und bezahlen also nicht nach Wert)

Meine Lederjacke wurde von einem Tauschexperten gestern auf zwanzig Zentimeter Brot taxiert.

Gerüchte: Nächsten Monat sollen hier dreitausend Leute eintreffen. Wir müssen Platz machen und kommen in ein anderes Lager. Palästina-Zertifikate vielleicht nach Riesa bei Leipzig. Donnerstagsmorgen kam ein Transport mit Ungarn aus dem Lager Mechelen,⁴² wo sie es nach ihren eigenen Angaben sehr gut gehabt haben.

In meinem Schuhkommando arbeiten auch die afrikanisch-italienischen Jüdinnen aus Bengasi. Es sind dunkelhäutige, orientalisches aussehende Frauen. Sie sind frech und gleichgültig. Wenn der *Oberscharführer* brüllt, strecken sie ihre Zunge heraus und entschuldigen das, wenn er noch wütender wird, indem sie so tun, als verstünden sie ihn nicht. Aber er braucht sie wegen der Craven-A-Zigaretten.

Ich fühle mich ziemlich *down* und habe momentan keine Lust, das oft sehr humoristische Leben in den Baracken zu beschreiben. Paul schleppt jetzt morgens vor dem Appell Gamellen von zwanzig bis fünfzig Litern. Frauen mit Kindern unter drei Jahren arbeiten nicht, solche mit mehr als drei Kindern auch nicht.

⁴² Sammel- und Durchgangslager Mechelen für Juden, Sinti und Roma aus Belgien in der Kaserne Dossin bei Antwerpen. Am 21.4.1944 transportierte die SS von dort 14 ungarische Juden in das Sternlager. Bereits am 17.5.1944 wurde die Gruppe mit anderen ungarischen Juden aus dem Sternlager nach Auschwitz gebracht. Siehe Tagebucheintrag vom 16.5.1944.

Möglichkeiten für Frauen: Kartoffeln schälen von halb sieben bis halb sieben. In einem nassen Kellerraum, in dem man bis zu den Knien in den feuchten Schalen sitzt. Dennoch eine sehr begehrte Arbeit, weil dabei etwas zu essen – wie rohe Möhren, Lauch und Zwiebeln – abfällt. Uniformen auftrennen, Schuhe auftrennen, und es gibt ein paar ganz besondere Ausnahmen, die in der Küche selbst arbeiten dürfen. Ihre Arbeitszeit ist dann allerdings von halb vier nachts bis ungefähr sieben Uhr abends und manchmal auch länger. Sie müssen nachts um halb drei aufstehen, aber der Riesenvorteil ist, dass man so viel essen darf, wie man will und (was streng verboten, aber die größte Attraktion der Küche ist) das »Schleppen«: Zucker, Butter, Fleisch und dergleichen für die eigene Familie im Lager mitnehmen. Das muss geschmuggelt werden.

Als ich später selbst für kurze Zeit in der so begehrten Küche arbeitete, habe ich auch für Paul organisiert, und ich erinnere mich, wie ich etliche Male ein Pfund Zucker und mehr »abschleppte«, und zwar auf folgende Weise: Ich hatte ein grob gehäkeltes Haarnetz über meinen Haaren, die mir damals noch bis auf die Schultern hingen und sehr dick waren. Auf der Toilette in der Küche stopfte ich den Zucker unter mein Haar. Ich musste dann bei der Kontrolle durch den Scharführer stolz und erhobenen Hauptes gehen (denn das Gewicht des Zuckers zog meinen Kopf nach hinten), aber das durfte kein Hinderungsgrund sein. Es ist nie entdeckt worden.

An einem sehr warmen Abend habe ich mal versucht, den Inhalt einer Büchse Schweinefleisch abzuschleppen, den ich am Körper versteckt hatte, und auch das gelang,

wenn auch nicht ohne Kommentar, was die feinfühligere Mentalität unserer Bewacher akzentuierte. Ich hatte unter meinem Overall an zwei Stellen das in Wachspapier eingewickelte Schweinefleisch versteckt, und als wir vor der Küche in der Schlange standen, bereit »abzutreten«, sagte unser geschätzter Chris (der Scharführer): »Na, was ist denn da los?« Und mit seinem schönsten Grinsen auf mich und einen dunkel glänzenden Fleck oben auf meinem Overall zeigend (oh, das Butterbrotpapier): »Ihnen geht wohl die Milch ab?« Durch das Lachen der anderen (was kann man Besseres tun, um eine Situation zu retten, als so zu tun, als würde man es witzig finden!) war er abgelenkt und fragte beziehungsweise kontrollierte nicht weiter. Hätte er es getan, wäre die Mindeststrafe der »Bunker« und die extremste Möglichkeit »Auschwitz« gewesen. Das ist später tatsächlich einem Mädchen passiert, das wegen eines halben Pfunds Butter nach Birkenau geschickt wurde.

Möglichkeiten für Männer: Arbeit in der »Schuhindustrie«, Außenkommando (Karren ziehen, graben, Holz hacken, Abfall transportieren, usw.), Küchenarbeit. Einzelne Privilegierte wie Maler, Elektriker und spezielle andere Fachleute, die Sachen für den *Kommandanten* oder die SS instandsetzen müssen, kommen auch schon mal in die »SS-Kommandos«.

Freistellung vom Appell: Dafür muss man morgens (also um circa halb sechs) mehr als 39 Grad Fieber haben. Sonst normal zum Appell und eventuell auch an die Arbeit. Krankenhausaufnahme nur im Falle höheren Fiebers und infektiöser Krankheit.

Dienstag, 25. April 1944

Heute habe ich erstmals einen ganzen vollen Arbeitstag im Schuhkommando gearbeitet. Es ist ein schrecklich langer Tag, von halb fünf morgens bis neun Uhr abends. Furchtbar ist das Hetzen in der sogenannten »Mittagspause«, weil fürs Essenholen, das Essen selbst und den Abwasch des Essgeschirrs nur fünfzehn Minuten übrig bleiben. Der Rest der offiziellen Dreiviertelstunde geht durch das Gezähltwerden verloren: vor dem »Nachhausegehen«, also dem Gang zur Baracke »in Fünferreihen, richtend auf Vordermann und Seitenmann«, dem erneuten Zählen auf dem Appellgelände, bevor wir nach dem Essen zur Arbeit gehen, dem nochmaligen Zählen auf dem Appellplatz, wenn sich das Kommando aufgestellt hat, dem abermaligen Zählen beim Ausrücken, dem Zählen bei der Ankunft »in den Schuhen«. Dann ist unsere Ruhepause nach 45 Minuten, in denen wir zahllose Male gezählt worden sind und einen Teller warmes, feuchtes Nass verschlungen haben, wieder vorbei. Darauf beginnt der endlos lange, sechsstündige Nachmittag, sitzend über die staubigen Schuhe gebeugt, bis wir um halb sieben erneut gezählt werden. Die Aufgabe ist ja vierzig Paar Schuhe pro Tag. Ich habe in den Wochen, in denen ich in der »Industrie« gearbeitet habe, insgesamt fünfzehn Schuhe auseinandergeschnitten. Die deutsche Industrie wird durch diese Art von Arbeit nicht reich. Ich werde gereizt bei all dem Gehetze. Paul findet es herrlich »in den Schuhen«. Er ruht sich dort aus.

In der Tat, damals verstand ich noch nicht, wie er die langweilige, nervenaufreibende Arbeit des »Schuhe hier, Schuhe

da«, das gebückte Dasitzen, den Staub und die ewigen Essgeschichten so schätzen konnte. Aber er hatte bereits einmal »draußen« gearbeitet, und das Angetriebenwerden bei den Karren oder den Bäumen, was viel zu schwer war angesichts der beginnenden Unterernährung bei den Männern, das Schimpfen und später die Schläge der SS machten das Schuhkommando zu einem »Ort der Ruhe« im Vergleich zu all dem anderen, was man erleben konnte.

Meine vielbenedete Quarantänebräune verschwindet jetzt schnell, und so gibt es denn jetzt auch keinen Stein des Anstoßes mehr bei den alten »Lagerinsassen«, die bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit erzählen, wie kalt es hier im Winter gewesen ist (sie sind seit dem 11. Januar hier), wie lange sie Appell gestanden haben (die Taten der Deutschen werden offenbar als »glorreiche« Märtyrererfahrungen nacherzählt) und wie schlecht das Essen war.

Abends nach dem letzten Appell esse ich rasch meine kochend heiße Suppe, das Stückchen Brot, bei dem man zählt und noch mal zählt (man schneidet es in ganz dünne, fast durchsichtige Scheibchen, um mehr zu haben, und dann zählt man, wie viele Scheiben man abends essen kann und wie viele man sich für morgens aufheben muss – worauf man, mit einem Schuldgefühl, alles aufisst und den Hunger in Kauf nimmt). Man isst mit dem Ellbogen im Napf einer anderen (hieß das früher nicht Teller?), mit einem scheelen Blick auf den der Nachbarin, ob sie auch tatsächlich ALLES aufessen wird, und dem Gefühl, dass man von den Bergen-Belsenerinnen, die viereinhalb Monate »älter« sind als man selbst, an dem engen Tisch kaum geduldet wird ...

Und heute nun ein Bergen-Belsen-Tag, der wie alle anderen beginnt, nur mit ein bisschen mehr Regen am frühen Morgen und dadurch mehr Schlamm als sonst auf dem Appellplatz. Wir versuchen dann brav, »richtend auf usw. ...«, heimlich ein bisschen um die großen Pflützen herumzulaufen, ohne dass es zu »Löchern« in unserer hübschen Reihe kommt, doch die SS will es immer anders haben: Die SS liebt das Wasser für uns, die nassen Füße für uns, die Kälte für uns.

Samstag, 29. April 1944

Ich wurde unterbrochen und schreibe erst jetzt weiter. Dienstag, der 25. April, an dem das geschah, liegt schon wieder so weit hinter mir, und es wird schwer für mich, den langen, geistig notierten Text aufzuschreiben. Ich bin heute absichtlich früh reingegangen und verwende nun die halbe Stunde Abendluft im Freien für mein Tagebuch.

Am 25. April 1944 wurden beim Appell um halb eins völlig unerwartet die Palästina-Bewerber vom Rest getrennt. Der Kommandant (*damals noch nicht Kramer, Gott hänge seine Seele!*) mit zwei »Zivilisten« (ob diese vom *Hauptsicherungsamt*,⁴³ also »falsch«, sprich: Nazis waren, oder gar vom Roten Kreuz kamen, also zu den »Guten« gehörten, ist nicht bekannt). Auch der von der

43 Reichssicherheitshauptamt (RSHA): Eines von zwölf SS-Hauptämtern, in dem der parteieigene Sicherheitsdienst und die Sicherheitspolizei (Geheime Staatspolizei und Kriminalpolizei) zusammengefasst waren. Es war die zentrale Institution, von der das nationalsozialistische Vernichtungsprogramm gesteuert wurde.

J.P.A. angekündigte *Hauptsturmführer* Meus, der bereits in Westerbork für die *Sperrungen* der Juden verantwortlich gewesen war und somit entschieden hatte, ob jemand nach Auschwitz, Theresienstadt, Belsen oder zur Internierung nach Vittel oder Liebenau⁴⁴ geschickt wurde, war anwesend. Ungefähr 1.500 *Lagerinsassen* warteten, im Kreis um das Rednerpult des *Judenältesten* aufgestellt, gespannt auf das Aufrufen der Namen, die dieser aus einer vor ihm liegenden Liste ablas. Es kam zu großem Erstaunen, als sich herausstellte, dass es nicht nach der Zertifikatsliste ging (also nicht nur Namen der Liste 1 oder 2),⁴⁵ sondern vor allem Alte und arbeitsunfähige Personen sowie auch viele alleinstehende Frauen aufgerufen wurden. Die Schlussfolgerung lautete: Das ist ernst gemeint und muss schon »Austausch« sein, denn die Männer in wehrfähigem Alter rief man nicht auf. Es begann zu regnen, und bald prasselte ein eiskalter Hagelschauer hernieder. Doch heute machte sich niemand etwas aus kalten oder nassen Füßen. Es hing zu viel Unerwartetes über unseren Köpfen, um an Müdigkeit oder Kälte zu denken. Auch das heimliche Wasserlassen des einen oder anderen, der dafür ansonsten das Appellgelände nicht verlassen darf, störte heute niemanden. Selbst die SS schien

44 In Vittel (Département Vosges, Frankreich) und Liebenau (bei Mekenbeuren am Bodensee) befanden sich Internierungslager für Zivilisten, insbesondere mit Staatsangehörigkeiten feindlicher Staaten. Bspw. wurden jüdische Familien aus Bergen-Belsen aufgrund britischer Papiere dorthin gebracht. Sie wurden dort regelmäßig vom Internationalen Roten Kreuz besucht, die SS war für diese Lager nicht zuständig. Die Lebensbedingungen in Zivilinternierungslagern waren wesentlich besser als in Bergen-Belsen.

45 Welche »Liste 1 oder 2« Renata Laqueur meint, ist nicht bekannt. Es muss sich jedoch um Listen von Juden mit sogenannten Palästina-Zertifikaten handeln, womit sie für einen Austausch mit Großbritannien in Betracht kamen.

das jetzt nicht für eine Entweihung ihres heiligen Appellplatzes zu halten. Ich selbst stand auf einem Stühlchen, um ja nichts von dieser spannenden »*Show*« zu verpassen, und in mir herrschte eine Mischung aus Empfindungen, die eher an die Gefühle bei einem Reitturnier erinnerten als an den Ernst in einem deutschen SS-Lager.

Plötzlich war der *Judenälteste* mit dem Aufrufen der Namen fertig, aber er hatte nur ein paar hundert genannt, und noch gut 1.250 Leute warteten darauf, ihre Namen zu hören. Die Mutmaßungen regneten stärker aus den »Daumen«⁴⁶ als der Regenguss aus dem grauen Aprilhimmel ... *Austauschtransport* ja oder nein? Warum dieser bekannte Mann von der Palästinaste oder jene Frau nicht? Rätsel über Rätsel und ... ein freier Nachmittag. Denn wir brauchten nicht mehr zurück in unsere »Schuhe«.

Auffällig war die anständige Behandlung durch die Deutschen während des Aufrufens der Namen gewesen. Sie hatten sich wirklich von ihrer besten Seite gezeigt. Die Schlussfolgerung der Gemeinde lautete nun: »Sie waren das natürlich nur, weil die zwei Rot-Kreuzler mit dabei waren.« In einem Lager denkt man erst optimistisch und dann logisch. Also ...

Die J.P.A. florierte in den Tagen nach dem »hohen« Besuch mit einer unerschöpflichen Menge an Gerüchten, albernen *Gräuelmärchen* und »klugen Schlussfolgerungen«. Tatsache war, dass die Auserkorenen unmittelbar nach dem Appellschauspiel ihre Koffer packen mussten

46 Angelehnt an die niederländische Redewendung »Dat zuig je uit je duim« (auf Deutsch ähnlich: »Sich etwas aus den Fingern saugen«); hier wird auf die Gerüchte und Wunschvorstellungen bezüglich der Liste für den Austausch angespielt.

und in eine andere Baracke gebracht wurden. (Übrigens in die Baracke, die wir vergangene Woche verlassen mussten, die sogenannte Quarantänebaracke. Unsere Barackenleiterin aus der Quarantäne gehörte auch zu den *Ausgewählten* und ist jetzt nach einer Woche Arbeitslager wieder in ihre alte Funktion zurückgekehrt, mit einer guten Chance, sehr bald *ausgetauscht* zu werden. Es gibt also auch noch erfreuliche Dinge hier.)

Die J.P.A. sagt: »Sie gehen.« Entweder nach Palästina oder in ein anderes Lager, natürlich unter Rot-Kreuz-Aufsicht. (Ebenso wie in Bergen-Belsen?) Sie reisen mit den Spaniern, die vor ein paar Wochen hier ankamen, über Spanien direkt nach Palästina. In Amerika hat man 500.000 Deutsche interniert, und jetzt haben die Maffen Angst bekommen und behandeln uns deshalb gut. Palästina kann oder will 200.000 Juden aufnehmen, also gehen die mit dem 120.000-Stempel »*gesperrten*« Juden und solche mit noch anderen Stempeln mit auf den *Austausch*-transport. Doch die 120.000-Stempel werden vielleicht auch nach Dänemark oder nach Ommen⁴⁷ gebracht (das ist dann allerdings eine Art Konzentrationslager; ebenso wie Bergen-Belsen?), das wäre aber zumindest in Holland. Und die sogenannten B4-Juden⁴⁸ gehen, aufgrund ihrer »ausländischen Beziehungen«, nach Dachau (o Schreck) oder Theresienstadt.

47 Ommen: Das »Kamp Ommen« war während des Zweiten Weltkriegs ein von Niederländern geführtes Lager unter Kontrolle des deutschen Besatzers in der Nähe von Ommen bei Zwolle.

48 »B4-Juden«: Vermutlich bezieht es sich auf die Abteilung IV B 4 bei der Sicherheitspolizei in den besetzten Niederlanden (zum SS-Reichssicherhauptamt gehörig, siehe Fußnote 43). Diese Abteilung war für jüdische Austauschgeiseln zuständig und erstellte entsprechende Listen.

Das war die J.P.A.-Meldung zu denjenigen, die nicht unmittelbar von der Palästina-Selektion betroffen waren. Und die Meldungen über die Auswählten selbst erblühten zu herrlichen »Fakten«: »Sie haben Zucker, Marmelade und Butter bekommen. Heute Morgen habe ich selbst gesehen, wie es bei der Küche abgeladen worden ist ... Ich habe gesehen, dass sie DICKEN Brei statt Steckerübensuppe bekommen haben.«

Es stimmt jedoch nicht, kluge Fama!⁴⁹ Die »Palästinier« bekamen dasselbe wie wir, die ganze Woche über, werden also nicht gemästet. Es hätte übrigens schon mehr gebraucht als fünfzig Gramm Butter und ein Löffelchen Marmelade, um gut auszusehen und Reklame für die deutschen Lager beziehungsweise Gegenpropaganda für die »Blockade« machen zu können.

Doch die J.P.A. drehte sich so schnell mit dem *auswechselbaren Boden der Tatsachen* mit, dass sie ihr zuzufolge heute sogar überhaupt kein Essen bekommen hätten (auch das wiederum stimmt nicht). Das Lager bebt jedenfalls vor Anspannung und die Deutschen, der J.P.A.zuzufolge, vor Wut, dass wir ihnen entwischen ...

Wann gehen sie? Wohin? Und wann gehen die nächsten? Man sagt in vollem Ernst, dass das Lager vor dem kommenden 1. Juli leer sein muss. Ich persönlich bin optimistisch und halte seit dem »Palästina«-Dienstag das schwere Leben etwas leichter durch. Wenn wir nur vor dem kommenden Winter unter der Kontrolle des »Roten Kreuzes« gelandet sind. Unser einziges Pech könnte noch eine eventuelle Invasion sein, die laut J.P.A. und General

49 Fama: Römische Göttin des Ruhms und der falschen Gerüchte.

Smuts⁵⁰ mit dem größten Landungsheer der Welt bevorsteht.

Das war im April 1944, und für uns, vor allem für die Frauen im Lager, war Politik etwas, das nur in sehr weiter Ferne unsere Gedanken beschäftigen konnte. Das Interesse am Momentanen, dem unmittelbaren »struggle for life«, der natürlich in der schwärzesten Zeit Bergen-Belsens noch sehr viel härter wurde, ließ das Interesse am Kriegsverlauf, und sogar an einer eventuellen Invasion, ohnehin in den Hintergrund treten. Im Lager hatte man ständig das Gefühl, umso mehr, da man nicht ein einziges wirklich vertrauenswürdige Gerücht hörte: »Wenn es doch nur vorbei wäre, wenn wir nur freikämen.« Und noch später: »Wenn ich nur etwas zu essen hätte, wenn ich den morgigen Tag nur erleben würde.«

Ansonsten schaue ich mir jeden Tag meine Schuhe an und weiß jetzt genau, wie schnell – und ohne zu »sabotieren« (also ohne aus gutem Leder Abfalleleder zu machen) – ich sie auftrennen, -schneiden und -sägen kann.

Der Tag ist endlos, der Abend viel zu kurz, die Nacht ist traumlos und um halb fünf plötzlich vorbei.

Mittwochabend bekamen wir nach dem elfstündigen Arbeitstag gratis zwei Stunden frische Luft durch den Antritt zum Appell. Wegen des Auszugs der »Palästinier« mussten die verbliebenen Juden gezählt werden. Die Zahl

⁵⁰ General Smuts: Jan Christiaan Smuts war ein südafrikanischer Politiker, burischer General und britischer Feldmarschall, der während des I. Weltkriegs an der Invasion der Kolonie Deutsch-Südwestafrika beteiligt war.

derer, die gegangen waren, stand zwar »listenmäßig« fest, aber in einem Lager kann man nicht so einfach subtrahieren und addieren – nein, dafür lässt man Tausende von Menschen in Fünferreihen Aufstellung nehmen, und dann geht man als Deutscher »10, 15, 20, 100, 115« murmelnd und mit einem Bleistift fast die Brust eines jeden fünften *Häftlings* antippend (fast, denn der germanische Bleistift darf den Feind ja nicht berühren), die Reihen entlang. So zählt man, vergleicht sein Resultat aus soundso viel Stück Menschen mit dem Ergebnis eines ängstlich hinter dem Grünen hertrippelnden *Judenältesten* (oh, diese Unterwürfigkeit), und sagt dann als deutscher Rechenkünstler: »*Von mir aus steht ihr hier die ganze Nacht. Ich hab Zeit, und wenn der Laden bei euch nicht stimmt, dann wird halt gestanden!*«

Wir standen also, alle Bewohner des »Sternlagers«, blockweise auf dem Appellgelände (niemals werde ich mir mehr im Stadion eine Vorführung im Massenturnen oder etwas in der Art ansehen). Es war winterlich kalt, eiskalt schnitten uns Wind und Hagel ins Gesicht. Ich habe mir jetzt einen Schnupfen und eine ordentliche Bronchitis geholt, habe aber nur 38,5 Grad, bin also *arbeitsfähig*. Wir vergingen vor Hunger und Kälte. Dreimal stimmte es nicht. Es wurde von drei Germanen und vier Juden gezählt, und beim vierten Mal stimmte es dann plötzlich. Rätsel der jüdischen Zählkunst, man kommt nicht dahinter. Ansonsten sind wir bis heute, unter ständigen Drohungen wie dem »Bunker«, »*Brotentziehung*« und »*Am-Zaun-Stehen*«, straflos durch die Woche »geschuht«.

Der Luftalarm ist ein täglich drei- bis viermal wiederkehrender Schrecken (wenn er vor dem Ende der Arbeit

zur Mittagspause kommt, denn dann sitzen wir manchmal nachmittags bis zu drei Stunden hintereinander ohne Ruhe und Essen da, bis in den Schuhen das »Sicher!«-Signal ertönt) und eine Freude für alle, wenn die Sirene vor dem Arbeitsappell um halb eins kommt, denn dann sitzt man an einzelnen Nachmittagen schon mal für ein paar Stunden in der Baracke fest.

Doch die Engländer regeln das trotzdem nicht gut für uns. Denn die Male, an denen wir hungrig und müde durcharbeiten müssen, sind zahlenmäßig sehr viel häufiger als die »Schwein-gehabt-und-Ruhe-Stunden« durch einen Luftalarm.

J.P.A.-Politik: »Es läuft gut.« (Es lief vor einem Jahr, als ich in der Zelle im Amstelveenseweg saß, auch schon »gut«.) Die J.P.A. sagt, dass die Bombardements zunehmen, und unter anderem, dass in 48 Stunden nacheinander dreizehn deutsche Städte eingenommen worden sind.

Gestern kamen hier fünf ungarische Staatsbürger aus polnischen Lagern an.⁵¹ Was sie erzählen ist elend, man darf besser nicht daran denken. Es ist hier also doch ein »Vorzugslager«.

Ich schreibe jetzt, während ich mir einen Wettkampf liefere, wer Erster ist: ich fertig mit dem Schreiben meines Tagebuchs oder das Licht in der Baracke aus. Soeben kamen der *Judenälteste* (ein Grieche, in Wien geboren und aufgewachsen) und der *Arbeitsleiter* (Grieche, aber mehr Cocktail als Grieche) sowie unser *SS-Arbeitsauf-*

51 Die SS transportierte fünf ungarische Juden aus dem polnischen Radom in das KZ Bergen-Belsen. Die vier Männer wurden später in einer Gruppe von 40 ungarischen Juden aus dem Sternlager nach Auschwitz, die Frau mit einer weiteren ungarischen Jüdin in das Außenlager Duderstadt des KZ Buchenwald transportiert.

seher, ein *Oberscharführer*, »Heinz«⁵² genannt, in die Baracke. Dann muss die Barackenleiterin Haltung annehmen, »*Achtung!*« rufen und ordentlich im Stehen ihren Text aufsagen: »*Block 19. Alles ist ruhig, alle Männer sind fort. Alles ist in Ordnung!*« Vor ein paar Tagen stotterte die Helferin der Barackenleiterin und musste daraufhin ihren Text noch ein paarmal aufsagen. Wir lernen es schon.

Heute fand die »Küchen-J.P.A.« mehr Gehör als die »Palästina-J.P.A.«. Demnach bekommen wir jetzt keine Abendsuppe mehr, sondern stattdessen morgens »Kunstsuppe«, 25 Gramm Brot mehr (also eine Scheibe) und weniger Marmelade (kann man einen Löffel Marmelade pro Woche, gestrichen »voll«, noch verringern?), eine kleine Scheibe Wurst und ein wenig mehr Quark.

Am Montag, dem 1. Mai, werden wir erfahren, ob die J.P.A. recht hatte. Ich bin nicht neugierig darauf, denn mein Hunger wird davon wohl nicht kleiner werden! Überhaupt, der Hunger ... Auf der Arbeit »essen« wir Spargel, Garnelen, Windbeutel, Beefsteak, Apfelkuchen und endlos Weißbrot mit großen Stücken Käse und dick Butter ...

Jetzt gehe ich zu meiner hubbeligen Strohmattmatze, rolle mich in meine Decke ein, denke an »*Das Lied von der Erde*«,⁵³ das *Heidelberger Schloss* bei Sonnenuntergang, an die grünen Zweige, die ich heute beim Wachtposten in seinem Häuschen stehen sah, an einen schwarzen Samt-

52 »Heinz«: SS-Oberscharführer Karl Heinrich Reddehase (1893-1946), der die Aufsicht beim Schuhkommando führte. Im zweiten Bergen-Belsen-Prozess 1946 wurde Reddehase vom Britischen Militärgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet.

53 »Das Lied von der Erde«: Ein sinfonischer Liederzyklus von Gustav Mahler.

hut mit viel Voile, das *Alpenglühen* auf dem Gletscher des bizarr geformten Julierpasses im Engadin – es »glüht« noch nach, dann geht das Licht aus und um halb fünf plötzlich wieder an. Dann ist Sonntag! Also haben wir, wenn alles gut geht, um halb zwölf frei.

Jetzt ist es Montagabend, 1. Mai 1944. Der gestrige Sonntag ist wirklich ein Sonntag gewesen, denn wir hatten frei und wussten, dass wir heute noch einen weiteren freien Nachmittag bekommen würden. Der 1.-Mai-Feiertag in Deutschland wurde also auch für uns ein »Fest«. Das Wetter war trüb, seit wir aus der sonnenbadwarmen Quarantäne gekommen sind, konnten wir noch nicht ein einziges Mal Frühlingsgefühle haben. Die J.P.A. sagt, dass wir zu Hitlers Geburtstag auch gutes Essen bekommen. Wie ist das nur möglich!

Die freie Zeit haben wir doppelt und dreifach dazu genutzt, auszuruhen und herrlichen Brei zu kochen und zu essen. Man nehme: ein halbes Pfund Mehl mit Backpulver (das hatten wir noch), rühre es, aus Mangel an Milch, mit Wasser an, als wolle man Pfannkuchen backen. Das geht jedoch nicht, denn man hat keinen Brennstoff und muss jemanden suchen, der da helfen kann, das heißt, der etwas für dich kocht. Ich hatte Beziehungen ins »Krankenhaus«, und dort klappte es heimlich. Zum Mehl eine Unmenge kochendes Wasser, wenn man hat (und wir hatten) etwas Zucker, und man isst einmal eine solche Menge, von der man ein paar Stunden zehren kann.

Der 1.-Mai-Feiertag begann heute um halb sechs Uhr morgens mit Suppe statt mit Wasserkaffee. Und es nahm kein Ende: Das Mittagessen war dick, lecker und ... fast

ausreichend. Doch die größte Überraschung war noch einmal ein dicker Abendbrei. Jetzt spürt man erst richtig, wie hungrig man ist, wenn man dreimal am Tag einigermaßen anständiges Essen bekommt. Wir spendierten uns noch eine aufgesparte und abgezählte Brotration (wenn man dünn schneidet, holt man aus dreihundert Gramm 18 Scheiben heraus) und hatten dann das Gefühl, dass wir jetzt noch einmal von vorn anfangen müssten. Aber es hat geschmeckt.

Ich werde dick, aber Paul sagt, dass das vom Wasser kommt. Ich denke, dass es das Leben im Sitzen ist, und glaube, dass es nach dem Krieg bei all dem leckeren Essen, das aufgeholt werden muss, auch so bleiben wird! Ich wollte, dass es so weit wäre.

Die J.P.A. sagt, dass die Engländer Korsika besetzt und in Nordfrankreich einen »*commando raid*« [Kommandoüberfall] ausgeführt haben. Kleiner Vorgeschmack auf die Invasion. Ferner gehen laut J.P.A. die »Doppelstaatler« (Holländer, die in England oder Amerika geboren sind und dadurch auch Anspruch auf eine alliierte Nationalität erheben können) nach Vittel. Wie sollen wir uns all diese Reisepläne merken?

Eine Frau aus unserer Baracke kam gestern Abend aus dem »*Bunker*« zurück, in dem sie drei Tage verbracht hatte. Sie wurde hereingetragen, und ich erschrak davon sehr. Sie hatte die Strafe bekommen, weil sie im Waschraum dicht neben ein paar alten Strohmattentzen auf Esbit etwas für ihr Baby gekocht hatte und vom Kommandanten, der zufällig vorbeikam, erwischt worden war. Man hatte sie auf »Wasser und Brot« gesetzt, sie hatte also drei Tage lang nur ihr Stückchen Brot bekommen. Ich dachte wegen ihres Weinens und ihres Verhaltens, dass

man sie mindestens halb totgeschlagen hätte, aber es war offensichtlich nur das Verhalten einer hysterischen und verzogenen Frau aus dem Volk. Sie hatte im Übrigen ihr Brot nicht angerührt. »Ich konnt nich essen, denn ich hatt kein Messer nich. Einfach so abbeißen, das ging nich ... Ja, wenn's 'n leckerer Flech'zopf wär, mit dick Butter, dann ja ...«

Ein Jahr später aß Madam dann schon, auch ohne Messer und ohne Butter.

Ich beneidete sie. Der Bunker scheint mir kein Spaß zu sein, aber ich würde gern drei Tage lang nur Brot haben wollen, um einmal allein zu sein und ausruhen zu können. Sie durfte tagsüber auch liegen, es war also ein Luxusbunker.

Ein einziges Mal für eine Stunde allein sein ...

Heute Morgen habe ich meine Schere mitgenommen und wurde dann, nachdem Heinz mich wegen der Schere für tauglich befunden hatte, ins Schuhkommando II versetzt, das heißt zum Auftrennen und Zerschneiden alter Wehrmachtsuniformen. Ich finde es dort sauberer und angenehmer als »in den Schuhen«. Jetzt kenne ich deutsche Soldatenhosen von innen und von außen bis in die letzten Details. Ein Übermaß an gefundenen Gegenständen: von Geld (das in eine Büchse für die Winterhilfe gesteckt werden muss) bis hin zu den intimsten Attributen ... Ich kenne von der SS jetzt ihre Gesichter, ihre Köpfe mit den Stoppelfrisuren, ihre Ränge, ihre Siegelringe, ihre Stimmen (so sanft und melodiös), ihre schweren Stiefel bis in die letzten Nähte und auch ihre Hosen! *Genügt es nicht?*

Heinz sagte heute Nachmittag beim »Zählantreten«: »Generäle werdet ihr nie, auch in Palästina nicht.« Die J.P.A. sagt nun: »Seht ihr, die Moffen sprechen selbst über Palästina, jetzt wird es den *Austausch* geben.«

Als Heinz sich so freundlich äußerte, murmelte jemand: »Mann, du hast es selbst auch nicht weiter als zum *Oberscharführer* gebracht«, was Heinz nicht verstand. Wir werden also keine Generäle, weil wir beim Gehen keine achtzig Zentimeter Abstand zwischen *Vorder- und Hintermann* einhalten können. Na ja, dann eben kein General.

Die schönsten und am stärksten gefärbten J.P.A.-Meldungen hört man in der Latrine, doch sie »stinken« im wahrsten Sinn des Wortes »zum Himmel«, und weil es dort wirklich nicht auszuhalten ist, kann ich es auch beim spannendsten Gerücht nicht länger aushalten, als die Notdurft es erfordert. Genug für heute. Ich muss noch meinen Overall nähen, dann krieche ich in mein sauberes Bett. Ich habe noch Bettlaken. Heute Morgen um vier Uhr habe ich sie in kaltem Wasser gewaschen, und jetzt liegen sie schon wieder auf meinem Bett. Schnellwäscherei Bergen-Belsen ...

Für ein paar Sohlen unter meinen Schuhen habe ich heute zehn Consi-Zigaretten bezahlt. Dies nur in Klammern.

Mittwoch, 3. Mai 1944

Es ist vier Uhr nachmittags, und ich schreibe dies in dem Lärm des arbeitenden Schuhkommandos. Hoffent-

lich kommen Fritz⁵⁴ und Heinz jetzt nicht gerade herein, denn wenn mein Tagebuch entdeckt wird, riskiere ich den Bunker, eventuell Schläge oder Schlimmeres.

Wir sägen Schuhe auseinander, es wird geschwätzt. (Was Frauen doch zu schnattern haben, von morgens halb sieben bis abends halb sieben.) Der Wind heult, der Sand weht am Stacheldraht entlang.

Frühling 1944. Ich habe solch eine unglaubliche Sehnsucht nach etwas Gutem. Ich denke intensiv an zu Hause. Wisst ihr zu Hause in Holland, was es bedeutet, jetzt in einem Zimmer mit einem Stuhl, einem Tisch, Blumen, Tassen und Gemälden Tee zu trinken? Ist euch klar, was es wert ist zu wissen, gleich um halb sieben zu Tisch zu gehen und gut zu essen? Ich werde gleich »antreten«, »im Gleichschritt« nach Hause, zur Baracke 19, marschieren, unter Drohungen und Beleidigungen wie: »*Ich lass euch stehen, bis euch die Scheiße aus dem Arsch läuft.*« Dann habe ich elf Stunden hintereinander in der staubigen Schuhbaracke gegessen und darauf gewartet, dass es halb zwölf und dann wieder halb sieben wird. Ich bin nicht neidisch, dass ihr zu Hause seid, denn mutmaßen zu müssen, ob wir noch leben, oder sich unser Dasein nur vorzustellen, scheint mir für euch schlimmer als die Wirklichkeit zu sein. Aber ich würde trotzdem lieber fünf Minuten »mutmaßen statt erleben«. Und es gibt genug zu mutmaßen. Was passiert in Holland? Ist noch alles intakt, alles noch normal? Es regnet und hagelt wieder, die Stimmung ist nervös und angespannt.

54 SS-Unterscharführer Fritz Rau (1910), von 1943 bis März 1945 als Arbeitseinsatzführer unter anderem für die Aufsicht im Schuhkommando verantwortlich. Wegen Misshandlung von Häftlingen im KZ Bergen-Belsen wurde er 1948 von einem französischen Gericht in Rastatt zu zehn Jahren Haft verurteilt und 1952 entlassen.

Auf dem Appellplatz stehen jetzt die nicht-arbeitenden Frauen mit den kleinen Kindern Strafappell. Sie stehen dort schon seit gut anderthalb Stunden. Man sagt hier, weil es wieder einmal nicht stimmt! Mein Gott, findet das denn niemals ein Ende? Vater, Mutter, denkt eine Sekunde ganz fest an uns, ich tue es auch. Dann habe ich das Gefühl, dass wir nicht so weit weg, so völlig abgeschnitten von dem Alten und so vollkommen isoliert sind.

Donnerstagabend, 4. Mai 1944

Gestern Abend nach der Arbeit hatten unsere SS-Teufel wieder eine angenehme Überraschung für uns in petto. Wieder mussten wir bei dem eisigen Nordwestwind und im Regenschauer fast drei Stunden auf dem Appellgelände stehen, natürlich ohne Essen. Das ganze Sternlager mit den Alten und den kleinen Kindern, genauso wie letzte Woche Mittwoch. Frauen, die es nicht mehr halten konnten, erhielten Hilfe: Andere Frauen stellten sich in einem kleinen Kreis um die Leidtragende auf, und dann floss der Urin über den Appellplatz.

Diesmal war es so kalt, ging so gemein lange und wir waren so müde. Manchmal ist es kaum zu begreifen, dass von all diesen hungrigen, erschöpften und verzweifelten Menschen nicht einer all seinen Mut zusammennimmt (auch wenn es das letzte Mal wäre, dass er sich bewegen würde, denn die Rache der Bewacher stünde wohl fest), um einem der drei grünen Quälgeister, die nur zählen oder überhaupt nichts tun als uns stehen zu lassen, in seine freche Visage zu schlagen. Aber so etwas tut man ja nicht

in einem Lager. Es würde mehr Unheil für das *Lager* verursachen, als es die kurze Befriedigung über die Rache an den Leuteschindern wert wäre. Ich empfinde nicht sehr oft einen so intensiven Hass wie heute auf dem Appellgelände. Aber wenn ich auf diesen Platz schaue und die Gesichter der Männer sehe, Gesichter, die von Tag zu Tag schmäler, erschöpfter und deprimierter werden, zerbricht etwas in mir.

Um neun Uhr durften wir völlig durchgefroren »wegtreten«. Als wir endlich in der Baracke waren, mussten wir die inzwischen eiskalt gewordene Abendsuppe essen und ... um halb zehn ging schon das Licht aus. Luftalarm. Die Nicht-Arbeitenden haben gestern insgesamt fast sechs Stunden Appell gestanden. Es stimmte nicht, es stimmt nie. Man wird vollkommen irre von dieser Zählerei.

Gestern schnitt sich eine Frau, die in den Schuhen arbeitete, aus Versehen mit ihrem Auftrennmesser ins Handgelenk, dicht bei der Schlagader. Als man sie mit einem Stofffetzen verbunden hatte, kam der *Oberscharführer* und fragte: »*Wo ist denn die Frau, die sich das Leben nehmen wollte?*« Als er sie sah, sagte er nur: »*Nicht die Pulsader? Schade. Ich hätte Ihnen gern geholfen!*« Dieser Schuft. Doch das Schlimmste war das entzückte Gesicht der Frau, dass er »Scherze« mit ihr machte. Man stelle sich vor, der *Hauptscharführer* hätte mit ihr gesprochen! Juden sind ein widerliches Völkchen.

Heute kam ein Transport polnisch-französischer Frauen aus Frankreich an (ich glaube, aus dem Lager Drancy).⁵⁵

55 Lager Drancy: Von den deutschen Besatzern errichtetes Internierungs- und Sammellager für Juden in der Nähe von Paris. Am 4. 5. 1944 transportierte die SS 70 und am darauffolgenden Tag noch einmal 74 jüdi-

Ihre Männer, die gekämpft haben, sind jetzt Kriegsgefangene in Deutschland, und die Frauen kommen nun als *Vorzug* hierher (statt als Jüdinnen nach Auschwitz geschickt zu werden). Sie waren teilweise schon seit 24 Monaten in verschiedenen französischen Lagern gefangen.

Des Weiteren traf ein Mann aus Prag ein, dessen Frau als gebürtige Amerikanerin schon in Liebenau ist. Ihm zufolge habe Amerika einen *Austauschvertrag* mit Deutschland. Ich hätte nichts dagegen.

Laut der J.P.A. werden uns morgen mal wieder die »Palästinier« verlassen, die in ihrer gesonderten Baracke noch immer ein arbeitsloses Leben führen. Es ist doch schon spannend hier. Jeden Tag eine Überraschung, und die J.P.A. ist entweder mit »Reiseplänen« oder Änderungen im Menü beschäftigt.

Wir haben im Übrigen diese Woche zusätzlich einmal 25 Gramm Butter (und deshalb keinen Abendbrei), einen Löffel Apfelmus auf Brot und zweimal Marmelade sowie heute Mittag eine herrliche Kartoffel-Makkaroni-Suppe bekommen (es hätte nur mehr sein können). Es ist doch ein »gutes« Lager.

Sonntagabend, 7. Mai 1944

Wir haben doch noch etwas vom Sonntag gehabt, obwohl er nicht wie ein Feiertag angefangen hat. Es gießt und gießt. Um sechs Uhr heute Morgen war das Appellgelände bereits durchweicht.

sche Mütter mit Kindern aus Drancy in das Sternlager. Tatsächlich waren sie als Familien nicht-jüdischer französischer Kriegsgefangener in das Austauschlager gebracht worden.

Die Stimmung bei den Deutschen ist furchtbar. Berlin ist laut der J.P.A. mit circa 3.500 Flugzeugen bombardiert worden. Selbst wir bekamen etwas davon mit, das heißt vom Überflug. Heute Vormittag gab es von halb zehn bis Viertel vor eins Luftalarm. Während man uns bei Alarm unter der Woche nach Hause gehen und auch wieder zur üblichen Zeit antreten lässt, mussten wir heute noch eine Stunde sitzen bleiben. Und die paar Stunden sonntagnachmittags sind so kostbar. Das Wetter war grau, wir hatten es kalt, uns fröstelte, die Schuhe waren grau und staubig und unsere Stimmung war, trotz des vertrauten Gebrumms der überfliegenden »Forts«,⁵⁶ *down*.

Es dauert zu lange. Für uns, in diesem Lager, wird es zu lange dauern.

Wir haben Angst, wenn wir daran denken, wie es sein wird, wenn wir es hier mit schlimmerer Kälte zu tun bekommen. Jeden Tag behauptet man aufs Neue, dass jetzt aber wirklich der erste *Austausch*transport abfahren werde, und noch immer hocken die 250 Auserwählten in ihrer Baracke und gehen nicht. Man behauptet übrigens, dass der Transport über Wien und Konstantinopel in Zweiter-Klasse-Waggons stattfinden wird ...

Gestern kam unser zweites Päckchen aus Amsterdam. Man hatte nichts daraus geklaut und es war herrlich. Zusammen aßen wir eine Dose Sardinen und ... fanden deren Geschmack eigentlich ziemlich gewöhnlich. Man schluckt es dann so schnell herunter, dass man fast nichts davon schmeckt. Unser Geschmackssinn ist abgestumpft. Wir

56 »Forts«: Schwere Bomber der US-Luftstreitkräfte, genannt Flying Fortress (»Fliegende Festung«).

finden jetzt alles lecker und essen in einer rasenden Geschwindigkeit literweise Flüssiges, ohne das Gefühl zu bekommen, (halbwegs) satt zu sein. Heute aß das ganze Lager zur Hauptmahlzeit frischen Spinat (in einer Unmenge Wasser mit weiter nichts gekocht). Die Mädchen in der Küche haben, um diese Mahlzeit für dreitausend Personen zuzubereiten, gut sechzehn Stunden am Stück daran gearbeitet, das Gemüse zu verlesen und zu waschen. Und dann bekommt man so wenig, dass man augenblicklich Schmerzen in der Magengrube verspürt, wenn man es gegessen hat. Heute Vormittag war mir auf der Arbeit ziemlich elend zumute. Ich hörte alle Geräusche wie aus weiter Ferne, mir war schlecht und schwindelig, und als wir in der Sonne zur Baracke gingen, tanzten der Weg, die SS und unsere *Fünferreihe* wie schwarze Schatten durch meinen Kopf. Ich dachte nur: »Gott, lass mich nicht ohnmächtig werden, jetzt, so knapp vor dem Pult des SS-Manns, der die Arbeitskommandos beim Einmarschieren zählt. Lass ihn nicht sehen, was ich fühle. Er braucht nicht zu wissen, dass ich Hunger habe, dass mir schwindelig ist und ich von alledem hier *down, down* und so müde bin.«

Doch unsere *Fünferreihe* fiel nicht auf. Wir gingen erhobenen Hauptes am »Karbunkel«⁵⁷ vorbei, und beim »Wegtreten« wurde mir dann schlecht. Wenn wir jetzt schon Probleme mit dem Hunger haben, wie soll es erst dann werden, wenn wir hier länger sind? Das Essen wird ganz sicher nicht besser werden.

57 »Karbunkel«: Der SS-Mann mit diesem Spitznamen lässt sich nicht identifizieren.

Die Moffen schimpfen und toben viel, machen aber wenig. Sie sind wie bellende Hunde. Ab und zu allerdings fühlbare Strafen, so wie gestern, als sich ein alter Herr, der über seiner Arbeit in den Schuhen eingeschlafen war, unter ein undichtes Dach stellen und dort ein paar Stunden stehen bleiben musste, so dass die Tropfen stetig genau in seinen Nacken fielen. Und heute bekam jemand drei Tage Bunker, weil er während der Arbeit auf dem Ofen ein paar Bohnen gekocht hatte. Das Kochen ist ja verboten, auch wenn die SS verdammt gut weiß, dass in den Päckchen, die jetzt hin und wieder durchkommen, auch mal Erbsen und Bohnen sind, aber die müssen wir dann eben roh essen.

Und morgen dann wieder eine Woche mit 71 Stunden, in denen wir dreckige Schuhe auftrennen, hastig das heiße Mittagessen herunterschlingen, Brot abzählen und herrliche acht Stunden Privatleben genießen – gänzlich für sich selbst, zwischen vierhundert anderen Frauen; aber man ist dann zumindest allein mit seinen Gedanken, Wünschen und Träumen. 71 Stunden Konversation und 71 Stunden, die sich wie zehnmal 71 Stunden anfühlen. Dennoch lässt es sich aushalten. Die sonntagnachmittägliche Ruhe gibt wieder etwas Mut.

Dienstagabend, 9. Mai 1944

Heute ist es vier Jahre her, dass der Krieg für uns begann. Damals war auch strahlendes Wetter, und derselbe hellblaue Frühlingshimmel wölbte sich über Amsterdam, so wie jetzt, vier Jahre später, über diesem grauen Lager in der Lüneburger Heide. Damals hätte ich mir nicht vor-

stellen können, dass ich 1944 unter SS-Bewachung in Deutschland sein und auf *Austausch* warten würde. Diese vier Jahre möchte ich um keinen Preis noch einmal durchmachen. Die Kriegstage, die Anspannung und die Gefahren des Netzes, das die Deutschen immer enger um uns zogen, bis hin zu meiner Verhaftung, dem Gefängnis, Vught, Westerbork. Wieder für kurze Zeit zurück in Amsterdam unter dem zunehmenden Druck des »Wann werden wir verhaftet?«, zum zweiten Mal Westerbork und schließlich Bergen-Belsen. Und wer weiß, wie es endet? Wie geht das Abenteuer aus?

Das Leben hier ist hart, und jetzt, wo das Wetter schön wird, ist das Eingeschlossensein in dem Staub und mit dem Geschrei der SS-Aufseher und der jüdischen Vorarbeiter, die, was das und viele andere Dinge betrifft, den Moffen in nichts nachstehen, doppelt schwer.

Abends genießen wir jetzt von ungefähr sieben Uhr bis halb neun die Sonne. Werden wir im nächsten Jahr endlich einmal des Krieges gedenken können? Man spricht dauernd davon, dass der Palästina-Transport morgen abfährt.

Ich sehne mich so sehr nach Ruhe und Alleinsein, nach Stille, nach einem warmen Bad.

Die Sonne geht hinter den Tannen in rötlich-blauen Wolken unter. Der hellgrüne Spinat, der für die SS-Mannschaften entlang der Lagerstraße gepflanzt wurde, leuchtet grell und frisch vor dem Dunkelgrün des Tannenwalds. Gibt es das wirklich, dass irgendwo Menschen den Frühling frei erleben, dass sie in ihrem eigenen Garten Blumen wachsen und blühen sehen, frei auf der Straße herumlaufen, die warme Frühlingssonne genießen und

auf einer Café-Terrasse eine Tasse Kaffee trinken? Gibt es noch Bücher, Musik und Gemälde? Ist es möglich, dass man glaubt: »Die linden Lüfte sind erwacht, sie säuseln und weben Tag und Nacht!«⁵⁸

Frühlingserwachen! Appell um sechs Uhr! »Richten auf Vordermann und Seitenmann! Blöde Gänse. Ich tret' euch ins Kreuz! Gehn Sie, gehn Sie! Aufgehn, Saubande!«

Staub, sitzen, Schuhe, Staub, sitzen, Schuhe. Erbsensuppe, Steckrüben, Tauschhandel und die ewigen Gespräche über das Essen. Die Sehnsucht nach dem Ende. »Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei.«⁵⁹

»Do you remember, when?« Alte Schlagermelodien schwirren einem durch den Kopf. Filmerinnerungen von vor sechs Jahren.

Jetzt ist es neun Uhr. Noch fast acht Stunden Privatleben, von denen man sieben Stunden verschläft. Vater, Mutter, denkt ihr manchmal an uns, ist euch bewusst, was ihr besitzt? Ich will nicht klagen. Ich möchte nur gern das Ende dieses Wahnsinns sehen.

Donnerstag, 11. Mai 1944

Wir haben wunderbares Wetter. Morgens um halb fünf ist es draußen jetzt herrlich. Dann riecht es sogar im Lager frisch, und die Sonne geht auch hier in prächtigen Farben auf, während sich der Morgennebel über den Tannen hinter dem Stacheldraht lichtet. Das Leben er-

58 *Die linden Lüfte* ...: Anfangszeilen aus dem Gedicht »Frühlingsglaube« von Ludwig Uhland.

59 *Es geht alles vorüber*, ...: Titel und Strophe eines populären Liedes der deutschen Sängerin Lale Andersen, die vor allem mit ihrem Lied »Lilli Marleen« weltberühmt wurde.

scheint bei diesem strahlenden Wetter um so vieles leichter.

Heute Nachmittag gingen wir ins Bad. Danach saßen wir ungefähr eine halbe Stunde in der Sonne und warteten, bis das ganze Kommando von 250 Frauen fertig war. Ich hatte mein Haar unter der Dusche gewaschen, und als wir wieder zurück »in den Schuhen« waren, hatte die Sonne es schon getrocknet. Die französischen Frauen sangen von Paris und »*Dans un coin de France*«,⁶⁰ es war Frühling, die Sonne schien warm und wir fassten wieder Mut.

Paul hat eine Strafe bekommen, weil er verschlafen hatte und zu spät beim Appell war. Aber die Bestrafung wurde nicht ausgeführt, und jetzt muss er nicht mehrere Stunden ohne Essen am Zaun stehen.

Seit gestern ist in unserem Kommando ein Mordstheater im Gange. Ich arbeite jetzt »in den Lappen«, das heißt in der Abteilung unserer Industrie, in der man aus den Unterhemden und Unterhosen alter Wehrmachtunterwäsche noch ganze und gut weiterzuverarbeitende Stücke herausschneiden muss. Diese Abteilung sprach mich besonders an, weil es dort sauberer ist als in den Schuhen, und auch, weil ich mir vorgestellt hatte, die weißen Abfalllappen als Toilettenpapier benutzen zu können. Es gibt kein Papier mehr, und was von den Päckchen übrigbleibt, reicht nicht. Aber mit diesem Gedanken schien ich nicht die Einzige zu sein, denn gestern kam plötzlich Freund Fritz (*Oberscharführer*) und sagte: »*Herrschaften, det jeht nicht, was ihr da macht.*

60 *Dans un coin de France*: »In einer Ecke Frankreichs« [eigentlich: »Il est un coin de France« bzw. »Es gibt eine Ecke Frankreichs«], Titel eines Lieds des baskischen Sängers Luis Mariano.

Da sind die Weiber auf die Latrine jejangen und haben da die Lappen jenommen. Die janze Kanalisation jeht druff. Det verstopft ja alles. Es ist mir janz ejal, ob euch die Scheiße zum Stehkragen rausläuft, aber der Dreck muss ausjeräumt werden.« So der Latrinenvortrag von Fritz. Gestern und heute mussten jeweils zwei Frauen alle halbe Stunde mit langen Stöcken die Lappen aus der Latrine fischen. Fritz brüllte heute noch einmal: »*Und wenn ihr mit die Hände die Männer- und die Frauen-scheiße auseinandersortieren müsst ...*«

Wir leben glücklich und zufrieden im Mai 1944. Persönlich kann ich nicht klagen, denn Heinz mag unseren Schneidetisch. Wir haben jetzt keine Probleme und wurden von ihm sogar in eine andere Abteilung der »Lappen« versetzt, »*ohne Nebenarbeit*«, wie er sagte – wir müssen also nicht im WC fischen.

Freitagabend, 12. Mai 1944

Man wird von einem Kommando zum anderen geschubst. Gerade gefiel es mir, und jetzt bin ich heute beim Appell zum »Kartoffelkommando« dirigiert worden. Protest und Wut nützen nichts. Im Gegenteil. Es stellte sich heraus, dass es Arbeit im Freien war. Ich musste Kartoffeln aus dem Deckstroh holen und sortieren.

Wir haben herrliches Wetter, und eigentlich war es dort ganz nett. Man hat, wenn man im Freien arbeitet, ein sehr viel freieres Gefühl als in den bedrückenden »Schuhen«. Es gibt ein paar Bäume, und es wächst dort ein bisschen Gras am Weg und etwas Spinat für die SS. Aber man muss ständig auf »*Eilige*« auf dem Weg ach-

ten. Das bedeutet, dass man sich wie der Blitz erheben muss, wenn ein SS-Angehöriger vorbeikommt. Man darf, während man die Kartoffeln sortiert, nicht sitzen, also muss man halb hockend oder im Stehen arbeiten. Es arbeiten dort Männer und Frauen. Ich bin von der Sonne und dem Bücken todmüde. Ob ich nun morgen früh beim Arbeitsappell wieder »in den Lappen« oder draußen lande, liegt noch im Dunkeln. Morgen werde ich versuchen, eine weiße Seidenbluse gegen zwei Rationen = sieben Zentimeter Brot einzutauschen. Wir haben schlimmen Hunger.

Sonntag, 14. Mai 1944

Ich habe tatsächlich eine Bluse von mir eingetauscht und schon eine der zwei Brotrationen gegessen. Ich habe unverantwortlich viel gegessen, aber jetzt endlich einmal ein Völlegefühl. Heute gab es wieder Kasperletheater. Wir hatten um halb eins Arbeitsappell und mussten strafmarschieren. Übrigens an unserem freien Sonntagnachmittag. Wie ein Haufen Idioten marschierten tausend Leute, *links, rechts, Vordermann und Seitenrichtung*, durch den hoch aufwirbelnden Staub.

Als wir eine Dreiviertelstunde lang marschiert waren, das heißt auf unsere typisch holländische Weise synkoptisch statt rechts, zwei, drei, vier, links, zwei, drei, vier, wurde abgeblasen und uns mitgeteilt, dass wir um halb drei erneut antreten müssten. Dann sollte das »Antreten« selbst geübt werden.

Unser Sonntagnachmittag wurde ordentlich in Stücke zerhackt. Um halb drei stand das halbe Lager tatsächlich

wieder auf dem Appellgelände. Erneut liefen wir ein paar Runden über den Appellplatz und wurden dabei von unserem SS-Freund »Karbunkel« gezählt (diesen schönen Namen verdankt er dem großen, rosa Pflaster, das knapp über dem Kragen seiner grünen Uniform hervorlugt). Es stellte sich heraus, dass es einen Unterschied von 13 Leuten zum Appell von halb eins gab. Wie war das möglich? Es gab also einige, die sich tatsächlich davor gedrückt hatten, sich an ihrem freien Nachmittag in der Hitze und dem Staub weiter abzurackern. Aber sie hatten auch nicht mit der Beharrlichkeit der SS gerechnet. Stück für Stück wurden sie aus den Baracken zusammengetrommelt, während wir unter murrendem Marschieren die ganze Zeit über wieder Staubwolken aufwirbelten. Zur Strafe wurden die 13 Zuwiderhandelnden an den »Zaun gestellt«. Dort mussten sie bis ungefähr neun Uhr abends ohne Essen in der prallen Sonne stehen bleiben.

Ich kann wirklich nicht mehr an die Ungleichheit von Mann und Frau glauben, wenn man sieht, wie hier alles über einen Kamm geschoren wird. Die Frauen arbeiten hier ebenso hart wie die Männer, außerdem müssen sie sich noch um eventuelle Kinder, die Wäsche und das Organisieren von Essen für die Kinder und den Mann kümmern. In so einem Lager wie diesem sorgt die Frau mehr für ihre Familie als der Mann, denn sie hat diese Sorge noch neben ihrer normalen Arbeit im Kommando.

Paul hat Fieber und schon die ganze Woche Durchfall, muss aber normal weiterarbeiten.

Die J.P.A. sagt, dass in Deutschland der Alarmzustand und in Norddeutschland »Belagerungszustand« herrscht. Wir wissen nichts und glauben alles und nichts. Heute

durfte ich nach Hause schreiben.⁶¹ Sollte die Karte mit 35 Wörtern jemals ankommen?

Jetzt, nach unserer Rückkehr, weiß ich, dass von all den Malen, an denen wir schreiben durften, nie etwas angekommen ist.

Dienstag, 16. Mai 1944

Laut J.P.A. sollte heute etwas Besonderes passieren, und es ist tatsächlich etwas passiert. Als wir um halb zwölf auf dem Appellgelände ankamen, mussten wir uns in einem Kreis aufstellen. Die Stimmung war sehr nervös. Niemand hatte mit etwas Ungewöhnlichem gerechnet. Und was war? Es wurden die Namen von ungefähr dreißig Ungarn⁶² aufgerufen. Und man befahl, dass diese dreißig um zwei Uhr mit ihrem Gepäck am Tor zu stehen hatten.

Um dreißig Leute zu um zwei Uhr zu »bestellen«, lässt man in Bergen-Belsen 2.500 Personen Appell stehen. Um zwanzig nach zwölf waren wir in der Baracke. Das Essen war noch nicht da, und um halb eins mussten wir normal antreten. Ich kam um vor Hunger.

61 Die Häftlinge durften unter starken Beschränkungen Postkarten in deutscher Sprache schreiben, die von der SS zensiert wurden. Einige Postkarten aus dem KZ Bergen-Belsen sind überliefert.

62 Am 17. 5. 1944 wurden 34 ungarische Juden aus dem Sternlager nach Auschwitz transportiert, weil sie aus Sicht der SS für einen Austausch nicht mehr in Frage kamen. Siehe hierzu auch die Tagebucheinträge vom 31.3. u. 22.4.1944. Zwei Frauen aus dieser Gruppe kamen im Herbst zurück aus Auschwitz in das Frauenlager, bevor sie Anfang November nach Duderstadt (Außenlager KZ Buchenwald) zur Zwangsarbeit gebracht wurden.

Aber heute Nachmittag hatte ich frei und bin auch nicht beim Appell gewesen. Dieses »Freisein« ist etwas, das wir selbst geschaffen haben. Beim Arbeitsappell gibt es immer eine gewisse Anzahl von Frauen, die als »Reserve« antreten müssen. Eine bestimmte Anzahl muss zu den Kommandos, und wenn diese Zahl erreicht ist, kann die Reserve zurück in die Baracke. Jeder, der in einem festen Kommando eingeteilt ist, versucht natürlich auch mal in die Reserve zu kommen, und das gelang mir heute Nachmittag. Also konnte ich mein Bett mal richtig sauber machen (wir haben die Kleiderlaus in unserer Baracke), meine Decken ausklopfen, etwas waschen, kurz in der Sonne sitzen, ganz gemütlich Essen holen und auf dem Appellplatz zuschauen, wie die Kommandos einrückten.

Um sechs Uhr kamen die dreißig Ungarn zurück. Sie müssten heute Nacht noch in unserem Lager schlafen. Am Nachmittag wurde ihr Gepäck kontrolliert. Warum? Verlassen sie Deutschland? Wenn wir jemals gehen, wie bekomme ich dann mein Tagebuch durch eine derartige Kontrolle?

Heute bekamen wir ein Päckchen, das heißt, es war für Pago bestimmt. Kekse (himmlisch), Tee, Rasierklingen und Zucker.

Freitag, 19. Mai 1944

Das Wetter wird etwas besser, aber ich trage noch immer meinen dicken, roten Pullover und lange Hose. Ich schreibe jetzt um halb zwei nachmittags in der Baracke. Um halb eins beim Appell gab es Luftalarm, und jetzt haben wir es herrlich in der Baracke.

Es gibt wieder J.P.A.-Meldungen: »Dalmatien ist besetzt. Sewastopol gefallen. Landung in Belgien. Invasion? Für uns geht es nach Theresienstadt oder nach Westerbork!« Und morgen Kohlsuppe oder Spinat? Das Essen! Gestern strahlte das ganze Lager beim Mittagsappell, denn was war das Essen lecker! Kartoffeln mit Makkaroni. Wenn wir drei Liter gehabt hätten, wäre es noch schöner gewesen.

»In den Lappen« erlebe ich wenig. Wir sitzen mit einem netten Grüppchen am Tisch, und unsere Unterhaltungen schlagen manchmal nicht nur die Zeit tot, sondern sind auch aufmunternd. Denn tatsächlich: »*Und was verschwand, wird zu Wirklichkeiten ...*« Wir leben im »Früher« und »Damals«. Wir essen, schlafen und bewegen uns in einem »Weißt du noch?« und »Kannst du dir noch vorstellen, dass ...?« So spazierten wir gestern durch die *City* von Amsterdam. Jedes Geschäft in der Kalver- oder Leidsestraat zählten wir auf: Vroom & Dreesman, dann der Regenschirmladen, nein, Liebes, erst das Zigarrengeschäft, dann die Kurzwarenhandlung, die Gasse ... Wir aßen, aßen bei Dorrius, im American Lunchroom, Saur, und um halb sieben rannten wir aus unserem Stall, um bloß nach vorn in die *Fünferreihe* zu kommen und früher in der Schlange für den Löffel Rübensalat oder Quark zu den drei dünnen Scheiben trockenen Brots zu stehen ...

Die Ungarn sind inzwischen, nach vielen J.P.A.-Meldungen und -Dementis, doch abgereist. Wohin? Liebenau oder ... Auschwitz? Zweite-Klasse-Waggon oder Viehwagen? Sicher ist, dass ihr Gepäck Stück für Stück genau untersucht wurde. Ich habe wenig Vergnügen an meiner Tagebuchschreiberei, jetzt, wo die Chance gering wird, dass ich es jemals hier herausbekommen werde.

Die »Palästinier« warten noch immer auf ihren Zug und wir mit ihnen. Wir warten, warten, sitzen elf Stunden, schneiden, Lappen und Löcher, essen Erbsensuppe, Kohlsuppe, schlafen sieben Stunden, sitzen wieder und warten, warten mal auf die Invasion und dann wieder auf die Suppe ...

Samstag, 20. Mai 1944

Nach dem Luftalarm gestern Mittag, der gut drei Stunden andauerte, war die Stimmung unserer »Freunde« saumäßig. Etwas muss ihnen furchtbar die Laune verdorben haben.

Aber was? Wir traten vollkommen schläfrig an (denn alle hatten sich ins Bett gelegt, um diesen außergewöhnlichen Glücksfall auszunutzen und etwas Schlaf nachzuholen) und waren um vier Uhr wieder auf der Arbeit. Heinz brüllte, Fritz schrie, trat und schlug, und als es für seinen Geschmack etwas zu viel »*Gequassel*« im Männeraal gab, ließ er zwei Männer gut eine Stunde lang gebückt mit den Händen am Boden in der Sonne stehen. Der Mann, der fragte, ob die beiden Bestraften nicht wieder aufstehen dürften (einer von ihnen war ein alter Mann), bekam eine Tracht Prügel.

Fritz hielt beim Abtreten heute Abend noch eine kleine Ansprache: »*Herrschaften, ich sage euch, passt mir auf! Ich stell' euch mit dem Arsch an die Wand und die Händ' auf die Fußspitzen, wenn ihr quasselt. Und wenn ihr euch noch so schön schminkt [dies zu den Pariserinnen], mir imponiert ihr damit nich! Ihr wisst, ihr seid mir nich ans Herz jewachsen.*«

Letzteres glaubten wir sofort. Die Stimmung ist wieder hypernervös. Heute war alles im Lager wieder normal und die J.P.A. beschäftigte sich mit: »Antwerpen ist besetzt!«

Wir saßen ruhig »in den Lappen«, und plötzlich, um elf Uhr, hörten wir von der J.P.A. »Es kommen 260 Westerborker aus Holland.«⁶³ Die Aufregung war sofort enorm. Vielleicht kamen ja jetzt die »hohen Tiere« der dortigen Leitung, die Freundinnen dieser Dienstleiter, die Privilegierten, die »Sondermenschen«. Einzelnen wünschte man alles Schlechte, und man nahm schon mal tüchtig Privat- rache, indem man sagte: »Na, dann können sie gleich ›in die Schuhe«, die hohen Heinis!«, oder: »Se könn' gleich statt mir die Lappen aus'm Lokus raushol'n!« Alte Lager- *insassen* könnten wieder mal ihren Erlebnissen mit eiskalten Appellen, Frostbeulen und scheinwerferbeleuchtetem »Antreten« Luft verschaffen und, *last but not least*, wir könnten nun endlich eine Bestätigung der immer phantastischeren politischen J.P.A.-Meldungen hören.

Und um zwölf Uhr war das Appellgelände gefüllt: 260 Personen von der »Diamantenliste« (das waren diejenigen, die aufgrund ihrer Tätigkeit in der Diamanten- industrie für den Transport nach Auschwitz »*gesperrt*«

63 Am 20. 5. 1944 trafen 240 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus Westerbork im Sternlager ein, die meisten von ihnen waren Diamant- händler oder -handwerker. Die SS plante die Einrichtung einer Dia- mantschleiferei im KZ Bergen-Belsen. Das Vorhaben wurde jedoch aus Ermangelung an Diamanten aufgegeben, woraufhin die Häftlinge in den Augen der SS ihren Wert verloren. Anfang Dezember 1944 transportierte sie die Männer zur Zwangsarbeit in das KZ Sachsen- hausen und die Frauen nach Helmstedt-Beendorf (Außenlager des KZ Neuengamme). Die Kinder wurden in das Frauenlager des KZ Bergen-Belsen überstellt, wo sich weibliche Häftlinge um sie küm- merten.

waren). Gestern Morgen waren sie aus Holland abgereist. In Westerbork ist ihnen zufolge alles nahezu unverändert. Niemand bestätigte unsere Gerüchte. Nur »es geht gut«, mehr nicht.

Das Essen (Trockenkohl) war für uns nach der dicken Erbsensuppe gestern ein Schlag ins Gesicht. Das Wetter war von einer trägen Wärme, und der heutige Tag war ein »schwarzer« für die Kommandos. Es wurde viel geschlagen.

Die Stimmung ist *down*, und Heimweh, Heimweh ...

In Holland weiß man offenbar nichts über Bergen-Belsen. Unter den Diamantenhändlern gibt es welche, die vorgestern noch in Amsterdam waren. Das ist schon eine sehr große Umstellung für sie, von ihrem Haus zu einer überfüllten Baracke in einem deutschen SS-Lager.

Heute Abend bekamen wir einen Viertel Becher Apfelsinensaft, aber die Idee der Judenausrottung und reines Vitamin C lassen sich doch nicht miteinander vereinbaren? Aber hier ist schließlich alles möglich! Auch dass man morgens beim Appell im Nebel oder auf der Arbeit im eiskalten Stall zitternd dasteht in seinem Wintermantel oder Pullover (falls man den hat), aber es kann auch sein, dass man mittags beim Appell steht und unter der glühenden Sonne und in dem heißen Staub schwitzt.

J.P.A.-Meldungen groß und J.P.A.-Meldungen klein, und ich habe Heimweh ...

Gestern hatte jemand einen winzig kleinen Fliederzweig. Bekommen von »jemandem draußen«. Was ist ein Baum in der Freiheit, was sind Blumen, was ist eine Wiese, auf der man liegt und den Sommer riecht? Hier merken wir nur ganz früh am Morgen, dass es Sommer wird, wenn ein feucht-süßer Duft von den Tannen hinter dem Stachel-

draht zu uns herüberweht, und an dem durchgängig blauen Himmel oder den weißen Schäfchenwolken, die wir so sehnsüchtig betrachten, wenn wir auf unserem Weg zur Latrine kurz Luft schnappen.

Montag, 22. Mai 1944

Gestern hatte ich mich echt auf den freien Nachmittag gefreut, doch das war ein Reinfall. Paul musste auch arbeiten. Er ist in ein neues Kommando eingeteilt worden, das im Wald arbeitet. Sie sind morgens mit dem Laster losgefahren und kamen erst abends um sieben Uhr wieder rein. Wohlgermerkt am Sonntag. Sie haben den ganzen Tag, unter der Leitung des *Arbeitsführers* Rau persönlich, arbeiten müssen. Bäume abholzen und sägen. Sie haben sich in Schweiß gearbeitet, hin und wieder ein Tritt oder Stoß, aber sie waren draußen, im Frühlingswald, weit außerhalb des Lagers und ... sie bekamen drei Liter Suppe, und heute gab es Erbsensuppe. Paul sah Flieder blühen, er sah Häuser mit blühenden Birn- und Apfelbäumen, er roch die Frühlingswiesen und den Wald. Sah kurz etwas von einer normalen Welt. Ich habe jetzt schon zwei Jahre lang keinen Frühling gesehen.

Voriges Jahr saß ich im Gefängnis und sah nur hin und wieder einen Spatzen, der an den Gitterstäben unseres »Luftloches« entlangtrippelte, und die Silhouetten einiger Äste, die sich wie Schatten auf der Gefängnismauer abzeichneten. In Vught stand beim Kommandanten Flieder im Zimmer, und in Westerbork ragten zwischen den Baracken ein paar Grashalme aus dem Sand, später blühten vereinzelte Blumen im Garten des Kommandanten und

bei der Gendarmerie vor den Fenstern, aber jetzt habe ich von Paul, der »draußen« gearbeitet hat, einen Ginsterzweig und Flieder bekommen.

Ich war heute Nachmittag am Tauschen und Handeln. Mit einem kleinen Koffer mit Tauschartikeln bin ich zur italienischen Baracke gegangen, und dort (was streng verboten ist) begannen die Verhandlungen, die eigentlich mehr mit Gesten als mit Worten geführt wurden. Und das Ergebnis? Ich habe zwei Badehandtücher gegen zehn Scheiben Wurst, eine Art Salami, eingetauscht. Ein Hemd (nigelnagelneu) gegen vier Rationen warmes Essen (*suppa!*), zu liefern an vier verschiedenen Tagen (also habe ich die Chance, dass auch mal »gutes« Essen, wie etwa Makkaroni, dabei ist). Eine weiße Seidenbluse gegen fünf Löffel Marmelade. Die Italiener sind zigeunerartig⁶⁴ aussehende Analphabeten, und das Verhandeln hat beide Parteien heiser gemacht.

Übrigens, Bergen-Belsen an einem Sonntagnachmittag:

Eine Frau mit nackten, braunen Beinen und etlichen schwarzen Schlammflecken läuft in einem kunterbunten Umhängetuch herum. Ihr pechschwarzes Haar schaut unter dem feuerroten Kopftuch hervor. Sie ist eine Italienerin aus Bengasi, hat einen englischen Pass und vielleicht sogar Läuse.

64 Die SS behandelte die verschiedenen Gruppen im Lager mit Absicht unterschiedlich. Privilegien und Separierung waren gezielt eingesetzte Herrschaftsinstrumente, um möglichst keine Solidarität unter den Häftlingen aufkommen zu lassen. Das führte in der Zwangs- und Mangelgesellschaft immer wieder zu stereotypen und bisweilen rassistischen Zuschreibungen. Auch die Autorin ist davon nicht frei. Die Herausgeber finden es wichtig, diese Passagen nicht zu unterschlagen, um eine Auseinandersetzung mit allen Aspekten der Quelle und der Situation im Lager zu ermöglichen.

Neben ihr geht eine Frau in einem zerknitterten maßgeschneiderten Kostüm. Sie ist eine deutsche Emigrantin aus Holland. Ihr Kostüm ist Haute Couture aus dem Berlin des Jahres 1938. Die Griechin in ihrem Lodencape, lange graue Hose, mit dem feuerrot geschminkten, scharf umrandeten Mund, aus dem laut schnatternde Klänge Spanjocklisch⁶⁵ kommen, riecht nach Guerlain (eingetauscht gegen Brot oder Suppe); sie ist die Frau des *Judenältesten*,⁶⁶ daher dieser auffallende Luxus.

Der gerade erst angekommene Diamantenhändler aus Amsterdam steht in seinem noch nahezu makellosen Anzug da und raucht mit einem alten, gelblich-mager aussehenden *Lagerinsassen* mit zerrissenem Overall eine echte Consi. Letzterer hält die Zigarette gierig zwischen seine Finger geklemmt, die grau vom Schmutz der Schuhe sind. Das Leben hier ist bunt, närrisch und aufregend.

Heute Nacht zweimal Luftalarm. Gestern tagsüber zwei Stunden Luftalarm und heute beim Mittagsappell wieder. Antreten, erneut Alarm, wieder weg (Jubel auf dem Appellgelände von unserer Seite, was doch eigentlich ziemlich unklug ist), nach zehn Minuten aufs Neue antreten und um halb drei an die Arbeit.

65 »Spanjocklisch«: Abfällige Bezeichnung der Autorin für den Idiolekt der aus Griechenland in das Sternlager deportierten Juden. Deren Vorfahren flüchteten im 15. Jahrhundert aus Spanien. Die faschistische und deutschfreundliche spanische Regierung erkannte die spanische Staatsbürgerschaft für einen Teil der Juden aus Griechenland an.

66 Lori Albala-Benrubi (geb. 1921), Frau von Jacques Albala, »Judenältester« im Sternlager, siehe auch Fußnote 41. Ihr Sohn Sigurd starb auf einem Räumungstransport aus dem KZ Bergen-Belsen kurz vor der Befreiung im Alter von zwei Jahren.

Mittwoch, 24. Mai 1944

Ich schreibe dies nachmittags um halb fünf im Bett. Es ist ein Wunder, aber seit gestern Nachmittag liege ich im Bett und das eigentlich hauptsächlich, um auszuruhen. Hatte Magenschmerzen (ich konnte die italienische Wurst nicht vertragen) und habe auch ein bisschen Fieber. Mit allen nur erdenklichen Tricks oder besser Vitamin B (Beziehungen) liege ich jetzt ohne Erlaubnis des SS-Sanitäters im Bett.

Morgen muss ich wieder zum Kommando. Geeignet, um sich auszuruhen, ist es hier allerdings nicht. Eine J.P.A.-Meldung folgt auf die andere, und manchmal bewahrheiten sich diese Gerüchte leider auch. J.P.A.-Meldungen sind in der Praxis meist miserabel. So wie beispielsweise gestern der plötzliche Umzug einer Baracke, in die jetzt die Diamantenhändler (Männer und Frauen) buchstäblich hineingestopft worden sind. Gestern auch der plötzliche Aufruf einiger Theresienstädter (das sind Leute, die hier im Winter aus Theresienstadt angekommen sind).

Während der Arbeit im Schuhkommando kam jemand vom »Büro«, der ein paar Namen aufrief und »Anziehen! Antreten!« kommandierte. Die J.P.A. sagt, dass diese Personen heute mit auf einen Theresienstadt-Transport gehen sollen, der laut den Diamantenhändlern gestern aus Westerbork abgefahren wäre.

Von den 16 Menschen, die an dem Tag wegmussten, den sogenannten Theresienstädtern, hat man nie mehr etwas gehört, und man muss wohl annehmen, dass sie in

*Auschwitz dem »normalen Gang der Dinge« gefolgt sind.*⁶⁷

Heute wieder Unruhe, weil man einen Transport von fünfhundert Personen, wohlgemerkt aus Holland, erwartet. Und vor einem Monat dröhnte das ganze Lager von der J.P.A.-Meldung, dass alle weggehen würden.

Das Lager wird jedoch immer voller. Es muss Platz »geschaffen« werden, und im Zusammenhang damit wurde ernsthaft gedroht, unsere Baracke zu leeren. Die »Palästinier« sollten wieder in unser Arbeitslager zurückkehren (und die Pessimisten, die das natürlich jetzt immer schon gesagt haben wollen, würden dann noch recht bekommen mit dem »Aus diesem ganzen *Austausch* wird sowieso nichts werden«).

Unsere Aufseher bei der Arbeit sind merkwürdige Produkte der deutschen Rasse. Schreihälse, Streithähne, Antisemiten, manchmal wütend-gehässig, dann wieder interessiert und sentimental-freundlich. Beispielsweise erinnerte sich unser »Werkmeister« (aufsichtführender Wehrmachtsbeauftragter »in den Lappen«) heute, dass ich nicht da war, und nach interessierten Fragen an meine Tischnachbarinnen zeigte sich, dass er mich so gut im Gedächtnis behalten hatte, dass er sogar wusste, dass ich meinen Trauring an der linken Hand trage. Übrigens sagen sie so etwas nie ohne irgendwelche Schweinereien,

67 Am 25. 5. 1944 transportierte die SS 17 staatenlose Juden in das Vernichtungslager Auschwitz, darunter sieben Kinder und einen 77-jährigen Mann. Sie waren nicht aus dem Lager Theresienstadt, sondern aus Westerbork in das Sternlager gebracht worden. Es handelte sich um ehemals deutsche Familien, denen mit der Flucht in die Niederlande ihre Staatsangehörigkeit aberkannt worden war.

die einem die Schamesröte ins Gesicht treiben. Sie haben nichts anderes in den Köpfen als Essen, Frauen und hin und wieder einen dreckigen Witz.

Und bei uns? Essen und »früher«!

Ich versuche diese 36 Stunden Ruhe Minute für Minute auszunutzen und mal an etwas Anständiges zu denken. Ich komme nicht weiter als zu blitzlichtartigen Erinnerungen an früher: einen blühenden Apfelbaumzweig, den Geruch einer Alpenwiese im Frühsommer, die Melodie aus dem »Valse noisette«,⁶⁸ ein sandfarbenes Kostüm mit einem geblümt-umschleierten Hut und die Sehnsucht nach Holland!

Gestern kam unser drittes Päckchen, unversehrt und mit Nr. 5 nummeriert. Herrlich. Ich hatte viel schlafen wollen, aber das ist eine Kunst. Unter mir liegt eine Frau mit Durchfall, hinter mir ein brüllendes Kind, vor mir ein ihr Bett »ausseifendes« junges Mädchen. Im Speisesaal wird lauthals debattiert, ob der Luftalarm nun vorbei ist oder nicht. (Es wird wohl so sein, denn der Anwärter auf den Posten des *Lagerältesten* läuft herum und schreit: »Luftalarm abgelaufen!«)

Sie zanken sich lautstark, ob wir heute Abend zum Brot Radieschen (etwa vier) oder Rübensalat (einen Löffel) bekommen werden. Mir soll es egal sein. Ich will nach Hause. Der Schlafsaal stinkt. Es ist Mai, Frühling ...

Ich las gerade in einem sehr guten Buch von Mary Borden: »Wir ziehen unsere guten Kleider aus, schlüpfen in zerschlissene, unansehliche Lumpen, und machen uns auf den Weg, um uns die ersten Kirschblüten in Worces-

68 »Valse noisette«: Gemeint ist der »Valse des fleurs«, der Blumenwalzer, aus Tschaikowskis Märchenballett »Der Nussknacker«.

tershire anzusehen, in Devon die Drossel singen zu hören oder in Sussex Downs das Umhertollen der Lämmchen zu beobachten. Das machen wir!«⁶⁹

Donnerstag, 25. Mai 1944

Wenn das hier noch lange dauert, bleibt nicht viel von unserer Jugend übrig. Ich bin 24 und ich fühle mich, als würde es keine Zukunft mehr für mich geben. Man stirbt hier nicht, man wird nicht misshandelt,

das schrieb ich im Mai 1944, in Unkenntnis dessen, was noch kommen sollte,

aber damit ist dann auch alles gesagt. Heute liege ich noch im Bett. Vollkommen illegal, bis heute Nachmittag mit einem ziemlich ruhigen Gewissen und nahezu ungestört. Um ein Uhr ein plötzlicher Schreck. Alle müssen zum Appell, auch die Kranken und die, die ein Attest haben, dass sie im Bett liegen dürfen. Und da man das nur vom *Sanitäter* bekommt und das auch noch nicht mal immer, sondern nur, wenn man morgens mehr als 38,5 Grad hat, liegt unsere Baracke voll mit illegalem »*Brechdurchfall*«.

»Schocks« in einem 24-stündigen illegalen Lagerleben gibt es viele. Ich versuche auszuruhen und gebe mein Bestes, nicht zu denken, und ich höre, dass gestern Abend alle Kommandos und der Innendienst in dem schneidenden

69 »We take off our fine clothes, slip into worn, disreputable rags and are off to see the first cherry blossoms in Worcestershire, to hear the thrush sing in Devon, or watch the lambs gambolling in Sussex Downs. So are we!«

Wind (das Wetter ist novemberhaft) bis acht Uhr Appell standen; heute Nachmittag musste ich mich schnell anziehen für die erwähnte Kontrolle der Kranken, aber wie das hier so geht, es war bloß blinder Alarm und nur eine Ruhestörung, denn es kam nichts. Und jetzt gerade hörte ich, dass alle Kommandos zur Strafe nach der Arbeit fünf Abende lang bis ungefähr acht Uhr stehen müssen und die »Palästinier« wieder einmal mit weiteren zweihundert aufzurufenden Zertifikatsleuten gehen werden. Heute Nachmittag ist hier in der Baracke die große Putzaktion im Gange, und das bedeutet, dass alles Gepäck vom Boden auf die Betten gestellt werden muss, Eimer und Wannen mit Wasser über den Boden ausgekippt werden, es bedeutet Geschrei und Gekeife über die trotzdem durch das Nasse laufenden Frauen und Kinder. Außerdem üben ein paar Mädchen einen hebräischen Kanon. Es stinkt nach Lysol und Durchfall.

Ich will keine Übertreibungen notieren, lediglich eine Ahnung davon geben, weshalb ich das Gefühl habe, dass ich statt Nerven Stahlseile habe und ich meinen Magen wie einen Mühlstein drücken fühle.

Das halbe Lager krümmt sich vor Magenschmerzen nach dem Schlierenspinat mit Maden, der zwei Tage lang unsere Hauptmahlzeit war. Und die Deutschen sind ganz erstaunt, dass es so viele Kranke gibt. »Es ist doch *Hochsommer!*« Die Männer dürfen jetzt nicht einmal mehr Jacken tragen, und die Temperatur ist sicher nicht höher als im November.

Was will ich eigentlich mit diesem Tagebuch? Wenn wir jemals legal (das heißt auf einem Transport) von hier weggehen, wird es ein Kunststück werden, es mitzunehmen; und wenn wir hier bis zum Frieden bleiben, hat ja

niemand mehr Interesse daran. Was will man dann noch von diesem Saustall von einem Lager wissen?

Es ist jetzt halb sechs nachmittags.

Vater, ich sehe dich im Studierzimmer sitzen. Bei euch ist heute ebenfalls kaltes und stürmisches Wetter. Die Amstel schlägt Wellen, hier und da sogar mit vereinzeltten Schaumkronen. Die Fahrradfahrer auf der Hogesluis haben Mühe, gegen den Westwind anzutreten. Ich rieche die Amstel, den Asphalt, Amsterdam ... Vater, denk mal kurz an uns. Versuch, während du aus dem großen Fenster über das Wasser siehst, kurz ganz intensiv an uns zu denken. Ich habe dann das Gefühl, dass ich nicht so allein bin. Kooltje,⁷⁰ du kommst nach Hause und wirfst deine Tasche auf das Büfett. Mutter meckert, denn so kommen Kratzer ins Holz, und es ist ja gerade erst eingewachst worden.

Ich komme gleich »nach Hause« – in mein Haus mit zweihundert Frauen, stecke meine Tasche in mein Bett, ziehe die Bettdecke glatt und mein Haus ist aufgeräumt.

»Mutter, was gibt's heute zu essen?«, fragst du. »Es riecht so gut.«

Wir essen heute Spinat mit Maden und trocken Brot, dazu Wasserkaffee. Ich werde nie wieder sagen, dass Heimweh Unsinn ist. Ich sehne mich so furchtbar nach Holland, nach Amsterdam, nach meinem Zuhause.

Vater, ganz kurz bei dir in dem großen Ledersessel sitzen, eine Zigarette von dir bekommen und versuchen zu erzählen, wie unser Leben ist. Vater, wirst du noch da sein, wenn wir zurückkommen? Kommen wir zurück? Ich bin nicht besonders sentimental, ich weine nie, aber innendrin tut alles vor Sehnsucht weh.

70 Kooltje: Kosename für Lilo, Renatas jüngste Schwester.

Solche Dinge sagt man nicht, man klagt nicht und hier schon gar nicht. Auch mit Paul spreche ich nicht über diese Sehnsucht. Er und Tausende andere, hier und überall in ihrem Exil und ihrer Gefangenschaft, empfinden das schließlich genauso. Heimweh ist kein individuelles Gefühl und gewiss etwas, über das man noch weniger spricht als über die wirklich »verbotenen« Dinge. Holland, vergiss uns nicht! Vor allem die französischen Frauen können ihre Sehnsucht so schön in ihren charmanten Liedern äußern, die sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit singen; oft auch nur, um die SS-Leute auf die Palme zu bringen und ihnen zu zeigen, wie »ungebrochen« sie sich fühlen.

Heute Nachmittag kam Paket VI, datiert vom 15. Mai, also ungemein schnell. Herrlich.

Sonntagnachmittag und -abend, 28. Mai 1944, Pfingsten

Es ist ungefähr halb zehn abends, und ich sitze draußen mit dem Rücken zum Stacheldraht zwischen den Baracken. Seit gestern ist es hier brütend heiß. Die Baracke ist abends und nachts wie ein Backofen: 180 Menschen, eine einzige Toilette ohne Tür, die Nachttöpfe und Eimer offen unter den Betten, der Raum zwischen dem dreistöckigen Bett und der Decke vollgestopft mit nasser Wäsche, Kleidern und anderen Dingen. Staub, Dreck, Hitze und Gestank. Jetzt genieße ich die erste Minute Stille seit Monaten. Alle anderen sind schon drinnen. Die meisten sind zu müde, um noch kurz von der frischen Außenluft zu profitieren, denn um halb fünf müssen wir schon wieder hoch. Es riecht hier nach Wald, Sommer

und Freiheit. Links hinter dem Stacheldraht stehen die reglosen Tannen. Nicht einmal hundert Meter von mir entfernt. Da ist es dunkel, sicher und vertraut. Zwischen den Tannennadeln, dem weichen Moos und den kleinen, grünen Sträuchern ist es still, so still ...

Doch davor Stacheldraht, Stacheldraht und das Totenkopfzeichen grinst, die Freiheit versperrend. Ich höre, wie der Wachmann auf dem Aussichtsturm hin- und herläuft und eine Melodie pfeift. Er langweilt sich. Warum, warum das alles?

Ich kann noch bis halb fünf schlafen. Nicht mehr denken! Irgendwann muss es doch wieder eine Zeit geben, in der wir ohne Absperrungen gehen können, wohin wir wollen, uns ins Bett legen können, wenn wir Lust dazu haben, leben ohne Zwang und Druck.

Ich habe noch Fieber und bin schlapp wegen des Durchfalls. Morgen wieder elf Stunden sitzen. Wir sortieren jetzt die Knöpfe der *Heeresunterwäsche*.

Intelligente Arbeit! Ich muss jetzt rein. Es ist, als würde man in ein Auto steigen, das den ganzen Tag in der glühend heißen Sonne gestanden hat.

Pfingstmontag

Es bleibt furchtbar warm. Der Staub tut in den Augen weh, der Sand brennt und die Baracken sind Brutkästen. Meine Füße eitern, die Fußgelenke sind angeschwollen, ich habe Kopfschmerzen, Durchfall und Magenschmerzen. Und starkes Fieber. Ansonsten bin ich gesund und munter.

Das Wetter ist so strahlend und der Sonnenaufgang

eine Wonne. Aber das stundenlange Drinnensitzen, eingeschlossen. Um elf Uhr Luftalarm, der bis Viertel vor drei andauerte. Wir saßen, saßen und warteten. Wider Erwarten der Befehl, um halb vier wieder anzutreten. Als wir murrten, sagte Fritz: »*Ich habe 36 Stunden Dienst, muss immerzu stehen, während ihr auf dem Arsch sitzt. So müde wie ich könnt ihr gar nicht sein.*« Er hat keine Ahnung, wie müde ich bin. Müde von dem Stimmengewirr, von der Wärme, dem Durchfall, dem Hunger und dem Gefangensein. Müde vom Wahnsinn! Ich kann mich stundenlang aufregen, wenn ich sehe, was hier möglich ist. Weil eine Frau (die eigentlich in die Reserve gehört, weil sie über sechzig ist) müde wurde und über der Arbeit kurz einschlieft, wurde zur Strafe der ganze Tisch »an den Zaun gestellt«. Als wir (wegen des Luftalarms) heute Nachmittag nach neun Stunden im Kommando endlich ins Lager zurückkamen, mussten sich die bestraften Frauen am Zaun aufstellen, in der glühenden Hitze, und dort ohne Essen bleiben, bis wir wieder antraten. Dann wieder weiterarbeiten bis um halb sieben. Kollektives Bestrafen, »*alle für einen*«, ein herrliches System unserer germanischen Untermenschen. Die Männer wurden vornüberbeugt in die Sonne gestellt. *Vorzugslager*... Und dennoch!

Gestern war der Kommandant bei den »Palästinern«, die uns jetzt tatsächlich diese Woche verlassen werden. Ihm zufolge sollen sie in Zweite-Klasse-Waggons über Wien und Istanbul direkt nach Palästina weiterreisen. Vierzig willkürlich ausgewählte Personen von diesen Ausgewählten, die ja ebenso willkürlich ausgewählt worden waren, kamen völlig überraschend wieder zurück in unser Arbeitslager. Berlin hatte eine bestimmte Anzahl für

diesen *Austausch*transport festgelegt, und plötzlich waren es also vierzig zu viel. Sie mussten somit wieder zurück. Seit heute bekommt die Palästina-Baracke jetzt auch anderes und besseres Essen als wir. Die Idiotie auf die Spitze getrieben! Allesamt dieselben Juden, unter denselben *Sperr*-Bedingungen, wobei auf der einen Seite des Stacheldrahts konzentrationslagerartige Zucht herrscht und auf der anderen Seite von einer außergewöhnlichen Stellung und Reiseplänen mit dem »Orient-Express«, die diese Woche jetzt tatsächlich in Erfüllung gehen werden, die Rede sein kann? Ich schreibe nach einer kurzen Unterbrechung jetzt im Toilettenhäuschen. Das einzige WC in der Baracke wird konstant von Durchfallkranken belagert. Hier habe ich zumindest für kurze Zeit einen Ort für mich selbst.

Freitag, 2. Juni 1944

Ein paar Abende lang habe ich nicht schreiben können, weil ich zu viel zu tun hatte. Die ganze Woche ist das Lager in Erwartung einer hohen »Kommission«. Weshalb sie kommt, mag der Himmel wissen. Der eine sagt, wegen der Betten, ein anderer, wegen des Essens und wieder ein anderer, wegen der »*Sperrungen*«. Jedenfalls wird alles Mögliche veranstaltet, was sonst nie gemacht worden wäre. Betten müssen noch mehr »nach Vorschrift« gemacht werden, das Essen soll besser werden (bei dreimal die Woche Wasserspinat ist das wahrhaftig kein Luxus). Wir sollen wieder jeden Abend Suppe bekommen und ... es muss nun zur Abwechslung auch abends noch gearbeitet werden, von acht bis circa halb

elf. Männer aus diversen Kommandos müssen jetzt die Abwassergräben oder »Schützengräben«, die ein paar Wochen lang zur Verteidigung des Lagers angelegt wurden, plötzlich und *ausgerechnet* abends wieder zumachen. Da es kein Werkzeug gibt, mussten sie mit ihren rot emailierten Essnapfen antreten, in die sie dann immer etwas Sand füllen sollten, um so die Gräben zuzuschütten. Die Stimmung bei den Moffen ist augenblicklich nicht friedfertig. Bei diesen »Überstunden« wird ordentlich geschlagen.

Morgens früh beim Appell wird unter Gebrüll und Geschrei noch eine Reihe von Mänteln requiriert, denn es ist ja Hochsommer, doch nach der Hitze der letzten Tage ist das Wetter jetzt eiskalt.

»Palästina« ist, während sie schon gepackt hatten und am Gattertor standen, um herausgelassen zu werden, plötzlich wieder abgesagt worden. »*Bis auf Weiteres*« verschoben. Warum? Transportschwierigkeiten? Invasion auf dem Balkan?

Ich hatte gestern wieder einmal fast 39 Grad und fühlte mich auch so. Doch keine Chance, zum *Sanitäter* zu kommen, weil ich morgens kein Fieber habe und nicht schlecht genug aussehe. Ich glaube, dass ich noch rosig aussehen werde, wenn ich todkrank bin.

Und tatsächlich, als ich ein Jahr später in der Fleckfieberkrisis lag, sagte der russische Arzt, dass ich »blühend« aussähe.

Der 1. Juni war ein Festtag, denn zum ersten Mal kamen ein paar Briefe. Wir hatten fünf Postkarten aus Holland, mit dem Datum 17. März, April und eine vom 1. Mai.

Alles ist gut. Das Heimweh ist doppelt so stark. Des Weiteren ein Päckchen, das für Pago bestimmt war.

Von Paul, der wieder im Wald gearbeitet hat, bekam ich ein paar Zweige blühende Heidelbeere. Ich roch den Frühlingsboden, den Wald. Jetzt stehen sie in einer Blechdose auf dem Tisch der Barackenleiterin, denn ich kann sie doch nicht auf den Balken über meinem Bett im dritten Stock stellen?

Heute alle wieder ins Bad. Fieber messe ich nicht mehr. Auch wenn die »Kommission« niemals kommen wird, haben wir doch schon etwas davon gehabt. Denn ... es wurde eine Abtrennung um die einzige Toilette in der Baracke gebaut. Jetzt plötzlich schien es doch nicht zu gehen, dass das hinterste Bett des Saals vor dem offenen WC stand.

Samstag, 3. Juni 1944

Ich schreibe wieder im »Häuschen«. Heute sahen wir endlich etwas von der lang erwarteten Kommission. Drei Sekunden war sie in unserem Arbeitssaal, das war alles. Dafür waren heute Muster in den Sand des Appellgeländes geharkt worden. Aber laut der J.P.A. kriegen wir acht Tage hintereinander abends Suppe. Lang lebe die Kommission. Und wieder bekommen wir ein Päckchen, Nr. 7, mit Datum vom 22. Mai.

Dienstag, 6. Juni 1944, im Krankenhaus

Gestern ist mir morgens auf der Arbeit wieder schlecht geworden. Mittags zur Poliklinik: 39,3 Grad. Ins Bett auf Verschreibung des Arztes. Sterbenselend. Als ich im Bett lag, Razzia bei den heimlich Zurückgebliebenen der Arbeitskommandos. Um vier Uhr wurde ich wach, weil der uniformierte »Rote Müller« an meiner Pritsche stand, der sehr anständig nach meinem »Attest« fragte und mich dann aufforderte, aufzustehen. Das verweigerte ich allerdings und sagte, dass ich liegen bleiben würde. Dass ich nun lange genug gekämpft hätte, um mich mal auszukurieren und ganz bestimmt nicht aus dem Bett kommen würde. Sehr entschieden, aber mit meinem freundlichsten Gesicht. Und ... ich blieb liegen. Der »Rote Müller« kicherte und ich auch, als er weg war.

Heute Morgen landete ich nach enormen technischen Schwierigkeiten und dank Beziehungen schließlich doch beim Krankenappell, obwohl ich nur 37,3 Grad hatte bei der Appellkontrolle durch den *Arbeitsführer*, der mich jedoch ohne weitere Bemerkungen zum *Sanitäter* gehen ließ ... Später stellte sich heraus, dass er hinter meinen Namen nur »stinkt von Faulheit« geschrieben hatte ..., was für den *Sanitäter* keine Empfehlung sein konnte. So hatte ich laut Chefarzt nun überhaupt keine Chance auf Bettruhe mehr. Ich war wegen der Hundsgemeinheit Raus völlig mit den Nerven am Ende. Seit 14 Tagen habe ich fast jeden Abend Fieber, Durchfall und fühle mich elend. Ruhe und noch mal Ruhe muss ich haben. Mein Glück war jedoch, dass ich Halsschmerzen hatte, und als ich beim *Sanitäter* ankam, sagte ich das. Seitdem gestern nach einer unschuldig aussehenden Angina ein Fall von

Röteln festgestellt worden ist, ist man etwas vorsichtiger mit »Halssachen«, und meine Chancen stiegen sichtlich, als er entdeckte, dass ich weiße Pusteln hatte. Das wusste ich nicht mal, und ich hatte noch mehr Glück, als ich es mir hätte erträumen können: Ich wurde sogar zur Beobachtung ins Krankenhaus aufgenommen. Hier ist es eine Oase der Ruhe nach dem Hexenkessel in der Baracke. Heute Vormittag schon Besuch vom *Oberstabsarzt*. Männer und Frauen liegen in ein und derselben Baracke. Lediglich getrennt durch ein paar niedrige Schränke. Man gewöhnt sich an alles und sie auch ...

Das Lager dröhnt nur so von sensationellen und selten einmal angenehmen Ereignissen. Die Palästina-Baracke zieht heute wieder in unser Arbeitslager um. In ihre Baracke kommt ein Transport, noch unbekannt woher. Gleichzeitig muss Pauls Baracke geräumt werden. Die Männer sind natürlich auf der Arbeit, und ihr Gepäck wird eiskalt aus der Baracke geworfen. Und heute Abend muss er sich dann noch mit seinem Kram abschleppen und sich ein Bett suchen.

Des Weiteren J.P.A.-Meldungen über Doppelstaatlichkeiten, über weniger Arbeit, Auflösung des Schuhkommandos, über die Silberpapierindustrie oder Torfbriketts. Und politisch: der Fall Roms. Ein Juni-Wetter, das novemberhaft ist, kein Rübensalat auf dem Brot und morgen wieder Spinat. Und ich ruhe aus.

Donnerstag, 8. Juni 1944

Ich liege hier gut und fühle mich wirklich besser, keine Temperatur mehr und weniger Durchfall. Seit vorgestern Abend, sagt man, sei die Invasion im Gange,⁷¹ alles beruhend natürlich auf der J.P.A.. Den Gerüchten zufolge sind sie in Calais, Dünkirchen und Ostende.

Montag, 12. Juni 1944

Die Invasion geht mit der Einnahme von Bordeaux, Caen, Nantes und dergleichen weiter. Ist der J.P.A. zu vertrauen? Zumindest kommt Bewegung in die Sache. Und wir merken es an allem Möglichen.

Die Deutschen sind ungenießbar. Zusätzliches Essen, sogar Baby- und Kindernahrung, gibt es nicht mehr. Wir kriegen seit ein paar Tagen morgens keine Suppe mehr, und das ist stark spürbar.

Des Weiteren lassen die Maffen ihre schlechte Laune an den Menschen aus: bei den Appellen, den Arbeitsrazzien und indem sie Leute an den Zaun stellen. Gestern bin ich aus dem Krankenhaus entlassen worden. Es ist mir nicht gelungen, noch Röteln zu kriegen. Aber ich habe fünf Tage Ruhe gehabt. Doch der eine Tag in der Baracke, heute noch illegal, reichte aus, um wieder todmüde zu werden.

Heute Morgen anderthalb Stunden Appell bei regnerischem Wetter. Ständig die Quälerei mit der durch und durch verdreckten Wäsche, für die man sich alle mög-

⁷¹ Gemeint ist die Invasion der Alliierten in der Normandie, die am 6. Juni 1944 begann.

lichen Zutaten zusammenborgen und organisieren muss, von der Wanne oder dem Eimer bis hin zu den Klammern. Endloses Gerenne zwischen Wäsche und Baracke, weil es immer wieder Regengüsse gab. Zwischendurch Razzien nach illegal zurückgebliebenen Arbeitskräften in den Baracken. Wenngleich es mich einiges an Nerven gekostet hat, konnte ich mich, auch weil ich geistesgegenwärtig war, wieder einmal durchschlawinern. Der »Rote Müller« lief durch die Baracken, und da ich mich nicht draußen zwischen die offiziell Arbeitsbefreiten stellen konnte, weil er mich dann bestimmt herausfischen und bestrafen würde, kam ich auf die verrückte Idee, hinter ihm her durch die Baracke zu gehen. Ich nahm all meinen Mut zusammen und zählte darauf, dass er sich nicht umdrehen, sondern immer nur geradeaus gehen würde. Ich trabte leise hinter ihm und der Barackenleiterin her, und als er die Baracke verlassen hatte, war ich frei.

Trotzdem gehe ich morgen aus der Not heraus wieder zur Arbeit. Hier kostet es mich zu viel Nerven.

Gestern Morgen haben sie den Sonntag wieder einmal über den Haufen geworfen, indem sie mit dem gesamten Lager von halb eins bis drei einen Appell abgehalten haben.

Heute Abend steht Paul mit noch sechzig anderen nach der Arbeit eines ganzen Tages (ohne Essen) am Zaun. Der *Arbeitsführer* hat behauptet, dass sie faul gewesen wären. Ich habe gerade sein Essen abgeholt. In der letzten Woche ist er wegen Überstunden und dem ständigen Umziehen im Durchschnitt keinen Abend vor neun Uhr fertig gewesen. Er ist hundemüde, wird so schrecklich mager und klagt über »dicke Beine«. Klagen? Nein, das tut er eigentlich nie.

Heute hat Mutter Geburtstag. Mutti, ich will nicht

weinen. Ich will nicht an den 12. Juni denken, der zu Hause immer so anheimelnd war. Ich will nicht daran denken, dass der Wind jetzt durch die Bäume an der Amstel weht, ihr mit eurem Besuch im Gartenzimmer sitzt und euch vielleicht gerade über uns unterhältet. Dass es Erdbeeren gibt. Mutter, Gott gebe, dass wir deinen 62. Geburtstag wieder zusammen feiern können. Mutti, wir haben Hunger, und uns geht es schlecht. Aber wir wollen durchkommen. Ich bin nicht optimistisch, obwohl die Invasion nun doch wohl eine Tatsache ist. Wie lange noch?

Mittwoch, 14. Juni 1944

Jetzt ist es sicher, dass eingeschriebene Briefe und Päckchen hier nicht mehr durchkommen. Wenn also Päckchen für uns ankommen, werden sie im günstigsten Fall an den Absender zurückgeschickt. Wir kommen um vor Hunger, weil wir nur noch einmal am Tag etwas Warmes bekommen, einen Liter Wassersuppe und die Ration Brot. Ich tausche alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Gerade erst wieder fünf Esslöffel Kakao gegen 350 Gramm Brot und einen Büstenhalter für zwei Rationen Brot.

Der Hunger macht mich gereizt, Paul natürlich noch viel mehr. Und dann zu wissen, dass auf der *Kommandantur* wahrscheinlich Päckchen für uns liegen. Die Tage sind so endlos lang. Aber durch die Auswechslung eines *Oberscharführers* ist es etwas ruhiger geworden.

Donnerstag, 15. Juni 1944

Das Essen war den Französinen zufolge, die ab und zu ein Wort Holländisch aufschnappen, »*le plus grand sof de Bergen-Belsen*«. ⁷² Kopfsalat, in literweise Wasser gekocht, ohne etwas anderes darin, nicht einmal in weitester Ferne eine Kartoffel oder -schale zu sehen. Seit drei Tagen bekommen wir völlig verwässertes Essen, und aus Anlass der spontanen Beschwerde einer Frau über die Quantität (ihr Mut wird jetzt von allen natürlich sehr gelobt) kontrollierte der Kommandant das Essen in der Küche und ... beanstandete es. Denn er hat ausgerechnet »die große Katastrophe« probiert. Die Stimmung im Lager ist jetzt wieder etwas optimistischer, und viele (unter anderem auch ich) glauben, dass der deutsche Wind etwas günstiger für uns wehen wird. Was das Essen betrifft, kann es auch nicht mehr schlechter werden. Man sagt, dass sich die amerikanische und die englische Armee in Frankreich getroffen haben! Aber wo? Wie lange noch?

Heute wieder massenhafter Badetag. Er dauerte von zwei bis fünf. Eine herrliche Unterbrechung der endlosen Nachmittage. Und morgen Reis mit Kartoffeln und Zwiebeln, als Reaktion auf den Besuch des Kommandanten. Das ist schließlich das Einzige, auf das man sich freut: das warme Essen, auch wenn es noch so schlecht ist.

Ich denke viel über die Zeit nach dem Krieg nach. Werden wir jemals jemandem, der nicht auch zufällig etwas Derartiges mitgemacht hat, erzählen und ihm deutlich

72 *le plus grand sof*: Das völlige Fiasko bzw. die größte Katastrophe.

machen können, was diese Lagererlebnisse für uns bedeuten? Wie es ist, grüne Tannen und junges Blattgemüse an einer Lagerstraße hinter dem Stacheldraht in die Höhe schießen zu sehen? Was der ständige Zwang und der Druck durch die SS-Wachen und die Kontrollen bedeuten? Wie man immer versucht sich einzureden, dass es einen nicht trifft, dieses Schreien, Schimpfen und Treten? Wie man spürt, dass man älter wird und einem bei diesem jahrelangen Warten auf das Ende der Zwangsherrschaft die Jugend zwischen den Fingern zerrinnt? Was Monate bedeuten, die in Stunden, Tagen und Wochen berechnet werden und in denen die einzigen Lichtblicke sind: der Schlaf, das warme Essen und manchmal ein kleiner Sonnenstrahl in der feuchten Kälte auf dem Weg vom Appellgelände nach einem langen Appell. Lichtblicke: die Gedanken an und die Träume von »früher«. Können sie verstehen, dass wir, wenn wir die Wolken sehen, die so wunderschön sind in ihren weiß-, grau- und fahlblauen Fragmenten, an den grauen holländischen Himmel über dem sattgrünen Polderland denken müssen und jede Wolke hier, auch wenn sie noch so schön und bizarr geformt ist, ablehnen, weil sie nicht über unserem Land steht, sondern eine deutsche Wolke ist?

Heimweh und noch mal Heimweh. Ob es nun die französischen Frauen mit ihrem »Paris, Paris« sind, die Italienerinnen in ihren bunten südländischen Kleidern oder die griechisch-spanischen Jüdinnen aus Saloniki: Sie alle glauben und ersehnen nur eines: nach Haus! Nach dem Krieg nach Haus!

Aber was ist »zu Hause«?

Werden wir den Weg zurück aus dieser Lagergemeinschaft in eine Welt finden, in der die meisten von uns

nicht mehr besitzen als die Erinnerung an »vor dem Krieg« und in der sie es mit Menschen zu tun bekommen werden, für die unser abgeschiedenes Leben in den Lagern nichts anderes bedeutet als: »Da ist schon wieder so eine, die nur über das Verlorene klagt und solche abscheulichen Dinge erzählt.« Und wird das Juden-Arier-Problem weiter existieren? Bleibt es etwas, das man als Problem sieht, etwas, über das man spricht oder nachdenkt? Was wissen wir?

Vorläufig bedeutet »Frieden« für uns: essen, essen, schlafen und dann wieder essen. Brot, Brot mit Käse, Brot mit Marmelade. Essen, bis man satt ist. Säße ich doch schon in Oldenzaal bei der ersten Tasse Kaffee und einem Brötchen mit Käse!

Das waren 1944 meine Gedanken im Lager. Und jetzt ist das Wunder geschehen. Wir sind zurückgekommen. Es herrscht »Frieden«. Und wie ist es mit dem »Weg zurück«? Haben wir ihn finden können? Gibt es nicht immer noch etwas, das uns von denen trennt, die es »nicht mitgemacht« haben? Ist alles so gelaufen, wie wir es uns vorgestellt hatten?

Jetzt, gut ein Jahr nach dem Frieden in Europa, »säubert« man, »stellt das Recht wieder her« und »untersucht den Schaden«. Man hat in Nürnberg einen Prozess gegen »Kriegsverbrecher« anhängig gemacht, und dort sprechen zum größten Teil die Leute Recht, die es »nicht mitgemacht« haben, und die Verfahren dauern und dauern. Die Verbrecher werden ernährt, verhört, ernährt und können sagen: »Ich bin unschuldig.« Gewiss hätte ich mir 1944 in Bergen-Belsen nicht vorstellen können, dass man einen Göring, Streicher, Frank, Seyß-

Inquart⁷³ und viele andere so »gerecht«, das heißt vorläufig überhaupt nicht, bestrafen würde.

Doch der Traum von Oldenzaal hat sich erfüllt. Denn ... das Brötchen mit Käse und den Kaffee gibt es.

Sonntagabend, 18. Juni 1944

Komisch, wie groß der Unterschied zwischen den elf Stunden Arbeit und den zwei Stunden Privatleben vor dem Schlafen ist. Während der Arbeit ist mein ganzes Denken nur auf »früher« und völlig heimwehartig konzentriert, und abends, wenn ich »den Regeln der Literatur zufolge« Heimweh haben müsste, bin ich mit dem Leben ein wenig versöhnt, fühle mich optimistisch und denke so weit nach vorn, dass ich mir manchmal sogar vorstelle, diese wahnsinnigen Jahre könnten einen Vorteil bedeuten, der erst später in unserem Leben deutlich werden wird. Schlimm ist, dass ich, wahrscheinlich aufgrund von Eiweißmangel, nicht mehr in der Lage bin, vernünftig zu denken, und beim Schreiben Probleme mit dem Bilden von Sätzen habe, die ich auch schwieriger aufschreiben kann.

Alles ist einem zu viel. Und wahrscheinlich werde ich dieses Tagebuch auch bald aufgeben müssen. Wir leben

73 Göring, Streicher, Frank, Seyß-Inquart: Hermann Göring, Reichsluftfahrtminister und Beauftragter für den Vierjahresplan, 1946 als Kriegsverbrecher hingerichtet; Julius Streicher, Herausgeber des nationalsozialistischen Hetzblatts *Der Stürmer*, 1946 hingerichtet; Hans Frank, Generalgouverneur des nicht annektierten Teils des ehemaligen polnischen Staates, genannt »Der Schlächter von Polen«, hingerichtet 1946; Arthur Seyß-Inquart, Reichskommissar für die Niederlande, 1946 hingerichtet.

nur für die Essenszeit, man spitzt sich den ganzen Tag auf den einen Liter Essen, der nach der Einmischung des Kommandanten tatsächlich etwas besser geworden ist, aber auch nicht mehr.

Paul kommt um vor Hunger und hat Probleme mit offenen Wunden, die nicht mehr zugehen wollen. Heute, am Sonntag, musste er wieder arbeiten. Sie mussten Matratzen für die Wehrmacht schleppen, die hier einquartiert wird. Seine Essensportion ist genauso groß wie die eines zweijährigen Kindes hier. Darauffolgend 14 Stunden harte körperliche Arbeit. Ich denke Tag und Nacht an Tauschmöglichkeiten und tausche alles. Ich hatte eine kleine Flasche Parfüm, »Indiscret« von Lelong, die ich 1943 von Paul zu unserem ersten Treffen bekam, und die habe ich, als Geschenk für Paul, mit dem griechischen *Vorarbeiter* gegen 14 Tage lang je einen Becher warmes Essen getauscht. Er hat das Parfüm für seine kleine, schwarze, ordinäre Frau gekauft und konnte das, weil er Extrarationen bekommt. Aber Paul hat jetzt für kurze Zeit etwas mehr.

Gestern sind Zigaretten ausgeteilt worden, und kaum eine Stunde nach der Ausgabe war der Tauschpreis für Brot enorm gestiegen. Wenn es viele Zigaretten gibt, wird das Brot sehr teuer.

Politisch kommt der J.P.A. zufolge einiges in Bewegung. »Sie stehen hundert bis hundertvierzig Kilometer vor Paris. Montgomery⁷⁴ ist in Frankreich. Die Deutschen haben eine Geheimwaffe. Von der französischen Küste aus sollen sie London 17 Stunden lang hintereinander bombardiert haben.«

Abends im Bett lese ich in einer Art Geschichtsbuch,

74 Montgomery: Bernard Montgomery (1887-1976), britischer Generalfeldmarschall.

De geschiedenis van Egypte [»Die Geschichte Ägyptens«], und allein der Versuch, sich ein paar Jahreszahlen einzuprägen, ist ein ungeahnter Genuss, weil man für einen Moment an etwas anderes denken kann als an den Hunger und das Tauschen.

Voriges Jahr um diese Zeit saß ich in Westerbork und registrierte die erste Welle Menschen aus der Süd-Razzia.⁷⁵ Damals hatten wir uns nicht vorstellen können, dass wir ein Jahr später noch immer in Verbannung sein würden. Ich selbst in Deutschland.

Montag, 19. Juni 1944

Als wir um halb sieben einmarschierten, sah ich im Kommando von Paul, dass er »heraustreten«, eine Schimpftirade von Heinz über sich ergehen lassen und dann zur Strafe (Gott weiß, wofür) am Zaun stehen musste. Jetzt steht er aus irgendeiner Laune eines *Scharführers* heraus und nach einem Tag von gut zwölf Stunden auf den Beinen noch fast vier Stunden am Zaun. Das alles bei 400 Gramm Brot und nur einem Liter Spinatwasser. Ich könnte heulen vor Wut und Machtlosigkeit.

Man sagt, dass die SS hier weggeht und wir unter die Wehrmacht kommen. *Von mir aus!* Es ist ja alles dasselbe Gelump. Ich mache nach der Arbeit nichts anderes als herumzupusseln, zu tauschen und herumzulaufen, um etwas Essen für Paul und dann auch für mich aufzutreiben. Heute waren schon wieder Maden im Essen,

75 Süd-Razzia: Razzia nach Juden im Amsterdamer Stadtteil Zuid. Diese Razzia fand allerdings am Sonntag, dem 20. Juni 1943, statt.

deshalb war das Angebot etwas größer ... Gott, wann nimmt das ein Ende!

Mittwoch, 21. Juni 1944

Es ist verrückt, wie sich die Tage trotz aller Eintönigkeit unterscheiden, und das liegt einzig und allein an der eigenen Stimmung. Beispielsweise ein Tag wie heute, dem ich mit Schrecken entgegengesehen habe, weil es schlechtes Mittagessen geben sollte. Und weil ich vorgestern Abend etwas Wahnwitziges gemacht habe: Da ich wegen Paul, der am Zaun stehen musste, mit den Nerven herunter war und vor Elend angesichts dieser Schinderei und der Ungerechtigkeit Magenschmerzen hatte, habe ich, wohl-gemerkt abends, zwei ganze Tagesportionen meines Brotes, das wir für drei Tage bekommen hatten, gegessen. Jetzt ist nichts für Paul übrig, und ich werde ihn vielleicht noch um etwas bitten müssen, weil ich es nicht zwei Tage lang ohne etwas zu essen aushalten kann, wenn ich arbeite. Es ist furchtbar, und ich muss verrückt gewesen sein, so etwas zu tun. Es war zwar mein eigenes Brot, aber dennoch.

Doch heute habe ich in der Griechenbaracke einen Rock von mir gegen eine Ration Brot und sechs Becher warmes Essen, das ich dann an verschiedenen Tagen in der Griechenbaracke abholen muss, tauschen können. Für zwei Zigaretten konnte ich noch mal anderthalb Liter Suppe tauschen, und jetzt haben wir heute beide keinen Hunger. Paul weiß es nicht, aber ich tausche manchmal etwas von meinem Stück Brot in Zigaretten um. Wenn ich Hunger habe, bringt ein kleines Stück trockenes Brot

mehr oder weniger sowieso nichts, und eine Zigarette hilft mir auch psychisch. Luftalarm von halb neun am Morgen bis exakt halb zwölf, als wir essen gingen. Ein sympathischer Alarm. Um halb eins wieder Alarm, so dass wir erst um halb drei auf der Arbeit waren. Heute Abend süßer Kaffee und ein Löffel Rhabarber auf dem Brot. Ein Mordstag also!

Strahlendes Wetter und politisch viel Wichtiges. Das Leben ist heute sogar in Bergen-Belsen gut. Florenz ist gefallen.

Freitag, 23. Juni 1944

Die J.P.A. behauptet hartnäckig, dass wir unter Wehrmachtsverwaltung kommen und ... unter Rot-Kreuz-Kontrolle (o Glückseligkeit).

Heute Morgen bin ich um Viertel vor drei aufgestanden und habe große Wäsche gemacht, die vor dem Appell auf der Leine hing. Um halb eins war sie trocken. Um sieben Uhr wieder gewaschen, unter anderem Pauls Overall (in kaltem Wasser), und jetzt trockne ich heute Nacht alles auf der Leine über meinem Bett. Pauls Overall tropft, und meine Bettdecke ist so nass.

Heute vor vier Jahren habe ich Paul kennengelernt. Wir haben gequatscht, in Abcoude Spiegeleier am Wasser gegessen, sind geschwommen und das Leben war, trotz des gerade erlebten Kriegsschreckens, noch so frei und so jung. Heute, vier Jahre später, muss er zu Ehren des Tages acht Stunden Kohlen schaufeln und dann noch acht Stunden lang (mit Überstunden) im Wald Bäume fällen. Durch den feinen Kohlenstaub brennt und sticht

es in seinen Augen, und wir haben nicht einmal zusammen essen können.

Aber trotzdem gibt es etwas Schönes in unserem Leben: die Hoffnung auf die Zukunft. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir 1945 unter besseren Bedingungen, obwohl vielleicht noch nicht in einer Vorkriegsumgebung, unser fünfjähriges Kennenlernjubiläum werden feiern können.

Auf der einen Seite hören wir, dass wir unter die Obhut des Roten Kreuzes kommen, auf der anderen Seite das Gerücht, dass wir in den Osten, also nach Polen, evakuiert werden sollen. Ist es nicht ein großes Glück, dass wir nichts von dem wissen, was über unseren Häuptern schwebt?

Im Lager verschärfte Disziplin, strenge Schrankkontrolle, Bettentyrannie und eine Neigung, uns zur Strafe Brot zu entziehen. Vielleicht ein Abschiedsgeschenk unserer Freunde vor ihrem Abzug?

Ich tausche weiter, bis wir nichts mehr haben, und wir leiden gerade keinen so schlimmen Hunger. Heute kamen 400 Italiener hier an, die 16 Tage unterwegs gewesen sind.⁷⁶ Heute war ich auch zum ersten Mal im sogenannten Gepäckdepot, und es ist wirklich nichts weggenommen. Alle Koffer und so weiter, ordentlich aufgestapelt.

76 Am 23. 6. 1944 traf ein Transport mit 437 jüdischen Männern, Frauen und Kindern aus Belgrad im Sternlager ein, die vor allem aus Montenegro und dem von Italien besetzten Albanien kamen.

Samstag, 24. Juni 1944

Es ist ein merkwürdiger Tag gewesen. Plötzlich die Nachricht, dass es für uns ein Päckchen gäbe. Es war »per Express« geschickt worden und offenbar doch durchgekommen. Irre froh!

Immer hartnäckigere Gerüchte, dass am kommenden 6. Juli das Lager der Wehrmacht unterstellt wird. Dadurch machen die wildesten Essensgerüchte die Runde, und man geht mit den Vorhersagen sogar so weit, dass wir auch zweimal pro Woche ein Zehn-Kilo-Paket vom Roten Kreuz bekommen sollen. Doch solange es all diese Herrlichkeiten noch nicht gibt, tausche ich eben. So heute mein Parfüm für vierzehn Tage lang einen Lagerbecher warmes Essen. Eine Packung Makkaroni für zwei Brotrationen.

Bin todmüde von der Plackerei, dem Handeln und dem Waschen.

Paul hat jetzt nur noch zehn Minuten Mittagspause, dann wieder sieben Stunden am Stück im Wald arbeiten. Er ist wild vor Hunger, aber braungebrannt.

Doch was ist das schon, wenn wir so wie heute hören, dass Russland Waffenstillstandsverhandlungen führen will (J.P.A.) und ich jetzt ein Hustenbonbon, das vor gut zehn Tagen von zu Hause aus losgeschickt worden ist, in einer Tüte mit der Handschrift meiner Mutter und meiner Schwester darauf, verputzen kann?

Montag, 26. Juni 1944

Erstmals seit sehr langer Zeit haben wir wieder einmal einen Sonntagnachmittag genießen können. Wir saßen den ganzen Nachmittag hinter der Baracke in der Sonne und aßen Haferkekse, die ich auf zwei Esbit-Würfeln, angezündet mit getauschten Streichhölzern, gebacken hatte, Käse aus unserem Päckchen und eine getauschte Extraportion Suppe.

Politische J.P.A.-Meldungen: Cherbourg ist gefallen und ... Invasion in Dänemark. Auf *Austausch*-Gebiet: Palästina-Zertifikate gehen nach Laufen am Inn. (*Austauschlager* unter Rot-Kreuz-Kontrolle. Ebenso wie hier?)⁷⁷ Auf kulinarischem Gebiet: In der Küche ist Maggi eingetroffen, morgen statt dunklem Kaffeewasser also warmes Suppenwasser? Morgen vielleicht einen halben Liter *Kürbis* mit Marmelade für das Brot.

Jetzt, wo die Invasion in der Deutschen Bucht ein Phantasiefakt ist, rücken die Evakuierungs-Gerüchte der J.P.A. immer näher.

Morgen Kontrolle der auf der Kleidung aufgenähten Sterne.

Und so gewinnt Deutschland 1944 den Krieg!

Dienstag, 27. Juni 1944

Viele J.P.A.-Meldungen aus der Küche. Wir bekommen mehr Suppe.

77 Laufen am Inn: Das Schloss im oberbayerischen Laufen wurde 1942 als Internierungslager Ilag VII eingerichtet. Dort wurden zeitweise auch sog. »Vorzugsjuden« interniert.

Paul hat Infektionen an beiden Armen und Händen und, Wunder über Wunder, vom Sanitärer drei Tage »*Schonung in der Baracke*« bekommen.

Mittwoch, 28. Juni 1944

Heute wurden plötzlich Italiener aufgerufen, von denen siebenzig mit englischen Pässen abgereist sind, wahrscheinlich ins Internierungslager für Engländer in Liebenau am Bodensee.⁷⁸ Nicht schlecht.

Der Palästina-Transport der »Auserwählten«, der im April zusammengestellt wurde, geht nun wahrscheinlich doch noch weg. Man ist im Lager optimistisch, und es herrscht Freude über das wahrscheinlich besser werdende Essen. Ich habe gerade ein paar Züge von einer ägyptischen Vorkriegszigarette nehmen dürfen. Der Friedensduft umgibt mich noch immer.

Gestern nahm ich für unseren Arbeitstisch eine winzig kleine Tüte Schokoladenstreusel, die in meinem Päckchen gewesen war, mit zur Arbeit. Wir hatten zu sechst jeweils eine dünne, trockene Scheibe Brot aufgespart und genossen nun unser *thé complet*, bestehend aus einem Scheibchen trockenem Kommissbrot mit Schokostreuseln und Wasserkaffeersatz aus der Gamelle, als würden wir auf der Terrasse des Grand Hotels sitzen.

Jeden Abend, wenn wir nach der Arbeit zur Baracke gehen, sehen wir auf der anderen Seite der Lagerstraße

⁷⁸ Am 28.6.1944 wurden 70 Juden aus Nordafrika mit britischen Papieren in das Zivilinternierungslager Vittel im besetzten Frankreich transportiert.

hinter dem Stacheldraht die Russen (Kriegsgefangene).⁷⁹ Wir grüßen uns heimlich (denn es ist streng verboten), indem wir kurz die Hand an unser Haar führen, als würden wir eine Haarnadel richten. Es ist nur eine kleine Sympathiebekundung von Wildfremden, die inmitten all der Feindseligkeit um uns herum ein wenig Solidarität empfinden.

Neben der SS ist schon an verschiedenen Stellen die Wehrmacht eingeschaltet worden.

*Wir glaubten tatsächlich, dass die Wehrmacht den Platz der SS einnehmen würde, und hätten damals kaum vermuten können, dass man die SS und das Heer lediglich gleichgeschaltet hatte und ein Soldat in Wehrmachtsuniform ebenso gut ein SS-Mann sein konnte.*⁸⁰

Donnerstag, 29. Juni 1944

Der ganze Tag stand im Zeichen der Abreise der Palästina-Baracke. Trotzdem noch ganz unerwartet fahren sie nun heute Nacht: 220 Personen.⁸¹ Seit sieben Uhr am Morgen bis jetzt ist man damit beschäftigt, jedes Gepäckstück

79 Nördlich vom Konzentrationslager befand sich in Sichtweite, jedoch durch Stacheldraht und Geländestreifen strikt abgetrennt, ein Kriegsgefangenenlazarettlager unter der Verwaltung der Wehrmacht.

80 Möglicherweise bezieht sich die Autorin darauf, dass zunehmend SS-Männer an die Front und stattdessen nicht mehr kriegstaugliche Soldaten der Wehrmacht in die Reihen der SS überstellt wurden. Das KZ Bergen-Belsen blieb bis zum Eintreffen der britischen Armee unter Verwaltung der SS.

81 Am 29. 6. 1944 verließen 222 Juden mit britischen Papieren (»Palästina-Zertifikaten«) das Sternlager. Sie wurden über Istanbul gegen deutsche Zivilinternierte in britischem Gewahrsam ausgetauscht.

zu durchsuchen. Jedes Unterhemd wird auseinandergerollt, jeder Zettel genau geprüft, eine Dose Puder ausgeschüttet. Sollte ich jemals die Chance bekommen, dieses Tagebuch mitzunehmen? Ich sehe keine Möglichkeit dazu. Heute Nacht um drei Uhr fahren sie ab. Wohin? Niemand weiß etwas. Laut der J.P.A. bis Straßburg unter dem Geleitschutz der SS mit einem ganzen Kommissbrot, Butter und Konservenfleisch als Proviant (also ein guter Transport) und ab Straßburg unter dem Schutz des Roten Kreuzes. Was erwartet uns hier noch? Ich bin wütend, dass ich nicht mitkann.

Freitag, 30. Juni 1944

Heute Nacht sind die »Palästinier« abgefahren. Die ersten »Austauschwaren«. Wann gehen die nächsten? Es erscheint alles so wahnsinnig, dass wir jetzt einfach hierbleiben und Lappen ausschneiden, Schuhe auftrennen oder Bäume fällen, während die, die das gestern auch noch taten, jetzt in Zweiter-Klasse-Waggons nach Wien und Konstantinopel fahren.

Vorgestern fand auf dem Appellgelände die im Vorhinein angekündigte Stern-Kontrolle statt. Die SS schritt die »Zählreihen« ab und schaute, ob die Sterne auch richtig befestigt waren, und heute fahren dieselben Leute ohne Stern nach Palästina, der Freiheit entgegen.

Politisch wieder Hunderte von J.P.A.-Meldungen. Königsberg ist bombardiert worden, heute Abend Invasion in Belgien und vielleicht sogar Holland?

Dienstag, 4. Juli 1944, in Baracke 21

In den drei Tagen, in denen ich nicht geschrieben habe, ist furchtbar viel passiert. Allein schon, dass ich dreimal umziehen musste. Seit Sonntagmorgen arbeite ich außerdem in der so heiß begehrten Küche. Mit allen nur erdenklichen Tricks bin ich da reingekommen. Halb mit Widerwillen, weil ich vor der schweren Arbeit zurückschreckte. Und das nicht zu Unrecht. Ich fange jeden Morgen um Viertel nach drei an! Werde um halb drei geweckt. Um zehn nach drei wird die Küchengruppe (25 Männer und Frauen) von einem *Scharführer* abgeholt. Müde und leicht angeschlagen vom frühen Aufstehen in der dunklen Baracke kommt man in die hell erleuchtete Küche.

Gleich die allerschwerste körperliche Arbeit. Gamellen schleppen und waschen. Die Kaffeegamellen werden mit dem Schlauch ausgespritzt, wobei man klitschnass wird, die anderen in heißem Wasser in einer Art riesiger Badewanne gewaschen. Gemüse waschen (Spinat oder Salat) in denselben großen Bassins, mit den Armen bis zu den Ellbogen stundenlang in dem eiskalten Wasser. 300-Liter-Kessel umrühren, aus denen das glühend heiße Essen herausdampft. In dieser Küche wird für 3.400 Personen gekocht, dafür arbeiten dort dreißig Mann Personal ... Wir dürfen vom Lageressen so viel essen, wie wir wollen, und ab und zu bekommen wir auch ein wenig Fleisch (oder stibitzen es uns). Die Empfindung, als ich zum ersten Mal wieder gebratenes Fleisch mit Zwiebeln probierte (das war das Sonntagessen für das Küchenpersonal), war bei Weitem nicht so gewaltig, wie ich es mir vor einer Woche, als mir während des elfstündigen

Lappenschneidens beim Gedanken an ein Stück gebratenes Fleisch das Wasser im Munde zusammenlief, gedacht hatte. Der Geschmack der Vorkriegszeit ist etwas sehr Gewöhnliches. Ist das Zeug, das wir tagtäglich essen müssen, nicht das Ungewöhnliche? Wird es nicht mit allen Dingen wieder so sein? Aber nach einem Tag mit normalem Essen habe ich außer etwas Durchfall (die Därme waren all das Essen nicht mehr gewohnt) wieder genau dieselben geschmacklichen Vorlieben und Abneigungen wie 1940.

Wir bekamen vier Pakete – ob man es glaubt oder nicht. Eines davon war für Pago. Herrlicher Inhalt. Mit dem guten Küchenessen und dem Inhalt der Päckchen kommen wir ein ganzes Stück weit, denn ich kann Paul jetzt den größten Teil der Päckchen geben. Ich organisiere natürlich in der Küche. Die Arbeit ist Sklavenarbeit. Nie mehr werde ich in einem großen Hotel etwas essen können, ohne an die Küche zu denken und mich zu erinnern, wie ich mich abgerackert und abgemüht habe.

Ich arbeite bis zum Umfallen, fühle mich psychisch allerdings besser als beim quälend langweiligen Sitzen im »Kommando«. Aber werde ich es körperlich durchhalten können? Für Paul ist es so wichtig, denn jetzt, wo ich ein paar Tage dort bin, wage ich es ab und zu schon mal, etwas mit den Schmuggelmethoden, die ich oben bereits beschrieben habe, »abzuschleppen«. Und er erholt sich sichtlich durch das Stückchen Fleisch, das ich dann den ganzen Tag bei mir getragen habe, und die Löffel Zucker oder die Nudeln. Außerdem kann ich ihm meine Barackeneration geben, die ich dort noch immer bekomme.

Ich bin jetzt zu müde, um mehr spezielle Küchenangelegenheiten zu beschreiben. Ich kann jetzt im Schnitt

nur vier Stunden schlafen. Davon kann ich nichts opfern, um noch weiterzuschreiben.

Donnerstag, 6. Juli 1944

Ich arbeite, arbeite, und es gibt keine Zeit mehr für J.P.A.-Meldungen und Lagerleben. Mitten in der Nacht fangen wir schon an. Das Leben besteht aus Eisengamellen mit 25 und 50 Litern Inhalt, die gewaschen werden müssen. Ich spritze, wasche, trage, rühre, schlepe, wasche, stehe, bücke mich, trage und wasche wieder, von nachts um halb vier bis durchschnittlich abends um sieben. Mit einer Stunde Mittagspause (zumindest, wenn der *Scharführer* gute Laune hat). Wir essen wie die Mägde und Knechte eines großen Bauernhofes an einem langen Holztisch. Doch meist bin ich zu müde, um zu essen, um das zu genießen, wofür man sich so unsäglich abrackert, schlafe meist sofort mit meinen Armen auf dem Tisch ein, bis das »Auf!« des *Scharführers* wieder die Wirklichkeit aus Waschen, Tragen, heiß und eiskalt wachruft.

Ein herrlicher Moment ist es, sich nach der endlos langen Nacht und dem Tag zu waschen, ins Bett zu fallen und zu denken: »Es ist bald Frieden.« Heute kamen 17 Frauen aus Theresienstadt an.⁸²

Was sie erzählen, weiß ich noch nicht. Ich zittere noch von der schweren Arbeit von heute Nachmittag. Es ist brütend warm, und wir haben dreieinhalb Stunden gebeugt über den heißen Abwaschwannen gestanden und

82 Tatsächlich transportierte die SS acht Frauen, fünf Kinder und zwei Männer aus Theresienstadt in das Sternlager. Es waren Juden aus den Niederlanden.

die schweren Gamellen gebürstet. Ich bin stolz darauf, dass ich diese Sklavenarbeit durchhalte.

Sonntagabend, 9. Juli 1944

An den Lagerereignissen nehme ich überhaupt keinen Anteil mehr, sondern lebe ausschließlich in der Küche. Gestern kamen hier Lastwagen mit Gemüse an (eklige, stinkende Mairüben), und wir haben von drei Uhr nachts bis zehn Uhr abends durchgearbeitet. Aber ich war nicht sehr müde, das kam erst heute.

Heute musste ich stundenlang am Stück kiloweise Salat waschen. Und ... das Essen war nicht einmal genießbar. Kein Wunder, wenn man halb verfaulten Blattsalat mit nichts als Unmengen an Wasser kocht. Wenn sie einem statt immer nur Suppe doch einmal frischen Salat mit *Pellkartoffeln* geben würden, könnten wir vielleicht vergessen, dass es ein SS-Lager im fünften Kriegsjahr in Deutschland ist. Aber das darf schließlich nicht sein. Ich arbeite und bin unsagbar stolz, dass ich es eine Woche lang durchgehalten habe.

Vorgestern wurden auf dem Appellplatz plötzlich die »Calmeyers« aufgerufen (so genannt nach dem Mann, der sich bei den deutschen Stellen für die »Arisierungs«-Fälle interessiert hat). Heute kam wieder ein Transport, noch unbekannt, woher.

Gestern kamen hier ein paar Postkarten der »Palästiniener« an, die uns ja vorige Woche verlassen hatten. Sie waren tatsächlich aus Wien, also haben die J.P.A. und der Kommandant ein einziges Mal nicht gelogen. Sie hofften, in zwei Wochen in Palästina anzukommen. Vorige

Woche noch Sklaven in einem Kommando, jetzt der Freiheit entgegen. Ist es nicht das, was uns immer wieder den Mut gibt, durchzuhalten? Das Unerwartete, das immer wieder Plötzliche ...

Politik: Wilna und Dünaburg gefallen.⁸³

Freitag, 14. Juli 1944

Ich schreibe nur noch unregelmäßig. Ich erlebe jetzt so wenig Neues im Lager. 14. Juli. Die Franzosen waren heute alle in Nationalfarben, trotz der wütenden Blicke und Bemerkungen der SS.

Jetzt haben wir auch Albaner und Ungarn ins Lager bekommen. Hartnäckige Transport-Gerüchte. Palästina, Theresienstadt, Auschwitz. Wo will man hin?

Gestern erhielten wir eine Karte von Mutter, vom 13. Juni. Und vorgestern ein Päckchen vom 28. Juni. In Amsterdam hatten sie am 13. Juni eine rote Antwortkarte bekommen (das ist eine Empfangsbestätigung für ein Paket, die vom Adressaten unterschrieben worden ist), und das war nach drei Monaten das erste Lebenszeichen für zu Hause.

Samstag, 22. Juli 1944

Seit gestern liege ich in der Baracke im Bett. Ich arbeite jetzt seit fast drei Wochen in der Küche und bin völlig

83 Wilna und Dünaburg: Wilna ist der alte deutsche Name der litauischen Hauptstadt Vilnius, Dünaburg der Name der zweitgrößten lettischen Stadt Daugavpils.

übermüdet. Dass ich »frei« habe, ist noch illegal. Ich glaube nicht, dass ich in die Küche zurückgehe. Ich arbeite dort mehr, als ich durch Essen aufwiegen kann. Ich werde versuchen, eine Zusammenfassung dieser drei Wochen zu geben, indem ich einen Tag in der Küche beschreibe.

Um halb drei werden wir geweckt. In der Baracke ist es stockdunkel. Man muss abends seine Kleidung so am Fußende zurechtlegen, dass man morgens alles in der richtigen Reihenfolge anziehen kann: also Socken obenauf, dann Unterwäsche, Bluse und Overall und das Kopftuch. Die Schuhe auf den Balken über dem Kopf.

Durch die Baracke, in der alle schnarchen (oh, wie beneidet man dann diejenigen, die noch gut zwei Stunden schlafen dürfen), nach draußen. Ein kühler, feuchter Nebel hängt über dem Stacheldraht. Am Zaun brennt eine rote Lampe. Das bedeutet, dass der *Scharführer* für die Küche kommt und es somit circa zehn nach drei ist. Das rote Licht ist für die Wachposten auf den Türmen, die dann wissen, dass jemand kommt, der auf der Lagerstraße gehen darf, sonst schießen sie.

Um halb vier herrscht in der Küche schon *Hochbetrieb*. Mädchen waschen die Kaffeegamellen vom vorigen Abend ab oder spülen sie mit langen Gartenschläuchen aus. Die jungen Männer machen das Feuer unter den großen Kesseln an, und der *Scharführer* in seinem gläsernen Aufsichtskasten in der Ecke der Küche stützt den Kopf in die Hände und döst nach der auch für ihn zu kurzen Nacht immer wieder einnickend noch ein wenig weiter. Nur wird er um die Mittagszeit herum abgelöst, während wir in einer einzigen Schicht durcharbeiten müssen, bis die Arbeit des Tages erledigt ist. Niemals hätte ich mir vorgestellt, dass ich mal nachts um halb vier Gamellen

schleppen oder schläfrig und benommen an der großen *Kartoffelreibe*, an der man sich die Finger blutig reißt, sitzen würde.

Um halb fünf: »*Kaffee raus!*«, der gebrüllte Befehl des *Scharführers*. Innerhalb von vier Minuten steht der Kaffee für Tausende von *Lagerinsassen* vor der Küchentür. Eine schmutzige grau-rötliche Morgendämmerung steigt über dem Stacheldraht auf. Der Wachposten auf dem Turm hinter der Küche schlägt sich vor Kälte die Arme um den Leib. Ein SS-Mann macht das Lagertor auf der anderen Straßenseite auf, und unter seinem Schimpfen und Fluchen tragen die »*Gamellenträger*« (eine Gruppe ständig wechselnder Männer aus dem Lager) den kochend heißen Kaffee hinüber, das Einzige, was die Arbeiter bis zum Mittag bekommen.

Jetzt ist es in der Küche kurz still.

Die Stunde, bevor die Kommandos an die Arbeit gehen, ist in der Küche Frühstückszeit. Wir essen süßen Brei (wenn Chris, der *Scharführer*, gute Laune hat), viel Brot und trinken heißen, süßen Kaffee. Nach zwei Tagen aß ich schon nicht mehr als ein einziges Butterbrot und trank ein bisschen Kaffee. Es war mir zu mächtig, und ich war zu müde vom Arbeiten und der zu kurzen Nacht, um ordentlich zu frühstücken.

Um halb sieben fängt die Sklavenarbeit wieder an. Salat waschen, Gemüse hacken (das macht Spaß, ist aber ein Elend, da man nie sitzen darf; man steht praktisch von nachts bis abends, und ich habe davon Bauchschmerzen bekommen), Zwiebeln schneiden (eine elende Arbeit, denn man heult sich dabei einen Wolf), Kessel umrühren, abfüllen, Gamellen hinaustragen, Kessel reinigen, den Flur abspritzen und, wenn alles gut geht, eine Essens-

pause von Viertel nach zwölf bis Viertel nach eins. Manchmal liegen wir dann für einen Moment an dem kleinen Bewässerungsteich hinter der Küche, wo der Garten-Scharführer ein paar Stockrosen gepflanzt hat. Für einen kurzen Augenblick verschwinden Küche, Schmerz und Müdigkeit, und es gibt nur noch die weißen Wattewolken am Sommerhimmel und die warmroten Rosen vor dem Glänzen des von der Sonne beschienenen Wassers.

Dann wieder dasselbe wie morgens früh, denn es muss sich um den Nachmittagskaffee für die Kommandos kümmern werden. Inzwischen kommen die Essgamellen aus dem Lager zurück, die für den Abendbrei gewaschen werden müssen.

Zu der Zeit bekamen wir, wie der Kommandant Josef Kramer, der damals allerdings noch gar nicht da war, später in seinem Prozess in Lüneburg behauptete, noch »drei Mahlzeiten«, wenn man die Suppe oder den Wasserkaffee so betiteln wollte. Aber als er im Dezember '44 da war, bekamen wir das ganz bestimmt nicht mehr – ein halbes Brot in der Woche, trocken, ab und an ein Stückchen rohe Steckrübe und zu unregelmäßigen Zeiten drei Viertelliter stinkende Steckrübe in Wasser konnte man doch wohl kaum drei Mahlzeiten am Tag nennen. Aber dieser Küchenbetrieb war noch in der »goldenen« Zeit.

Man kann auch von morgens halb sieben bis abends halb sieben Gamellen waschen müssen. Dann fühlt sich der Rücken an, als ob er über den heiß dampfenden Kübeln in Stücke zerbrechen würde. Man murkst mit einem Lappen oder mit den Nägeln herum, um den Griesß oder die Grütze aus den Rändern der Gamellen zu pulen, denn

wenn Chris einen Flecken entdeckt: Mindestens ist dein freier Tag futsch, wenn nicht mehr passiert.

Arbeit, Arbeit, Arbeit, ohne Effizienz, bei der man aus reiner Schikane des *Scharführers* stehen muss. Arbeit, warum? Um die 400 Gramm Brot, den kleinen Löffel Quark, Marmelade oder Kürbis, den man in der Baracke bekommt, seinem Mann zu geben, um ein Stück Fleisch, etwas Butter oder Zucker zu schmuggeln, das, die oder den man unter größter Gefahr klaut und versteckt.

Ich habe keine Lust, diese Küchenerlebnisse noch weiter zu beschreiben. Das Ganze war unerquicklich. Aber ich habe dort etwas gelernt, was mir mein Leben lang im Gedächtnis bleiben wird: hart zu arbeiten.

Und der Krieg? Dauert und dauert. Die J.P.A.: Schlacht in der Gegend von Lemberg, München zerbombt und in Frankreich und Italien langsame Fortschritte.

Der Hunger im Lager ist furchtbar. Vorgestern Abend wurden rohe Rüben gebracht. Die Menschen haben sich darauf gestürzt und darum gekämpft. Und der *Scharführer* stand lachend daneben und schlug sich dauernd auf die Knie, denn dass Menschen so etwas essen würden, »*Det hab ich noch nich gesehen*«.

Freitag, 28. Juli 1944

Seit Montagnachmittag arbeite ich freiwillig in der Schälküche. Ich habe die Küche mit der Ausrede verlassen, dass ich ein Ekzem an den Händen hätte, und Chris ließ mich sofort gehen, denn für mich gibt es hundert andere, die darum kämpfen, sich einmal satt zu essen. Ich bin dort weg, weil ich den ständigen Schlafmangel nicht mehr ertragen konnte.

Jetzt sitze ich von halb sieben (also wieder normale Appellzeit) bis circa sieben Uhr abends draußen und schäle Kartoffeln oder putze Gemüse. Zumindest sitze ich. Die Vorteile sind: frische Luft, auch Zigaretten (wie in allen schweren Kommandos), einen Nachmittag pro Woche und den darauffolgenden Vormittag frei (das ist durch das Reserve-Einspringsystem möglich, eine Regel untereinander), Rohkost, so viel man will (mit dem dazugehörigen Durchfall ...), und morgens um halb zehn einen Becher total versalzener Bouillon aus dem Fleischkessel der Küche. Herzchen, was willst du noch mehr? Was ich will? Das Ende dieser Scheißzeit.

Die Baracken sind überfüllt. Wieder kam hier ein Transport an. Diesmal erneut französische Frauen von Kriegsgefangenen.⁸⁴ In den Frauenbaracken schlafen noch immer einige auf dem Boden, und wir haben jetzt auch hier dreistöckige Betten (bisher zweistöckige).

Wir hätten kaum vermuten können, dass wir ein halbes Jahr später unser Bett mit einer fremden Frau oder einem Kind würden teilen müssen und manchmal sogar zu dritt auf einer Pritsche schlafen müssten, während wir von Läusen und anderem Ungeziefer geplagt würden sowie an Typhus und anderen Krankheiten litten.

Politik: Bjelostock,⁸⁵ Lemberg und Lublin⁸⁶ gefallen. Man munkelt von der Ermordung einiger deutscher Generäle.

84 Nach der Gruppe vom Mai 1944 traf Ende Juli aus dem Sammellager Drancy bei Paris eine weitere Gruppe mit 114 Frauen und Kindern französischer Kriegsgefangener ein.

85 Bjelostock: Alte deutsche Bezeichnung für die polnische Großstadt Białystok.

86 Lublin: Polnische Großstadt.

Wie wenig wir wussten, zeigt sich schon an Obenstehendem. Erst in den Niederlanden, als ich im Juli 1945 zurückgekehrt war, hörte ich von dem Attentat auf Hitler.

Wir bekamen wieder ein Päckchen, mit Datum vom 13. Juli.

Heute Nachmittag bin ich wieder in die Möhrenputzerei eingerückt, nachdem ich einen Vormittag freigehabt hatte. Wir müssen pro Tag mit circa 45 Frauen 40 bis 45 Fässer (mit hundert Litern Inhalt) putzen. Ich kann kein Orange mehr sehen, keine Möhre mehr riechen oder probieren.

Um wie viel besser war das allerdings als die Steckrübe, die wir von Oktober 1944 bis April 1945 jeden Tag essen mussten.

Die Moffen sind wieder in einer Mordsstimmung. Gestern wurden die Frauen der Schälküche gefilzt und es gab vier Opfer, bei denen man ein paar Möhrchen und eine Zwiebel fand. Riesentheater. Des Weiteren hat das gesamte Lager Strafe bekommen, weil bei der Müllverbrennung im Krankenhaus aus Versehen eine noch gute Strohmattre zusammen mit den schmutzigen verbrannt worden ist. Die Strafe ist: Heute Abend bekommt das ganze Lager keinen Käse und ... Sonntag kein Brot.

Und jetzt, heute am 29. Juli 1944, ist es so weit. Heute Abend bekommen wir bis Montagmittag kein Brot. Trauerstimmung im Lager.

Heute Morgen Strafexerzieren à la Konzentrationslager mit Schlägen und Tritten und jetzt ohne Essen ins Bett.

Sonntag, 30. Juli 1944

Ein dunkles Wochenende für das Lager! Hunger, Hunger, Hunger. Die Stimmung weit unter null. Verschiedene Eingaben und Bitten an den Kommandanten, um doch Brot zu bekommen, vor allem für die kleinen Kinder, Kranken und Alten, sind von ihm abgelehnt worden.

Es kommen ständig Betten und Holz für neue Baracken an.

Was haben sie vor? Wir sollten doch hier weg, und jetzt bauen sie immer mehr Baracken. Die Möhren und die Steckrüben liegen aufgehäuft vor den Küchen. Die Betten werden alle dreistöckig und noch dichter zusammengeschoben. Es ist brütend warm.

Heute mussten die Ärzte kontrollieren, ob es hier sehr viele Hungerödeme gibt.

Politisch läuft es gut, und die Stimmung im Lager wird besser, je näher der Montagmittag, zwölf Uhr rückt, denn dann gibt es ja wieder Brot ...

Montag, 31. Juli 1944

Der Tag begann normal, aber um zwölf Uhr vormittags wieder etwas Besonderes. Transport aus Westerbork. Sie haben Nachrichten mitgebracht. Warschau gefallen, Lodz⁸⁷ beinah. Unsere Briefe vom Januar, Februar, März, April und Mai sind nach Holland durchgekommen.

87 Lodz: Łódź, Großstadt in Polen.

Diese Nachricht erwies sich, wie so viele der anderen Nachrichten auch, als falsch.

Alles, was *Austausch Sperre* hat, wird hierhergeschickt. Auch die sogenannten Straftäter.⁸⁸ Aus Istanbul kamen Telegramme von Leuten des Palästina-Transports durch, der hier am 29. Juni abgefahren ist. Stimmung im Lager wieder hundert Prozent optimistisch. Es dauert nur noch ein paar Tage ...

Und heute beteilige ich mich auch mal en gros an dem Optimismus. Paul und ich haben gerade einen unserer Erinnerungstage gefeiert, oben auf meinem Bett im zweiten Stock, mit einem Mahl aus etwas stinkenden Muscheln, Erbsensuppe (kalt), trockenem Brot und Haferkeksen.

Donnerstag, 3. August 1944

Wir schweben weiterhin »in den Wolken«. Das Wetter ist herrlich, ich bin sonnengebräunt und fühle mich psychisch »in Erwartung«. Mit dem am Montag angekommenen Transport erhielten wir auch Nachrichten von zu Hause. Eine Karte von Mutter und von Vater. Ziemlich *down*, weil sie jetzt (von den Palästina-Leuten, die gleich nach Holland geschrieben haben, dass man Pakete schicken soll) wissen, dass im Lager Hunger herrscht.

Gestern habe ich einen Nachmittag im Lebensmittelmagazin gearbeitet. Mein Magen war gefüllt ... Dort liegen die SS-Vorräte.

88 Hiermit sind Juden gemeint, die von der SS in Westerbork aufgrund von Vergehen als »Straftäter« angesehen wurden.

Heute wieder zwölf Stunden draußen Kartoffeln geschält. Es gefällt mir gut in dem Kommando. Wenn man ordentlich phantasiert, kann man sich vorstellen, man säße zum Spaß im Garten einer großen Villa und würde für ein großes Diner ein wenig schälen helfen. Die Rosen blühen (der eine Strauch des Garten-*Scharführers*), und das Schwimmbecken (hier das Bewässerungsbassin neben der Küche) lockt. Der blaue Himmel mit flauschigen Schäfchenwolken ist der Polderhimmel über Holland.

Und die Nachrichten: Von Neurath⁸⁹ und Schacht⁹⁰ sind tot.

Ach, J.P.A., diese Herren leben, dank der »Gerechtigkeit«, zwei Jahre später immer noch, in der süddeutschen Stadt Nürnberg.

Weitere Nachrichten: Himmler tritt ab, und es gibt jetzt eine Militärregierung.

Im Lager kommt es zu einigen Veränderungen. Ein paar »populäre« *Scharführer* gehen, unter anderem Heinz und Fritz. Darauf meinen Segen und auf Nimmerwiedersehen!

89 Konstantin von Neurath: Reichsaußenminister und Reichsprotektor des Protektorats Böhmen und Mähren, im Nürnberger Prozess 1946 zu 15 Jahren Haft verurteilt, 1954 vorzeitig entlassen, gestorben 1956.

90 Hjalmar Schacht: Früherer Reichsbankpräsident und Reichswirtschaftsminister, im Nürnberger Prozess 1946 freigesprochen, gestorben 1970.

Montag, 7. August 1944

Morgen wird Paul dreißig Jahre alt, und so schlecht kennen wir hier den Kalender, dass wir das Fest heute gefeiert haben, im Glauben, es wäre der 8. ...

Es ist so warm. Unser freier Sonntag wurde uns wieder einmal vermiest. Luftalarm bis halb drei. Die Kommandos mussten also von sechs bis drei ohne Essen durcharbeiten und ... um halb vier wieder antreten. Erst um neun Uhr kamen sie zurück.

Ich saß von sechs Uhr morgens bis sieben Uhr abends in der brennend heißen Sonne Kartoffeln schälen. Wir sind total kaputt von der Hitze. Die Baracken platzen wegen Überfüllung aus den Nähten und stinken. Im Waschraum muss man um einen Wasserhahn kämpfen, auf die Toilette stundenlang warten. Und es kommen weitere 5.000 Leute dazu. Es heißt, aus Auschwitz ... Es werden jetzt Zelte aufgebaut.⁹¹ Geistesgestörte Bande.

Die Türkei soll im Krieg sein.

Es ist heiß, heiß. Und Vater wird heute 64 und Paul dreißig. Vater, dir wünsche ich, dass du noch einmal Ruhe und Frieden erleben wirst. Und Paul? Wir müssen noch immer beginnen ...

91 Im südlichen Bereich des Konzentrationslagers wurde ein Zeltlager für weibliche Häftlinge eingerichtet. Die ersten Transporte trafen wenig später mit vermutlich mehr als 2.500 Frauen und Kindern aus Warschau ein. Diese Zivilisten waren während des nationalpolnischen Warschauer Aufstands von den Deutschen zur Zwangsarbeit verschleppt worden. Nach wenigen Tagen wurden sie von Bergen-Belsen auf Zwangsarbeitslager im norddeutschen Raum verteilt.

Freitag, 11. August 1944

Ich habe wenig Lust, zu schreiben. Das Lager denkt: »Der Krieg ist schon vorbei. Es ist nur noch eine Frage von Tagen oder vielleicht einigen Wochen. Die Russen sind um und in Königsberg.«

Hier hört man nichts als Transport-Gerüchte. Jetzt kommen wieder 2.000 Juden. Die Baracken, außer der griechischen Elitebaracke (die Griechen waren die Ersten in Bergen-Belsen und haben deshalb die ältesten Rechte und ... Vorteile), sind alle dreistöckig eingerichtet. Es gibt ein einziges Toilettenhäuschen für alle Frauen und zwei Waschräume für Männer und Frauen.

Das Lager ist wie eine Weltstadt. Alle Nationalitäten sind vertreten. Nur liegen die Viertel dieser Stadt nicht weiter als zwanzig Meter auseinander ...

Sonntag, 20. August 1944

Ich komme fast nicht mehr dazu, etwas aufzuschreiben. Seit Samstag vergangener Woche bin ich wieder in einem anderen Kommando. Und zwar in einer neugebauten Schälküche, die zu Küche I gehört. Diese Küche kocht für die sternlosen Juden (*Schneebaumlager*),⁹² Häftlinge und die ebenfalls sternlosen ungarischen Juden. Ich bin »Vorarbeiterin« eines Kommandos aus 55 Frauen und zehn Männern. Wir arbeiten von halb sieben bis halb acht im

92 »Schneebaumlager«: »Neutralenlager« im Austauschlager des KZ Bergen-Belsen, benannt nach Joseph Schneebaum (geb. 1897 Jaroslaw, Polen), dem dortigen »Judenältesten«.

Freien und die ganze Woche in der strahlenden Augustsonne. Sonne, Himmel, Wind und Sommer ...

Trotz Krieg und SS genieße ich manchmal den Aufenthalt im Freien wie in einem richtigen Urlaub. Das Spüren der Sonne und des Winds können sie einem ja nicht nehmen. Und dieser Genuss ist nur ein kleiner Wechsel auf die Zukunft, wenn wir mal richtig Ferien machen werden. Die Schweiz!

Aber die Baracken mit ihren 75 Zentimeter breiten Durchgängen, dreistöckigen Betten, Wanzen, Flöhen, der Hitze und dem Gestank sind eine tägliche Qual. Ich schlafe wegen der Juckerei durch all das Ungeziefer durchschnittlich drei Stunden, den Rest der Nacht [verbringe ich] kratzend und herumwälzend.

Seit einer Woche haben wir jetzt auch noch ein Zeltlager, in dem circa 2.500 Menschen (Polinnen aus der Nähe von Warschau, das laut ihren Angaben in Flammen steht) »wohnen«. Es ist ein Transitlager, denn ständig wechseln die Bewohner, und streng abgetrennt von unserem Barackenlager. Und dabei sind es auch noch »Arier«.

Diebstahl und dergleichen wird zurzeit öffentlich bestraft, das heißt, das Urteil wird »*en public*« verlesen, so wie am 11. August, als um halb zwölf plötzlich das gesamte Lager antreten musste. Natürlich wurde sofort gemunkelt: Transportlisten. *Austausch*? Es war ... das Verlesen eines Urteils über jemanden, der ein paar Schuhe gestohlen hatte. Er wurde zu 28 Tagen Bunker (strenger Arrest) verurteilt. Der Mann hatte wegen derselben Sache schon einmal vier Wochen Bunker bekommen und abgesessen, aber erst jetzt war das Urteil der Berliner Stellen gekommen, so dass das Ganze, weil es so schön war, noch einmal aufs Neue gemacht werden musste.

Aber echtes Aufrufen, also nach den *Austausch*listen, kommt auch schon mal vor. Vorgestern wurden auf dem Appellplatz alle mit (gekauften) »südamerikanischen Pässen« aufgerufen. Die Reaktion des Lagers war: Jetzt gehen sie (auch wir, Paul und ich, gehörten zu den Aufgerufenen). Es erwies sich jedoch als ein nochmaliges »*Durchprüfen*«, also Kontrollieren der Papiere, und wir wissen wieder nichts.

Allerdings reisten diese Woche überraschend 300 sternlose Ungarn in die Schweiz. Das ungarische Gouvernement hatte es geregelt, das heißt: sie natürlich verkauft.⁹³

Bergen-Belsen, Ort der unbegrenzten Möglichkeiten. Auch »*BB au bain*« [Bergen-Belsen im Bad] gehört zu diesen Möglichkeiten. Zum Beispiel an einem Sonntag-nachmittag im August im Waschraum der Baracke 21. Nackte Frauen, Kinder, die Toilette im *Hochbetrieb*, die Männer nur flüchtende Durchhuscher und erst durch das Geschrei der Frauen darauf aufmerksam gemacht, dass das hier ein »*Damenwaschraum*« sei.

93 Im Juli 1944 transportierte die SS etwa 1.680 jüdische Männer, Frauen und Kinder aus Budapest in das sogenannte Ungarnlager des KZ Bergen-Belsen. 318 von ihnen wurden am 18.8.1944 gegen Lösegeld in die Schweiz entlassen, die übrigen folgten im Dezember 1944. Die Verhandlungen mit Adolf Eichmann (1906-1962), dem »Judenreferenten« im RSHA, führte der ungarische Jude Rezsö Kasztner (1906-1957).

Montag, 28. August 1944

Vorige Woche kamen 1.000 Frauen aus ... Auschwitz.⁹⁴ Die Straße war vollständig abgesperrt, und wir durften nichts von dem ankommenden Transport sehen.

Wir sahen sie trotzdem. Teilweise kahlgeschoren, barfuß, in einer Art Uniformkleid aus verschiedenen Farben Baumwolle. Man sagt, es seien Juden, *Flintenweiber* (Widerstandsfrauen), politische Häftlinge, Polinnen und Ähnliche. Niemand weiß es. Sie sind völlig isoliert worden und werden von den *Häftlingen* versorgt.

Vorige Woche, nach dem Eintreffen der Arbeitskommandos, mussten alle stehen bleiben. Der *Hauptscharführer* mit den krummen Pferdereitbeinen und dem betrunkenroten Gesicht hielt die folgende Ansprache: »*Da sich bei euch in der letzten Zeit die Diebstähle, vor allem in der Küche, anhäufen, sind diese beiden (zwei Männer) vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin verurteilt zur Überführung in ein KZ.*« (Was sind wir? *Vorzugslager.*)

Die beiden Männer wurden weggebracht, ohne von ihren Frauen Abschied nehmen zu können, die ebenfalls Appell standen. Sie waren nichtsahnend von der Arbeit zurückgekommen.

Einer der beiden kehrte nie wieder zurück. Seine Frau wurde später mit ihrem kleinen Sohn in einem soge-

94 Nachdem die Frauen und Kinder aus Warschau das Zeltlager verlassen hatten, wurden von August bis November 1944 mehrere Tausend Frauen in typischer Häftlingskleidung aus dem KZ Auschwitz eingeliefert. Diese Frauen wurden von den jüdischen Geiselhäftlingen in den Austauschlagern streng getrennt und von der Küche des Männerlagers versorgt. Sie sollten Zwangsarbeit in den Außenlagern anderer KZ leisten.

nannten »Mischlingstransport« nach Auschwitz gebracht, wo man sie vergast hat. Auch die Frau des Mannes, der über Auschwitz und andere Konzentrationslager zurückkehrte, wurde dort, nachdem sie von Belsen aus auf Transport geschickt worden war, vergast.

Es war schrecklich. Das ganze Appellgelände totenstill ... In der Mitte die triumphierende, betrunken-schiefe Gestalt des *Hauptscharführers* und am Pult die beiden »Verbrecher« (sie haben Kartoffeln aus dem SS-Magazin mitgenommen) mit ihren Bettdecken unter dem Arm.⁹⁵

Sonntag, 3. September 1944

Heute vor fünf Jahren brach der Krieg aus. Wir waren damals in Bergen aan Zee. Es war an einem strahlend schönen Septembersonntag. Man erwartete damals, dass am Montag schon die Bombardements über Deutschland beginnen würden. Und es passierte gar nichts.

Und jetzt ist der Krieg in Holland wieder im Gange. Wir wissen nichts Genaueres, aber »*on dit's*« [Gerüchte] sagen, dass seit dem 31. August Landungen an der nieder-

95 Die SS transportierte die beiden Männer am 21.8.1944 über das Gefängnis Celle nach Auschwitz. Ernst Maier (geb. 1901) überlebte, während Martin Pick (geb. 1907) am 20.1.1945 zwischen Gleiwitz und Blechhammer wohl auf einem Todesmarsch starb. Am 9.8.1944 wurden Edith Maier-Schischa (geb. 1912), Adelheid Pick-Hirsch (geb. 1907) und ihr Sohn Hans Pick (geb. 1933) in einer Gruppe von 112 Männern, Frauen und Kindern aus dem Sternlager nach Auschwitz gebracht und dort ermordet. Es handelte sich tatsächlich nicht um einen »Mischlingstransport« (von jüdisch-nichtjüdischen Paaren), sondern um Personen, die von den Deutschen von einem möglichen Austausch ausgeschlossen wurden.

ländischen Küste stattfinden, die jetzt gab es schon beim Fall Amsterdams und Rotterdams ... Wir vermuten alles und machen uns große Sorgen. Es kommen allerdings noch Pakete aus Holland durch.

Montag, 18. September 1944

In den vierzehn Tagen, in denen ich nicht an meinem Tagebuch schrieb, ist so furchtbar viel passiert, dass es eine Schande ist, dass ich es nicht festhalten konnte.

Wie wenig wir wussten. Als ich nach Holland zurückkehrte, hörte ich im Repatriierungslager von der Schlacht um Arnheim, vom »Dolle Dinsdag«,⁹⁶ usw.

Montag, 2. Oktober 1944

Nie hätte ich gedacht, dass wir am 1. Oktober 1944 noch immer nicht frei sein würden. Und trotz der gewaltigen Ereignisse (seitdem die Invasion vom 6. Juni zu einer Tatsache wurde, habe ich nicht mehr regelmäßig schreiben können) sitzen wir noch immer hier und warten auf das Ende von alledem. Seit drei Monaten, jetzt, wo der Krieg immer näher rückt, habe ich das Gefühl, dass ich bald

96 Bei der militärischen Operation im September 1944 versuchten die Alliierten durch den Einsatz von Luftlandtruppen wichtige Knotenpunkte wie die Rheinbrücke in Arnheim zu besetzen, um einen schnellen Vormarsch zu ermöglichen. Dolle Dinsdag: »Närrischer Dienstag«. Es kursierte das (falsche) Gerücht, dass am Dienstag, dem 5. September 1944, die Befreiung der Niederlande durch die Alliierten erfolgen sollte.

Geburtstag habe. Wie ein Kind, das die Stunden, Tage und Nächte vor seinem Geburtstag zählt, so nah ist jetzt »*gefühlsmäßig*« das Ende. Wir wissen nichts, aber es steht fest, dass unser letztes Päckchen aus Holland vom 31. August war. Und ... dass Holland jetzt definitiv frei ist.

Oh, J.P.A.!

Die Stimmung im Lager geht auf und ab, je nachdem, ob die J.P.A. die Befreiung näher oder weiter weg erscheinen lässt. Eine Woche lang ist das Lager in Hurra-Stimmung: die Heldentaten, die positiven Essensgerüchte, »Keine-Arbeit-mehr«-Meldungen, *Austausch*möglichkeiten, gutes Wetter und dergleichen stehen in Blüte.

Dann plötzlich schlägt die Stimmung um. Nichts ist wahr. Nichts ist frei. Nichts passiert. Es gibt kein Brot, es gibt Bestrafung für das Lager, die Männer gehen auf Transport in andere *Arbeitslager*, wir müssen umziehen, es wird Herbst und es ist kalt ... Der Krieg dauert noch Jahre!

Es gab einen Abend, an dem ich mit meinem Schälküchenkommando von halb sieben bis um zehn Uhr auf dem Appellplatz »Strafe stehen« musste, weil der Kommandant im Vorbeigehen gesehen hatte, dass kleine albanische Jungen ein paar Zwiebeln geklaut hatten, die vor der Küche lagen. Dafür wurde unser Kommando und somit ich als Vorarbeiterin verantwortlich gemacht. Es folgte eine Auseinandersetzung zwischen dem Kommandanten und mir, wobei er im Wesentlichen das Wort oder besser gesagt, die Schimpfworte und Drohungen, führte und ich (wenn auch auf provozierende Weise) strammstand.

Beim Hereinkommen wurden wir von einer »SS-Püppi« gefilzt, und man fand in einem Schlüpfel zwei Zwiebeln. Wir blieben stehen und wurden müde.

An dem Abend kam ein Transport aus Westerbork an.⁹⁷ Die ersten Nachrichten aus Holland: Und jetzt ist Westerbork frei. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es sein muss, in einem freien Amsterdam zu leben. Was die Befreiung in Holland bringen wird, ob Vater, Mutter und alle in unserem Haus sind, ob es Essen gibt, ob Bomben fallen. Nichts, nichts wissen wir, und es ist herrlich, dass ich so viel arbeite, so dass keine Zeit übrig bleibt, um an alles zu denken.

Ach, J.P.A.!

Trotzdem bin ich jetzt noch für diese Gerüchte dankbar, denn während wir in den härtesten und schlimmsten Winter gingen, habe ich immer gedacht, dass Holland frei wäre. Doch wie es wirklich gewesen war, hörte ich erst in Maastricht und die Geschichten über den Hungerwinter in Amsterdam selbst.

Erschütternd ist das allmähliche Demoralisieren. Der Hunger macht die Männer zu Tieren und die Frauen wirklich zu Hyänen. Ich erlebe das jetzt jeden Tag, wie in der Schälküche darum gekämpft wird, dort hineinzukommen und zu bleiben. Moral und Anstand gibt es nicht. Nur Egoismus und den echten Kampf um etwas zu essen. Ich selbst versuche, anständig zu bleiben. Vielleicht ist das auch kein Kunststück, da ich jetzt natürlich nicht

97 Am 15.9.1944 traf mit 275 Personen der letzte Transport aus Westerbork ein.

mehr solchen Hunger habe, weil ich etwas »Rohkost« essen kann. Aber ich sehne mich nach gutem Essen. Nach Fleisch, Ei, Milch, Butter, einer gewöhnlichen Kartoffel.

Seit ein paar Wochen werden weitere Baracken gebaut. Sie werden aus in großer Eile abgerissenen Judenbaracken aus polnischen Lagern errichtet. Das sieht man an den Kritzeleien, die in und auf das Holz geritzt sind. Wozu? Wer kommt jetzt wieder hierhin? *Häftlinge*, Juden aus Polen oder andere Bürger?

Es gibt auch jetzt noch Momente, die einen für einen kurzen Augenblick glücklich machen. Der Warmwasserstrahl in dem riesigen Quarantänebad, die Herbstsonne, die das quadratische Bewässerungsbassin in einen goldglänzenden Teich verwandelt, die Dankbarkeit für eine geschenkte Zigarette, ein Gespräch mit einem guten Freund und der manchmal plötzlich aufkommende Optimismus: »Alles wird gut. Das ist das Ende. Wir werden einen Neuanfang machen.« Das sind die guten Dinge im Lager. Doch das Hässliche überwiegt, das Heimweh nagt und die Monate rinnen einem wie Sand durch die Finger. Man wird älter und man lebt nicht, man wartet nur ...

Irgendwo müssen doch Dahlien blühen, irgendwo liegen blau-samtene Weintrauben in einer Schale, irgendwo steht doch ein Haus mit einem großen, hellen Zimmer, in dem man allein sein kann. Irgendwo wird das Leben doch wohl einfacher und hoffnungsvoller sein als hier in diesem grauen, grünen Judenlager.

Aber wie kommen wir hier heraus? Werden die Menschen aus den Städten mit den sauberen Asphaltstraßen, aus den Gärten und Wäldern, noch mit uns sprechen können, uns begreifen? Werden wir noch alles als »normal« empfinden? Müssen wir sehr lange kämpfen, bis wir auch

ein Haus haben und nicht nur ein Dach über dem Kopf? Wird es sehr lange dauern, bis wir unser eigenes Leben aufnehmen können?

Es ist kein Trost, dass diese Fragezeichen nicht nur persönliche Zukunftsmöglichkeiten bedeuten, sondern ein massives Problem sind.

Das hier ist ein »Judenlager«, doch es gibt Hunderte, Tausende in Lagern, Gefängnissen, KZs und so weiter. Werden sie den Weg zurückfinden? Das Leben ist so schwer, und ich wollte, dass ich ein paar Zigaretten hätte ...

Donnerstag, 2. November 1944

Die Zeit fliegt nur so dahin. Jeden Monat, an jedem Ersten erwarten wir das Wunder. Das Ende! Herbst '44. Alle haben schließlich das Ende des Krieges so entschieden erwartet.

Vor einem Monat sagte uns die J.P.A., dass die Niederlande frei seien. Und jetzt hören wir, dass die Front noch immer von Limburg bis ungefähr Rotterdam verläuft. Wir wissen hier ja nichts. Und morgen werde ich 25. Mein zweiter Geburtstag im Lager. Und der dritte?

Montag, 13. November 1944

Seit ein paar Monaten ist nun auch das »Zeltlager« in Betrieb, in dem Frauen aus polnischen Lagern, die wegen des Näherrückens der russischen Armeen geräumt werden mussten, »untergebracht« worden sind. Vorige Woche

sind aufgrund eines starken Herbststurms in der Nacht bei strömendem Regen ein paar Zelte umgeweht, und die Frauen, fast ohne Kleidung und Deckung, liegen ungeschützt in der Kälte. Wir sehen und sprechen die Frauen jetzt allerdings in der Latrine und auf der Arbeit und erfahren etwas von den polnischen »Mysterien«. Ich sah die auf dem Arm eingebrennte Nummer von Auschwitz, hörte von der *Vernichtung* durch Vergasung, vom Leben in den Lagern dort. Das haben wir alle doch noch nicht gewusst.

Mit einem Transport Polinnen kam auch eine junge Frau in das Zeltlager, die vor ein paar Wochen von hier (aus unserem Lager) auf »*Straftransport*« in ein KZ überstellt worden war, weil sie für ihren Mann, der eine schwere Lungenentzündung hatte und bei dem im Krankenhaus eine Rippenresektion vorgenommen worden war, ein halbes Pfund Butter aus der Küche gestohlen hatte. Sie war sechs Wochen im Gefängnis und wohlgermerkt über Auschwitz, wo sie nur einen Tag gewesen war, und Birkenau mit einem Transport wieder zurück nach Bergen-Belsen gekommen. Ihr Mann ist in unserem Lager, doch es gibt keine Möglichkeit für sie, einander zu sehen oder zu sprechen.

Die Frau blieb den ganzen Winter über getrennt von uns im sogenannten »Häftlingslager«. Als unser Lager ein paar Tage vor der Befreiung mit dem berüchtigten Todeszug evakuiert wurde, wurde sie erwischt, als sie versuchte, sich diesem Transport heimlich anzuschließen, da ihr Mann ja mitging. Sie kam nach einigem Herumirren schließlich zurück nach Holland, ist krank und hat Tbc.⁹⁸

98 Die SS überstellte Helena Spijjer-Kok (geb. 1924) am 13.9.1944 in

Wir entdeckten im Zeltlager viele Bekannte. (Es wäre Gold wert, sie heimlich hinter dem Stacheldraht sprechen zu können.) Es gibt Frauen, von denen wir vermutet hatten, dass sie wohlbehalten in Theresienstadt stecken würden, die jedoch mit den »*Arbeitstransporten*« von dort ab September ebenfalls weitergeschickt worden waren und jetzt in elendester Verfassung hier ankamen. Sie hatten nur ihr gestreiftes oder andersfarbiges *Häftlingskleid* an, viele nicht einmal ein Höschen oder Strümpfe. Und sie lagen bei Wind und Wetter im Freien.

Ich schreibe jetzt weiter, Samstagnacht halb drei, 18. November 1944. Es ist Licht in der Baracke, weil die Küchen gerade geweckt worden sind, ich nicht schläfrig bin und jetzt die Ruhe habe, eine Weile zu schreiben. In der letzten Woche fortwährend Transporte. Vorige Woche musste plötzlich eine Liste der Personen mit südamerikanischen Pässen erstellt werden und ... mit Angehörigen in Südamerika. Die J.P.A. und deren ziemlich seriöse Bestätigung lautet, dass es um einen »*Weihnachtsaustausch*« von 1.200 Personen geht. *Hauptsturmführer* Meus kam tatsächlich hierher. Einige Fälle wurden wieder aufgerufen, und diese Woche haben uns Italiener mit englischer Staatsangehörigkeit verlassen und ein paar Türken aus dem sternlosen Lager. Auch 69 »Engländer« mit doppelter Staatsangehörigkeit (wohlgemerkt mit derselben Art »Papier« wie bei denen, die vor Kurzem plötzlich auf

das Zeltlager, von wo aus sie nach Auschwitz transportiert wurde, um nur wenige Wochen darauf wieder nach Bergen-Belsen gebracht zu werden. Später wurde sie dort im Frauenlager befreit. Ihr Mann Alfred Eduard Spijer (geb. 1922) verließ am 10.4.1945 mit der Räumung des Sternlagers Bergen-Belsen und wurde in Tröbitz befreit.

Transport mussten und von denen es hieß, dass sie »gut« fortgingen; doch nun stellt sich heraus, dass man sie nach Auschwitz geschickt hat, denn einige von ihnen sind jetzt im Zeltlager gelandet).

Ferner hat uns das Waisenhaus verlassen (Kinder, deren Eltern hier gestorben sind oder die aus Holland als »kleine Untergetauchte« mit einem »S« hierhergekommen sind), begleitet von ein paar »*Mischlingen*«.99 Es gibt also wenig Aufregung auf dem Transportgebiet.

Man erwartet sich viel vom *Weihnachtsaustausch* (und ich auch). Der soll nun innerhalb von 14 Tagen stattfinden.

Hier ist es, um es gelinde auszudrücken, ungemütlich. Es regnet, und das Lager ist in Schlammfarben gehüllt. Gearbeitet wird jetzt von sieben bis sechs. Stundenlang nasse, dreckige Steckrüben in Stücke hacken und putzen. Damit verdiene ich ungefähr einen Liter heiße Steckrübenwassersuppe extra und werde deswegen heftig beneidet.

Paul hat wegen eines Hungerödems zehn Tage *Bettruhe* bekommen. Über meine Arbeit kann ich ihm jetzt jeden Tag statt einem circa zweieinhalb Liter wässrige Nahrung geben. Das Essen ist der heikle Punkt! Der Hunger ein noch sehr viel heiklerer.

Doch gestern kamen Pakete. Die ersten Rot-Kreuz-Pakete. Aus der Schweiz und aus Schweden. Und wir wurden gut bedacht. Wir haben an einem einzigen Abend

99 Im November 1944 verließen mehrere Transporte das Sternlager: 149 nordafrikanische Juden mit britischen Papieren in das Zivilinternierungslager Biberach am Riß, 69 Juden mit doppelter Staatsangehörigkeit in das Zivilinternierungslager Wurzach, eine Gruppe von über 49 mit »S« markierten, unbekanntem Kindern nach Theresienstadt (den Deutschen war unklar, ob es sich um Juden handelte) in Begleitung von zwei Frauen (»Mischlinge«).

den Inhalt von vier Päckchen gegessen, wohlgemerkt Lachs, Schokolade und Biomalz (Malzextrakt) durcheinander. Mir ist nur ein ganz klein wenig übel.

Freitag, 24. November 1944

Umzugsirrsinn im Lager. Das gesamte Sternlager zieht in Baracken um, die von den Häftlingen aus Holz und mit den Bettgestellen aus polnischen Baracken hochgezogen worden sind. Und es ist schlimm da. Mein Bett im dritten Stock ist so hoch, dass wir echt unter den Hahnenbalken hausen. Es gibt keine Toilette und kein Wasser. Das Schlimmste, was man sich an unhygienischen Zuständen vorstellen kann. Nachts muss man aufpassen, dass man nicht über jemanden stolpert, der auf dem Boden auf einem Eimer oder einem Kochtopf seine Notdurft verrichtet, weil er die Latrine draußen, ungefähr 400 Meter entfernt, nicht mehr erreichen kann. Es stinkt fürchterlich. Nachts ist es stockdunkel und tagsüber schummrig. Ich fühle mich schon seit ein paar Wochen krank und habe jetzt, wie der Doktor festgestellt hat, eine Gallenblasenentzündung. Große Schmerzen, und meine Diät ist: Steckrübe in oder aus dem Wasser, Steckrübe warm oder kalt, Steckrübe ganz oder zerstampft, Steckrübe auf dem Butterbrot, Steckrübe in der Suppe.

Jetzt erlebe ich die Baracke, da ich im Bett liege, in ihrer ganzen Glorie. Neben meinem Essnapf (rot abgeblätterte Emaille) steht ein Kochtopf, der jetzt als Nachtopf dient, auf dem Balken über meinem Kopf. Und dabei kann ich dem Himmel noch danken, denn in einem Bett im zweiten Stock ist man aufgeschmissen, weil man

sich keinen Rat weiß, wo man etwas hinstellen soll, und in einem Bett unten bekommt man all den Dreck von oben und vom Boden auch noch mit. Die Handtücher hängen in meinen Essnapf, neben den Handtüchern ein halbnasser Pyjama, der wegen des feuchten Klimas in der Baracke einfach nicht trocknen will. Neben der klammen Wäsche, an einem Nagel, meine Schuhe, mit Schlamm an den Sohlen. Und es regnet und regnet. Meine Decke ist ziemlich nass, denn es leckt. Ich bin krank und habe Schmerzen. Es wird Winter.

Doch heute scheint die Sonne. Denn ich sehe einen goldartig tanzenden Flecken Sonnenlicht an der fahlbraunen Barackenwand. Maschinen fliegen über uns hinweg, und es heißt, dass Straßburg gefallen sei.

Vor 14 Tagen war Meus hier, und jetzt müssten wir schon weg sein, wenn der *Austausch* stattfinden würde.

Morgen muss ich wieder zur Arbeit. Meine Krankenschreibung ist abgelaufen. Ich arbeite dann von sieben bis fünf (nach dem Appell im Schlamm) in einem offenen »Gartenhaus«, denn nur damit ist unsere Schälküche zu vergleichen. Wir schälen und schaben eiskalte Steckrüben. Es ist ein Raum mit kaputten Scheiben, ohne Tür, mit nassem Steinboden. Wir sitzen auf Hockern, und es ist eine Katastrophe, wenn man aufgrund der Feuchtigkeit und Kälte Probleme mit der Blase bekommt, denn es gibt nur eine einzige Toilette, und der *Scharführer* ist hin und wieder so nett, sie abzuschließen.

»Das Gerenn von den Weibern muss aus sein. Scheißt euch in die Hosen!«

Vor ein paar Tagen habe ich meine ganze Wochenportion (sechs Rationen zu ungefähr vier Zentimetern) hintereinander aufgegessen. Ich konnte den Gedanken

nicht ertragen, dass das Kommissbrot fünf Tage dort an meinem Fußende liegen sollte und ich jeden Tag ein kleines Stück davon abschneiden dürfte (wenn man es sich ordentlich einteilt, also morgens zwei Zentimeter und abends zwei Zentimeter), habe alles aufgegessen und hatte einmal einen Abend lang keinen Hunger. Es ist furchtbar, denn jetzt habe ich die ganze Woche über nur noch den Liter Suppe für den ganzen Tag.

Ich kann nicht mehr schreiben. In meinem Kopf dreht es sich. Ich kann auch nicht mehr ordentlich denken. Es darf nicht mehr allzu lange dauern.

Samstag, 23. Dezember 1944

Und ... wir ziehen um. Es kommen Transporte aus Auschwitz, aus Ungarn, von überall her an. Man hat uns den *Austausch* versprochen, aber es passiert nichts. Das Lager füllt sich mehr und mehr. Seit einer Woche schlafen wir jetzt zu zweit in einem Bett (im dritten Stock). In einem Bettgestell schlafen also mindestens sechs Personen, wenn es eine Mutter mit Kind ist, noch mehr. Das Einzige, was wir hatten, war das ein Quadratmeter große Bett, und das müssen wir jetzt noch mit dem Gepäck, den Decken und dem Körperumfang einer fremden Frau teilen. Es gibt so viele Kranke.

Es gibt einen einzigen Waschraum, der vom ganzen Lager (Männer und Frauen) benutzt werden kann, und vier WCs. Das Lager ist morgens ein lebender Misthaufen. Gestern hat das, nach einem abscheulichen Tag, an dem das Gepäck aus den Baracken in den Regen geschmissen wurde, und einer Reinmachhöhle unter der Leitung des

betrunkenen *SS-Lagerführers*, durch die Absetzung des *Judenältestenrats* ein vorläufiges Ende gefunden, was an sich nur gut ist, denn es war eine korrupte Bande, und es gab die *Machtübernahme* durch die Häftlinge aus dem Konzentrationslager neben uns, den sogenannten »Kapos«. Jetzt unterstehen wir einem Regime von Männern, die jahrelang in Konzentrationslagern gesessen und ebenso lange keine Frau gesehen haben.¹⁰⁰ Die Folgen sah ich eine Stunde nachdem sie in unserem Lager waren. Gearbeitet wird praktisch nicht mehr. Mit einem Lager, das (im wahrsten Sinn des Wortes) halb Leiche ist, kann die SS nicht mehr arbeiten.

Vorige Woche wurden plötzlich alle Frauen aus den beiden Küchen geworfen und durch polnische Arierinnen und jetzt durch polnische Jüdinnen ersetzt. Mit meiner Arbeitsstelle ist es vorbei, und ich finde es gut. Jetzt lebt man nur noch in der Baracke.

Es ist möglich, dass man mit einer Fremden praktisch in seinen Armen schläft, dass man Brot isst, während jemand keine zwanzig Zentimeter von dir entfernt auf seinem Eimer sitzt, dass man gekochte Steckrüben mit

100 Im Dezember 1944 löste Josef Kramer (1906-1945, hingerichtet) Adolf Haas (1893-1945, vermisst) als Kommandant des KZ Bergen-Belsen ab. SS-Hauptsturmführer Kramer war vorher Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau gewesen. Er änderte Abläufe und Zuständigkeiten rigoros, was für die Häftlinge im Austauschlager immense Verschlechterungen mit sich brachte. Vorher standen »Judenältestenräte« aus den Teillagern des Austauschlagers vermittelnd zwischen SS und Insassen. Nun führte die SS ein System ein, bei dem Häftlinge aus dem Männerlager als Kapos beim Appell, in Arbeitskommandos und allgemein die Aufsicht innehatten. Dies waren meist deutsche, nichtjüdische Häftlinge, die für die jüdischen Austauschgeiseln kaum Verständnis aufbrachten und ihre Funktion häufig mit Gewalt ausübten. Das bezeichnet die Autorin als »Kapo-Zeit«.

halbaren geriebenen Kartoffeln isst, aber auch Speck und schwedische Zuckerwürfel aus einem Rot-Kreuz-Paket des CVJM.

Es ist auch wahr, dass übermorgen Weihnachten ist. Es heißt, dass wir dann Kartoffeln mit »Gulasch« bekommen.

Gestern nach der Putzorgie lagen ein paar Tannenzweige vor der Barackentür. Darauf mussten wir unsere Füße abtreten, bevor wir den Festsaal betraten. Das war das Einzige, das mich an Weihnachten erinnern konnte. Dunkler, schwerer und drückender als diese Adventszeit kann es nicht mehr werden, glaube ich.

Um wie vieles schlimmer es werden würde, konnte ich auch nicht wissen.

Wir lachen nie mehr. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich mal auf irgendetwas gefreut habe, fröhlich war und das Gefühl hatte: Ich bin jung, ich kann es ertragen ...

Es ist zu schwer. Nicht einmal Heimweh empfinde ich mehr. Ein Weihnachtsbaum und ein Truthahn, alle innere und äußere Festlichkeit sagen mir nichts mehr. Es gibt nur das Verlangen, das hier zu überleben, und als Ruhepunkt ein eigenes Haus, ein eigenes Bett und allein sein.

Teil 2 – Die Kapo-Zeit

Weihnachten 1944 hört mein Tagebuch auf. Damals war ich krank, hatte hohes Fieber, hustete und hatte Durchfall. Es hieß, dass es *Lagerfieber*, Typhus, sei. Das Fieber ging in Wellen rauf und runter. Manchmal stand ich auf, mal, um Wasser zu holen, wenn niemand mehr zu finden war, der einen Eimer mitbrachte, dann wieder aufscheucht durch die Appelle, bei denen hin und wieder auch die Kranken antreten mussten.

Die Appelle dauerten häufig sehr viel länger, als nötig gewesen wäre, um die Menschen zu zählen. Wir standen dann zur Strafe stundenlang in der eisigen Kälte. Die Appellstrafe war meist gepaart mit Essensentzug. Der neue Kapo-*Lagerälteste*¹⁰¹ hatte von der SS den Auftrag erhalten, dass das »*Sternlager*« kein »*Saustall*« sein dürfe. Also verteilte er Strafen für Dreck in der Baracke, Dreck auf der Straße und Dreck im Waschraum. Aber was soll man tun, wenn man zu zweit in einem Bett liegt und beide Durchfall haben? Was, wenn man noch versucht aufzustehen und zum Toilettenhäuschen zu rennen, das draußen, 400 Meter von seiner Baracke entfernt, steht? Wenn der Körper, der vor Kälte und Fieber zittert, ohnehin von einem Krampf befallen wird? Was, wenn man es nicht mehr halten kann?

Die Toiletten in den Waschräumen waren immer verstopft, der Waschraum war ein einziger Dreck- und Scheißetümpel. Morgens in der Früh ähnelte das Lager einem lebenden Misthaufen. Der *Lagerälteste* bestrafte

101 Die SS setzte den deutschen Walter Hanke (1902-1945) als »Lagerältesten« ein. Er war wegen Betrugs ins Gefängnis gekommen, war im KZ Buchenwald, dem Außenlager Dora und seit Ende März 1944 in Bergen-Belsen. Er genoss bei den Männern im Häftlingslager Ansehen.

uns. Er ließ uns Appell stehen, und wir bekamen kein Essen. Das Mittel gegen Durchfall: »Wenn ihr nicht esst, könnt ihr auch nicht scheißen!« *Simple comme bonjour* [Ganz einfach]! Tagsüber beseitigte die »Lagerreinigung« die größte Schweinerei, aber am nächsten Morgen war das Lager wieder voll. Ein einziges Mal bekam ich vom SS-Sanitäter einen Schein für »Zehn Tage Bettruhe«, doch später, als wir nicht mehr arbeiteten, hatte man auch keinen »Ausweis«¹⁰² mehr.

Für kurze Zeit mussten wir wieder an die Arbeit. Wir wurden in die Ställe unseres alten Schuhkommandos geschickt, um dort in der neuen »Industrie« mitzuarbeiten. Das war die »Weberei«, in der wir meterlanges Zellophan zu Streifen verarbeiten mussten, die, wie es hieß, für die Flugzeugindustrie gebraucht würden. Wir fertigten diese Streifen auf einer Art Webstuhl an. Es war eiskalt in den Ställen, die Arbeit ermüdend und langweilig. Wir waren müde, müde des Hungers, der Kälte und des Wartens.

Es war wieder Weihnachten geworden, in dem Winter, der laut der so positiven Nachrichten vom Herbst ja schon ein Friedenswinter hätte sein sollen.

In der *Weberei* wurden wir von Frauen aus dem »Polen- und Russenlager« abgelöst. Ich weiß nicht mehr, ob ich froh oder traurig war. Froh, dass wir nicht mehr zu arbeiten brauchten, oder dass ich es schlimm fand, jetzt den ganzen Tag über in nichts als der Unordnung, dem Gestank und dem Elend der Baracke sein zu müssen.

Dann wurde ich wieder krank. Das Mädchen, das bei mir im Bett lag, war ebenfalls krank. Manchmal phantasierte sie nachts.

102 Freistellung von Arbeit und Appell aufgrund von Krankheit.

Der kalte Wintermorgen kündigte sich lediglich dadurch an, dass der »Wecker« durch den vollgestopften Saal lief und quengelte: »Meine Damen, *six heures* [sechs Uhr]! *Aufstehen*, meine Damen!«

Das Licht ist nun an, die schmutzigen Holzpritschen und das unglaubliche Durcheinander aus Kleidern, Töpfen, Pfannen, nassen Schuhen und überquellenden Rucksäcken tauchen wie Gegenstände aus einem Albtraum in dem dämmerigen Licht auf. Das Dach glänzt feucht, auf meiner Decke sind feuchte Stellen, denn heute Nacht hat es wieder getropft. Das Hosenbein meines nassen Pyjamas, der über meinem Kopf auf einer Wäscheleine zum Trocknen hängt, baumelt in der roten Lagerschüssel mit den glasig kalt gewordenen Steckrüben von gestern. Ich bin zu müde, um mich aufzurichten, die Pyjamahose zur Seite zu schieben. Ich bin zu müde, um meine Beine, die oben glühen und unten eiskalt sind, zu bewegen. Dann würde ich auch das Mädchen aufwecken, und dann müsste ich sprechen. Ich habe wieder Fieber. Soll ich mich waschen? Aber wer holt dann wieder frisches Wasser für mich? Wer schüttet das schmutzige weg? Es juckt an meinem Hals. Sollte sie Läuse mit ins Bett gebracht haben? Bevor sie kam, hatte ich sie doch noch nicht? Ich muss mich waschen. Ich muss meinen Pullover absuchen und sie fangen. Ich will nicht verlausen und verdrecken. Aber ich bin so müde.

Es wird Tag. Ein Tag wie jeder andere im Winter. »*Appell, Appell, alles zum Zählappell!*« Die Kapos schreien auf Deutsch, Französisch und Polnisch. Sie schlagen die Lagerschalen von den Schränkchen, eine Frau, die nicht schnell genug läuft, bekommt einen Schlag mit dem Knüppel. Ich sehe es von meinem Bett im dritten Stock

aus wie auf einer Bühne. Es ist »Max«, der schlägt. Das tut er doch sonst nicht? Sind sie denn alle verrückt geworden? Ich bleibe liegen. Sollen sie mich doch aus dem Bett prügeln. Ich bleibe liegen. Ich habe schließlich ein Bett ganz hinten, in der dunkelsten Ecke, in die nie ein Lichtstrahl dringt. Das hat also jetzt seine Vorteile. Sie zählen sowieso nie durch. Vielleicht hilft mir die Barackenleiterin ja, falls sie doch zählen.

Der Tag aus Hunger, Kälte, Läuse fangen, Heimweh und auf die Steckrüben warten geht vorbei. Wieder ein Tag, wieder eine Nacht. Ich weiß nicht mehr, ob ich tagsüber oder nachts schlafe. Manchmal ist es kalt, manchmal glühend heiß in dem brütend warmen Bett. Sie liegt jetzt tagsüber nicht im Bett, denn sie ist wieder »gesund«.

Manchmal habe ich Angst. Angst vor dem Alleinsein, Angst vor dem Ende dieses Wartens.

Paul ist jetzt im *Stubbenkommando*. Als er nach Hause kam, erzählte und ich sah, wie er geschlagen worden war, musste ich weinen.

Einmal, an einem Sonntagnachmittag, zog er sich mit unendlich viel Mühe in mein Bett hinauf. Seine Ödembeine waren schwer wie Blei. Er trug eine Wollpudelmütze, die seinen ganzen Kopf bedeckte. Ich sah seine Augen, die mich müde und klein hinter den dicken Wasserwangen anzulächeln versuchten. Ich konnte einfach nicht lachen. Als er seine Mütze absetzte, sah ich über den geschwollenen Wangen und den hungrigen Augen das kahle Weiß seines Schädels. Er sagte: »Ich habe es mir wegmachen lassen ... Ich konnte mich nicht mehr vor den Läusen retten. Sie wären sonst mit mir davongelaufen.«

Paul erzählte von der Arbeit »in den *Stubben*«. Sie

mussten schwere Baumstümpfe aus dem hart gefrorenen Boden herauslösen. Sehr früh am Morgen zogen sie los, nachdem sie eine Stunde oder länger auf dem Appellgelände gestanden hatten, weil die SS-Posten ständig auf sich warten ließen, die Kommandos aber zur festgesetzten Stunde aufgestellt dastehen mussten. Mit den Wachposten, die Hunde an langen Ketten hielten, gingen sie in den Wald. Die Posten langweilten sich und prügelten manchmal auch nur, um warm zu werden.

Pauls Hände waren kaputt, seine Finger mit offenen Stellen bis auf die Knochen. In der Kälte froren die Wunden ein, und wenn seine Hände warm wurden, brannten die offenen Stellen äußerst schmerzhaft. Seine Beine wurden immer dicker. Er hatte Durchfall. Manchmal kam er mit einem unglücklichen Gesichtsausdruck zu mir in die Baracke, und dann fragte ich: »Ist es wieder so weit?« Wenn ich kurz aus meinem Bett kam, habe ich ihm in dem eiskalten Wasser im Waschraum seinen Overall und die Arbeitshose ausgewaschen und sie über mein Bett zum Trocknen aufgehängt.

Wenn wir Päckchen bekamen, war es etwas besser. Wir erhielten sie vom Roten Kreuz, meist aus Schweden, mit herrlicher Butter, Zuckerwürfeln, Speck und Milchpulver. Das Ödem verschwand zusehends, wenn er etwas Zucker oder Fett gegessen hatte und das ein paar Tage hintereinander. Wenn dann wieder ein paar Wochen lang keine Pakete kamen, rissen seine Hände auf, und auch die Beine schwellen wieder an. Sein Gesicht wurde unnatürlich dick und weiß.

Damals machten im Lager wieder einmal »Austausch«-Gerüchte die Runde, und tatsächlich erschienen die »Austauschleiter«, *Hauptsturmführer* Meus und *Fräulein* Dr.

Slotke¹⁰³ aus Berlin. Sie riefen Leute mit ecuadorianischen und paraguayischen Reisepässen auf. Es gab sogar eine Musterung durch den *Oberstabsarzt*, der uns dieses eine Mal, wie es sich gehört, anständig behandelte, denn plötzlich waren die Skelette wieder zur »*Austauschware*« geworden. Anderthalb Tage lang lebten wir (denn auch Paul und ich gehörten zu den »Auserwählten«) auf, in Phantasien über die Schweiz, warmes und leckeres Essen, ein Bad, eine Zigarette und eine saubere Decke ... Dann fuhr der Transport bestehend aus 299 Menschen ab, nachdem wir im letzten Moment noch von der Liste gestrichen worden waren.

Abends nahm ich (es war an diesem Abend des 20. Januars dunkel und eisig kalt) all meinen Mut zusammen und ging zum Tor am Zaun, wo Fräulein Slotke noch mit einem SS-Mann und dem *Lagerältesten* Details zum bevorstehenden Transport besprach. Am Zaun sprangen Kapos herum, die wie die Irren mit Knüppeln auf Menschen einschlugen, die jetzt noch, allerdings vergeblich, versuchten, doch noch auf die Transportliste zu kommen. Ich sah Slotke, als sie gerade durch das Tor gehen wollte. Da lief ich, bevor mich ein Kapo zu fassen bekam, auf sie zu, zog an ihrer Pelzjacke und sagte: »*Fräulein Slotke, wir gehören zum Transport. Mein Mann stirbt, wenn er jetzt nicht wekommt. Er ist im Stubbenkommando. Sie wissen, wie dort geschlagen wird.*«

103 Gertrud Slotke (1902-1971), deutsche Sekretärin im »Judenreferat« der Sicherheitspolizei in den besetzten Niederlanden, die an der Deportation der Juden beteiligt war. Sie wurde 1967 wegen Beihilfe zum Mord zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Woher ich den Mut nahm, weiß ich bis heute nicht. Aber im Lager wurde gemunkelt, dass Slotke und Meus selbst entsetzt waren über die maßlose Verschmutzung, den Hunger usw. im Lager. Sie sagte: »*Ich weiß. Nein, dies Mal geht's nicht. Aber in vier Wochen geht der nächste Austauschtransport in die Schweiz, dann sind Sie bestimmt dabei. Wie heißen Sie?*« Ich nannte ihr meinen Namen. Sie: »*Ja, ja. Ihrem Vater geht's gut. Ich fahre nächste Woche nach Amsterdam.*«

Sie log. Der zweite Transport hat nie stattgefunden. Ich nahm an, dass es eine Lüge war, dass sie nach Holland ginge, denn laut unserer J.P.A. war Amsterdam doch schon längst frei?

Sehr viel später, zurück in Holland, hörte ich, dass es sehr gut möglich gewesen wäre, dass sie im Januar 1945 noch nach Amsterdam gereist war.

Wir gingen nicht. Ich war am Boden zerstört. Paul war so niedergeschlagen und so desillusioniert, dass ich Angst hatte. Wenn er es sich derart zu Herzen nahm, würde er das Höllenleben in Bergen-Belsen nicht durchhalten können. Ich versuchte ihn aufzumuntern, ihn mit dem Gedanken zu versöhnen, hierzubleiben. Einmal würde der Krieg doch zu Ende gehen. Ich sagte ihm, dass wir bestimmt in vier Wochen gehen würden (woran ich selbst nicht glaubte).

Ich ging los, um etwas Brot zu holen. Auf dem Weg zu meiner Baracke hörte ich, dass alle Männer aus den Baracken antreten müssten, um das Gepäck für den anstehenden Transport zu tragen. Die Kapos gingen mit

Stöcken bewaffnet in die Baracken. »Wer nicht geht, wird herausgeprügelt. Außerdem müssen alle Männer vom *Brot-, Gemüse- und Abfallkommando* auch antreten. Wer nicht kommt, darf morgen nicht mehr mit seinem Kommando mit!«

Das waren die einzigen Kommandos, die noch arbeiteten, und sie waren sehr gefragt, weil dabei etwas zu essen abfiel, und Paul war nun seit ein paar Tagen im *Gemüsekommando*. Wenn er jetzt also nicht ginge, würde er morgen aus seiner guten »Stelle« fliegen. Aber ich wusste auch, dass er nicht konnte, völlig erschöpft von der Anspannung und dem Warten beim *Stabsarzt* war und jetzt von der Enttäuschung, nicht mit dem Transport mitzukönnen.

Ich musste ihm helfen und ging zum »*Arbeitsleiter*«, dem damaligen Chef der Kommandos. Es war ein kleiner, dicker Grieche mit runden Glubschaugen hinter einer Eulenbrille und dicken, feuchten Lippen. Er war sehr mächtig.

Ich sagte: »B., ich habe gerade gehört, dass die Männer antreten müssen. Ich wollte dir sagen, dass Paul krank ist. Er hat hohes Fieber (das war nicht so). Er darf jetzt nicht nach draußen. Du weißt, dass wir heute mit dem Transport mitsollten? Paul ist völlig geschafft. Und er darf doch nicht aus dem *Gemüsekommando* fliegen. Kannst du ihm nicht helfen?«

B. sah mich an und musterte mich dann vom Kopf bis zu den Zehen: »Nicht mit? Das geht nicht. Er muss raus!«

Ich: »B., er kann nicht!«

B.: »Gut. Kommst du gleich hierher? Nach dem Transport?«

Ich erschrak. Nein, bloß das nicht! Und ich sagte: »Nein, B., lass uns gleich einen kleinen Spaziergang machen.«

B.: »Gut, um zehn Uhr hinter der Infektionsbaracke.«
Mich ekelte vor ihm, aber ich sagte: »Fein, dann bis gleich!«

Paul durfte jetzt nicht mehr nach draußen. Dann musste es eben sein.

Er gab mir zwei Zigaretten. Eine rauchte ich halb auf, brachte dann den Stummel zu Paul und erzählte ihm, dass alles in Ordnung sei. Er könne im Bett bleiben. Dann ging ich. Die Luft war klar und kalt. Die Sterne funkelten, und es war so hell auf dem großen Appellgelände, dass ich die Steinchen auf dem Boden sehen konnte. Es war still in dem großen Lager. Beim Tor lag eine Decke und ein Stück weiter ein Rucksack. Vergessenes Gepäck vom Transport, der jetzt abgefahren und auf dem Weg in die Wärme und die Freiheit war. Kurz vergaß ich in der Stille des glitzernden Winterabends, dass ich in einem deutschen Lager stand, vergaß das Elend, die Enttäuschung des heutigen Tages, den Hunger und die Krankheit, denn ich hatte wieder Fieber. Mein Atem bildete Wölkchen in der kalten Abendluft.

Da hörte ich Schritte. B.! Ich sah eine Zigarette glimmen. Ich musste zu ihm, sonst würde er sich an Paul rächen. Ich fühlte in meiner Tasche nach, ob ich die Zigarette noch hatte. Die wollte ich mir für gleich, nach dem Spaziergang, aufheben.

Wir gingen hinter der Infektionsbaracke auf und ab. Da heulten die Sirenen: Luftalarm. Ich habe nie wieder eine Sirene und die Zigarette, die ich an diesem Abend im Waschraum rauchte, so sehr genossen wie damals.

Paul musste jetzt manchmal im sogenannten Russenlager arbeiten. Das war das Lager, in dem im Sommer '44 die

russischen Kriegsgefangenen saßen und das jetzt von *Häftlingen* (vor allem Frauen) aus Auschwitz, Birkenau, Oranienburg usw. bewohnt wurde. Auch die Frauen aus dem »Zeltlager« waren hier untergebracht.¹⁰⁴ Paul und andere erzählten von dem unbeschreiblichen Elend, das sie dort sahen. Von den hungernden Frauen, die fast unbekleidet in der Kälte arbeiteten. Doch es gab in dem Lager, ebenso wie in unserem, auch Frauen, die sehr wohl Kleider hatten, und sogar sehr schöne. Dort waren es die *Blockältesten*,¹⁰⁵ die »*Blockowas*« und »*Stubowas*«, die in echten Seidenstrümpfen mit hohen Schaftstiefeln und entzückenden seidenen Kopftüchern über ihren sehr gepflegten Haaren herumliefen. Zu dieser »Kapo-Ausrüstung« gehörte eine Reitpeitsche, mit der die Damen gut umzugehen wussten.

Bei uns waren es die Kapo-Freundinnen, die mal mit ein paar Seidenstrümpfen, dann wieder mit einem grellfarbenen Pullover oder einem Seidenschal protzten. Sie konnten ja einkaufen, denn sie hatten »Geld«. Geld, das aus einer Ration Kommissbrot, einem Löffel Marmelade oder ein paar Zigaretten bestand, womit sie bei den Hungernden »kauften«. Ihr Kapo sorgte für das Geld. Es war lukrativ, die Freundin eines Kapos zu sein, aber auch, einmal die Bekanntschaft des *Lagerältesten* zu machen. Letzteres war auf die Dauer allerdings nicht so lohnend, denn er hatte einen enormen Verbrauch. Er lud ein Mädchen oder eine junge Frau nur einmal ein, aber sie konnte

104 Die Wehrmacht löste das nördlich gelegene Lager im Januar 1945 auf und brachte die zumeist sowjetischen Kriegsgefangenen in andere Kriegsgefangenenlager. Die SS übernahm den Bereich, in den dann weibliche Häftlinge eingewiesen wurden.

105 »Blockälteste«, »Blockowas«, »Stubowas«: Häftlinge, die als Kapos Aufsicht über Baracken oder Zimmer (»Stuben«) hatten.

dann damit rechnen, Brot, Marmelade, Zigaretten und Butter zu bekommen. Er bot seinem Gast in dem kleinen, aber gemütlichen Raum hinter dem Büro eine gute und intime Mahlzeit an, die aus Sardinen, Makkaroni mit Schinken, Aprikosenkompott, Sherry und guten Zigaretten bestand. Für den Privatgebrauch verfügte er über einen französischen Koch, selbst ein *Häftling*. Besser war es jedoch, einen »festen« Kapo zu haben. Der versorgte die Freundin (oder die Freundinnen) vor allem zu Beginn besonders gut. Später wurden auch ihre Rationen kleiner.

Ich kannte eine Frau, die durch ihren Kapo-Freund ihren Mann und ihr Töchterchen am Leben halten konnte. Schlimm war es allerdings, wenn sie ihren Ehemann wegschicken musste, weil ihr Kapo kam. Dass Raummangel herrschte, zeigte sich, als Paul einmal nachts, als er vor der Albanerbaracke, in der man Fälle von Fleckfieber festgestellt hatte und die deshalb isoliert worden war, Wache schieben musste, in das kleine Büro kam, um jemanden zu sprechen, und dort den großen polnischen Kapo mit einem Mädchen auf dem Tisch vorfand. Er kam mit einem Tritt des »hohen Herrn« davon, der über die unerwartete Störung verärgert war.

Dennoch finde ich, dass man die Frauen und Mädchen, die Freundinnen der Kapos waren, die unsere Männer schlugen und antrieben, nicht zu hart verurteilen darf. Sie taten es aus Gründen der Selbsterhaltung, aber auch oft, um das Leben ihres Mannes oder ihrer Kinder zu verlängern. Was jemand in einer solchen Situation tut, darf man sicher nicht mit normalen Maßstäben messen und verurteilen. Außerdem waren die Kapos durch ihre Beziehungen zu Frauen aus unserem Lager milder gestimmt: Sie konnten oft ein gutes Wort für einen Mann oder einen

Freund einlegen, und es wurde dadurch also etwas weniger geschlagen. Schließlich waren die Kapos selbst politische Gefangene, das sagten sie zumindest. (Denn es gab auch echte Kriminelle unter den *Häftlingen*, die sich als »politisch« ausgaben.) Sie waren lediglich durch das jahrelange Leben in deutschen Zuchthäusern und Konzentrationslagern demoralisiert. Sie schlugen, sagten sie, weil sie schlagen mussten. Unser Lagerältester saß seit 1933 ein! Dass er nicht gerade einen sanften Charakter hatte, ist verständlich.

Ich will nun, da ich dies schreibe, die Frauen, die sich für etwas Brot oder Butter hingaben, nicht verurteilen. Manchmal beneidete ich sie, nicht nur um die Lebensmittel und ihren Wohlstand, sondern mehr noch um ihren »Mut«. Ich konnte ihn nicht aufbringen, um diesen »Schritt« zu tun. Ich wusste nicht, wo es enden würde. Heute war dieser Kapo der Mächtige, und morgen würde wieder ein anderer das Heft in Händen halten.

Ich wusste auch, dass Paul lieber verhungern würde, als Brot zu akzeptieren, das auf diese Weise verdient worden wäre, denn für ihn hätte ich es getan. Und an Einladungen fehlte es nicht, auch nicht von allerhöchster Seite.

Ich lag damals im Krankenhaus, in das ich mit viel Mühe Aufnahme hatte finden können. Nach dem Winter mit monatelangem Fieber und erhöhten Temperaturen – etwas, das sie im Lager *Lagerfieber* nannten und das in der normalen Gesellschaft Typhus heißt – hatte ich wieder Probleme mit der Galle, und die Steckerübendiät war nicht gerade förderlich. Eines Abends, im Saal war es stockfinster, denn es gab Luftalarm, wurde plötzlich das Licht eines Taschendynamos auf mich gerichtet. Ein Mann hievt sich auf mein Bett und flüsterte: »*Renata, der Lager-*

älteste hat Sie gesehn (er hatte mich bei einem Rundgang durchs Krankenhaus bemerkt). *Er schickt mich, damit ich ihm die Frau mit den rotblonden Haaren bringe, die Renata ...*«

Ich war zu perplex, um zu antworten. Dann sagte ich: »*Ich bin krank, habe Fieber* (an dem Abend hatte ich jedoch kein Fieber). *Sagen Sie dem Lagerältesten, dass ich nicht komme, auch nicht, wenn ich wieder gesund bin.*«

Er verschwand schließlich nach etlichen Protesten sowie Bitten, dann mit ihm vorliebzunehmen. Ich sollte dann um halb elf hinter die Infektionsbaracke kommen. Er würde Butter und Zigaretten mitbringen.

Er verschwand. Ich ging nicht zum *Lagerältesten* und auch nicht zur Infektionsbaracke zum polnischen Kapo.

Am nächsten Morgen bekam ich von meiner Nachbarin eine Steckrübenscheibe geschenkt. Das stillte kurz den Hunger.

Das Essen wurde immer schlechter und immer weniger. Wir lebten praktisch von Steckrüben sowie hin und wieder einem Stückchen Brot. Die Hauptmahlzeit aus einem Dreiviertelliter Steckrübenwasser kam zu den unterschiedlichsten Tageszeiten. Sie konnte um acht Uhr morgens kommen, um dann beispielsweise erst wieder am nächsten Abend um sieben Uhr gebracht zu werden. Für den Zeitraum von ungefähr 36 Stunden zwischen diesen beiden Warmwassermahlzeiten blieb dann nichts außer den vier Zentimetern trockenen Brots. Doch wie sollte man vier Zentimeter über fünf oder sieben Mahlzeiten verteilen? Und manchmal gab es nicht einmal diese vier Zentimeter Brot, denn auch das Brot kam sehr unregelmäßig.

Alte und junge Leute starben vor Erschöpfung, am Lagerfieber und am Dreck. Im Krankenhaus wechselten meine Nachbarinnen ständig, und in den Monaten, die ich dort gelegen habe, sah ich aus meiner Ecke, wo das Bett stand, wie Dutzende weggebracht wurden.

Das Sterben war manchmal schwierig, manchmal, ohne dass es jemand merkte. Meine Nachbarin über mir (die Frau eines Arztes) lag dort mit auszehrendem Durchfall. Ihre Beine waren auf den doppelten Umfang angeschwollen, ihr Gesicht bis auf die Knochen abgemagert. Gelegentlich stöhnte sie, dann war sie wieder stundenlang ruhig, bis sie erneut die Krämpfe spürte. Sie aß alles, was sie nur bekommen konnte. Ihr Durchfall wurde schlimmer. Jeden Tag besuchte ihr Mann sie, der nicht mehr die Kraft hatte, auf ihr Bett zu steigen. Dann sprachen sie über das Essen. »Was hast du? Was du noch? Können wir das nicht tauschen? Wo ist deine Extraportion als Arzt?« Der Durchfall besserte sich nicht. Eines Morgens bewegte sie sich nicht mehr. Ihr Mann kam. Er sagte: »Und sie hätte so gern den Frieden erleben wollen. Alle unsere Kinder sind in Amerika.« Dann bat er die Schwester, ihm die Portion Brot zu geben, die seine Frau heute noch bekommen haben würde, und ging. Ein tödlich geschwächter, plötzlich alter Mann. Später sah ich ihn mal, als er versuchte, bei einer Kapo-Freundin für etwas Brot ein Kostüm seiner Frau zu verkaufen. Er war ein sehr bekannter deutscher Internist gewesen. Seine Kinder waren jetzt vielleicht Soldaten in der amerikanischen Armee. Ihre Eltern starben vor Hunger.

Eine Frau, die im Bett unter mir gelegen hatte, war nach quälenden Stunden des Kampfs gegen den Tod gestorben.

Ich hatte sie gekannt, als sie noch strahlend schön und gesund gewesen war. Eine elegante, lebhaft Frau. Jetzt war sie allein im Lager: ihr Mann in Frankreich, vielleicht sogar jetzt in England, ihre Tochter in den Niederlanden untergetaucht. Sie war zu einem knochigen, ekligem Skelett abgemagert. Ihre Augen verschwanden hinter den Wülsten aufgeschwemmter Ödemwangen. Sie hatte schreckliche Schmerzen. Es hieß, dass sie kein »normales« Ödem, sondern ein Gehirnödem hätte. Sie schrie, tobte und weinte manchmal plötzlich wie ein Kind. Nachts konnte ich nicht schlafen, tagsüber nicht denken. Sie starb nach einer fürchterlichen Nacht und wurde weggebracht. Als man ihre Matratze für die nächste Kranke umdrehte, fiel ein makelloses hellgelbes Taschentuch aus Crêpe Georgette mit Monogramm aus ihrem verdreckten Bett.

Ein kleines Mädchen saß tagelang am Bett seiner Mutter. Das Kind war furchtbar dreckig, kratzte sich den Rücken und den Kopf auf. Die Augen waren verklebt von Läusebrei, die Beinchen von einem Ödem angeschwollen. Es saß bei der Mutter. Zwang die tödlich Erschöpfte, ein Stück lauwarme Steckrübe zu essen. Dann aß das Kind, mit einem schuldigen und begierigen Gesichtsausdruck, die Portion seiner Mutter selbst auf. Die Mutter hatte die Decken zur Seite geschoben, sie lasteten zu schwer auf ihren angeschwollenen, dicken Beinen. Wie glasisch weiße Säulen lagen die Beine auf der grauen Lagerdecke, mit den Kratzern von Läusebissen auf der ekelerregend schmutzigen Haut. Das Tuch auf dem Kopf war verrutscht und ließ die kahlgeschorene, gräuliche Kopfhaut frei. Das Kind weinte. Die Mutter war eine bekannte Schönheit aus dem Amsterdamer Judenviertel gewesen. Das Kind ging, um Mehlsuppe zu holen. Es sagte: »Mutter, heute Abend gibt

es Suppe.« Die Mutter antwortete nicht. Ihre kleine, dicke Hand hing über dem Bettrand. Ich sah feuchte Flecken auf dem Boden. Wasser tropfte aus ihrer aufgedunsenen Hand.

Als das Kind zurückkam, war die Mutter tot. Das Kind blieb wie erstarrt sitzen. Schließlich zog es die Decke über die Beine, richtete das Kopftuch und ging mit dem roten Becher mit der Mehlsuppe. Allein. Der Vater war an Lagerfieber gestorben.

Die Frau blieb nachts noch liegen. Sie konnte nicht mehr weggebracht werden. Das Krematorium arbeitete auf Hochtouren, konnte die »Arbeit« jedoch nicht bewältigen. Morgens wurde sie geholt. Der Boden neben ihrem Bett wurde gereinigt. Die ganze Nacht über war ihr das Wasser aus der Hand getropft.

Ich will keine Toten mehr beschreiben. Nicht die Reihen und Stapel von Leichen, gestorben an Hunger, Erschöpfung und Fieber. Das Leben wurde zu einem Wettlauf mit dem Tod. Paul kam nur noch aus dem Bett, um Essen zu holen. Er fischte die ausgespuckten, zu harten Steckrübenstücke aus dem Abfallkübel im Waschraum. Manchmal sah ich ihn, wenn er die Kraft hatte, sich zu mir ins Krankenhaus zu schleppen.

Evakuierungsgerüchte machten die Runde. Meus war wieder dagewesen. Hatte gefragt, ob das Lager »auf die Reise« gehen könne. Die Ärzte hatten gesagt, dass es Typhus und jetzt auch Fleckfieber gebe. Das Lager blieb. Der Krieg schien seinem Ende zuzugehen. Aber wir warteten.

Ich lag, meinen Kopf in die Decke gedrückt, um nur nichts zu fühlen und kein bisschen Wärme zu verlieren,

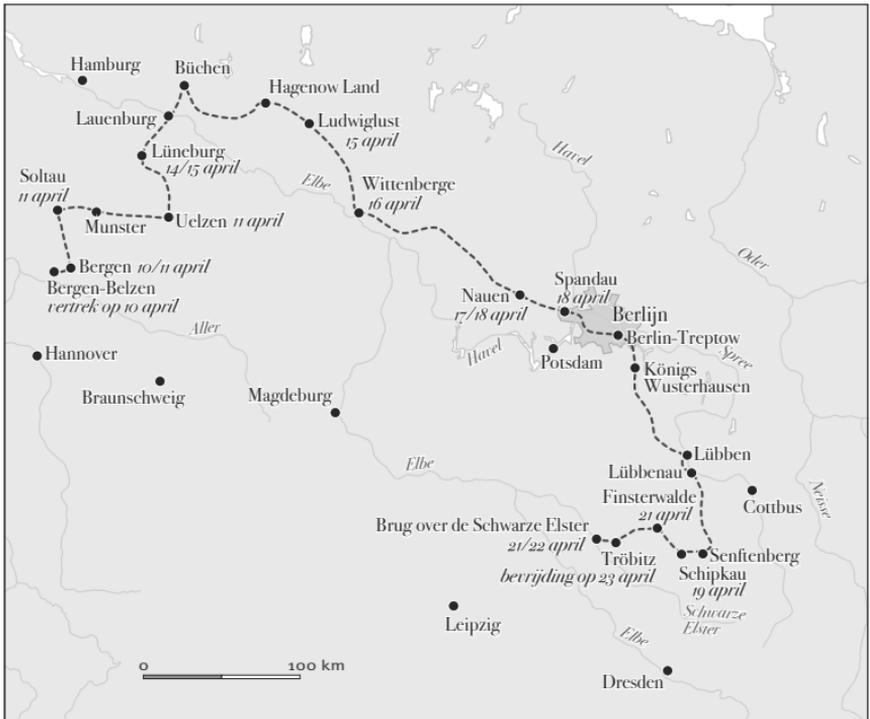
denn vom Hunger wird einem so kalt. Auch um das Schwindelgefühl weniger zu spüren und nicht zu merken, wie das Herz immer langsamer schlägt, bis es stehen bleibt. Ich lag in Dunkelheit gehüllt da: Ich wollte Musik hören, Blumen sehen, Wärme spüren – nein, nicht essen. Allein schon der Gedanke an Essen machte mich krank. Ich wollte eine Hand auf meiner Stirn spüren, eine Stimme hören, die sagte: »Das alles ist ein Traum. Du wirst leben, du wirst nicht verhungern und verkommen. Der Krieg wird ein Ende finden. Es ist so nahe. Es ist schon da. Es herrscht Frieden. Du bist zurück in Holland.«

So sprach die Stimme, und ich schlief dann trotz des Hungers, in der Dunkelheit der Decke, doch ein. Bis ich wieder wach wurde und noch Stunden, manchmal einen Tag lang, auf die lauwarmen Steckrübenstückchen warten musste.

Da plötzlich, in der Agonie aus Hunger und Dreck, Träumen und Sterben, kam der Befehl: »Fertigmachen zum Transport, alle mit Gepäck vor die Baracken und zum Bahnhof!«

Dann kam der »Zug« ...

Teil 3 – Der Zug



Anfang April 1945 räumte die SS die Teillager des Austauschlagers. Etwa 6.700 Häftlinge sollten zwischen dem 6. und 10. 4. 1945 mit drei Bahntransporten in das Ghetto Theresienstadt verlegt werden. Der erste

Zug wurde am 13. April bei Farsleben von US-amerikanischen Einheiten befreit. Der zweite Zug erreichte Theresienstadt, wo die Häftlinge am 8. Mai von sowjetischen Truppen befreit wurden. Der dritte Zug mit Renata Laqueur verließ Bergen-Belsen am 10. 4. und wurde am 23. 4. 1945 bei Tröbitz von sowjetischen Truppen befreit. Für die geschwächten Häftlinge bedeuteten diese Transporte neue Strapazen. Von den Insassen des bei Tröbitz befreiten Zuges starben mehr als 500 Personen, davon mindestens 133 während der Fahrt.

(Die Karte stammt aus der niederländischen Originalausgabe; vertrek op 10 april = Abfahrt am 10. April; Brug over de Schwarze Elster = Brücke über die Schwarze Elster; bevrijding op 23 april = Befreiung am 23. April)

Bergen-Binnen,¹⁰⁶ Sonntag, 26. August 1945,
einen Monat nach unserer Rückkehr aus Deutschland

Intermezzo

Das Haus bietet Ausblick über den weiten hellgrünen Polder. Es ist warm auf dem sonnigen Balkon. Durch halb geschlossene Augen sehe ich in dem hellen Grün: rote Dächer, schwarze Mühlenflügel und das gefleckte Vieh, das träge in der Sonne vor sich hin döst. Weiße Wattewolken ziehen am blauen Himmel entlang, der im Westen durch den dunkel bewaldeten Dünenrand und im Osten durch die diesig blaue Silhouette eines spitzen Kirchturms und kleiner Häuser eines anderen Polderdorfs begrenzt wird. Im Garten blühen späte Rosen, warm rot und rosa. Der Efeu, der an dem dicken Stamm einer alten Pappel emporrankt, glänzt in der Morgensonne.

Unten spielt das Radio das Streichquintett von Schubert. Der Duft von Kaffee und geröstetem Brot zieht durch das Haus. Sonntagmorgen, und es herrscht Frieden ... Warum muss ich jetzt, während das Adagio verklingt, an diesen anderen Sonntagmorgen vor vielen Monaten denken ...?

Die britisch-amerikanischen Truppen rücken näher. Sie sind, der täglich aufgeregteren J.P.A. zufolge, bereits in Hannover. Von dort werden haufenweise politische Gefangene, die den Befreiern nicht in die Hände fallen dürfen, verhungert und verdreckt, erschöpft und entmutigt in unser Lager verschleppt. Sie können meist nicht mit

106 Gemeint ist das Dorf Bergen in der niederländischen Provinz Noord-Holland.

Züge transportiert werden, müssen deshalb Dutzende von Kilometern laufen und Tausende sterben auf dem Weg. Auch in unserem Lager liegen die Leichen von *Häftlingen*. Man hat sie aufgestapelt, immer abwechselnd: einen mit dem Kopf nach vorn, einen mit dem Kopf nach hinten.

Das Wetter ist rau und regnerisch. Im Lager hängt ein abscheulicher Geruch aus Steckrübe, Schmutz und Verwesung, der allerdings noch durch den Brandgeruch des Krematoriums überboten wird.

Es ist Sonntag nach Ostern in Bergen-Belsen. Das Lager ist in heller Aufregung. Wird der Kommandant es, ohne es zu verteidigen, dem näherrückenden Feind übergeben? Werden wir die Übergabe erleben? Oder wird die SS noch Zeit für großangelegte Massaker haben? Werden sie das Lager oder einen Teil davon noch »evakuieren«? Doch wie, mit all den Kranken, und wohin? Ich selbst war eine davon. Ich lag seit drei Monaten im Krankenhaus im Bett. Ich hatte eine durch monatelanges *Lagerfieber* verursachte Gallenblasenentzündung.

Inmitten all der Agonie, des Hungers und des Drecks kam der Befehl: Fertigmachen, es kommt ein Zug! Es kamen drei, jeweils mit ungefähr 45 Waggons und für 2.500 Personen gedacht. Es war eine »Abreise mit unbekanntem Ziel«.

Der erste Zug fuhr am Sonntag, dem 8. April 1945,¹⁰⁷ ab, der zweite am Montag, dem 9. April, und der dritte (der von uns) Dienstagnacht, am 10. April 1945, um zwölf Uhr. Das Einladen von 2.500 Menschen, von denen fast keiner in der Lage war, die fünfzig Meter zum Last-

107 Tatsächlich fuhr der erste Zug am 6./7. April ab und wurde am 13.4. 1945 in Farsleben befreit.

wagen zu gehen, der sie zum Zug bringen sollte, dauerte ungefähr 36 Stunden! Die Nacht war nasskalt und eisig. Stundenlang saßen die erschöpften und kranken Menschen an der Lagerstraße, um auf die Fahrzeuge zu warten, ohne andere Nahrung als etwas rohe Rote Bete und harte Steckrübe.

Ich war noch nicht ein einziges Mal aus dem Bett gewesen, als wir wegmussten. Ich packte mein Hab und Gut zusammen und versuchte es mir auf den Rücken zu laden, um es zum Laster zu schleppen. Auf dem Weg dahin bin ich nur einmal in die Knie gegangen und hatte das Gefühl, als würde ich auf dem Kopf gehen, so drehte sich die Welt vor meinen Augen und so dröhnte es in meinem Schädel.

Draußen schien eine milde Aprilsonne. Die SS-Leute trugen Sommermützen, und entlang der Lagerstraße sprossen die hellgrünen Spinathalme aus dem schwarzen Boden. Es war genau wie 1944. Aber jetzt? Der Himmel über den Wachtürmen war fast weiß. Es war warm.

Frühling 1945!

Die Deutschen fürchteten das Näherrücken der Angloamerikaner.

Doch wir empfanden nur eines: Was auch geschieht, wir gehen durch das Tor und verlassen das Lager, unter dem rotweißen Schlagbaum hinweg und an dem verhassten »Blockführerhäuschen«¹⁰⁸ vorbei, dem Wärterhaus des SS-Aufsehers.

In dem vollgeladenen Lastwagen saß ich auf dem Boden und sah zwischen Kindern, Gepäck und Beinen hindurch

108 »Blockführer«: SS-Aufseher, der den Befehl über mehrere Baracken und die Aufsicht über den täglichen Ablauf hatte. Er überwachte die Arbeitskommandos und verteilte die Tagesrationen.

zartgrüne, sich im Wind wiegende Birken, dunkelgrüne Baracken, einen Fußballplatz mit schneeweiß gestrichenen Toren, graue Kasernen, graue Uniformen und dunkle Tannenwälder vorbeiziehen. Ich sah den dunstigen Frühlingshimmel, an dem in Scharen brummende und röhrende Vögel, ein Geschwader Flying Fortresses, über uns hinwegzog. Sie brachten Tod und Verderben. Doch für uns waren sie die ersten Zeichen der nahenden Freiheit. Freiheit? Wohin gingen wir? Wo würden sie uns ermorden?

Entlang der Straße lagen Tausende von Leichen. Ihre grauen, grünlich überschatteten Köpfe lagen nach hinten gezerrt mit weit geöffneten Augen und gebrochenem Blick da, skelettmagere Knie ragten aus der schmutzig zerrissenen, gestreiften *Häftlingshose*. Die Totengerippe, Totenköpfe und Totenhemden begleiteten uns auf dem Weg in »die Freiheit«.

Durch das Rumpeln des Lastwagens hatte ich starke Schmerzen in der Seite bekommen; ich saß in der Hocke. Aber ich wollte sehen, wollte den Frühling riechen, die Freiheit jenseits des Stacheldrahts, auch wenn wir noch gefangen waren, genießen. Dann wurde es einfach zu schlimm ...

Ich lag auf dem Bahnsteig. Wie ich mit meinem Rucksack und der Deckenrolle vom Laster heruntergekommen bin und wie ich sie noch ein paar hundert Meter hinter mir hergeschleppt habe, ist mir unbegreiflich. Stunden später saß ich auf dem Boden in einem Zugwaggon. Paul war da nicht bei mir, er hatte im Lager nicht die Kraft gehabt, sich in den Lastwagen hochzuziehen. Ich war schon im Wagen gewesen und hatte derart eingezwängt zwischen dem Gepäck und den Menschen gestanden, dass

ich mich nicht bewegen konnte, um ihm zu helfen. Auf dem Wagen streckte niemand die Hand aus, um ihn kurz hochzuziehen. Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen. Paul stand leichenblass mit einem von Anstrengung schweißnassen Gesicht hinter dem Wagen. Zu verzweifelt, zu müde, um zu schreien, um vor Entsetzen zu weinen, dass er nicht mitkonnte, denn plötzlich ruckte der Wagen und fuhr los.

Er blieb zurück. Ich schrie, rief und weinte. Er wurde kleiner, seine lange, magere Silhouette verschwand in dem Durcheinander aus Menschen, SS und Gepäck entlang der Straße. Dann saß ich zusammengekauert auf dem Boden.

Er kam Stunden nach mir an und erzählte, dass er all sein Gepäck habe zurücklassen müssen, auch seine Decken und die Jacke, weil er zu schwach gewesen sei, etwas zu heben. Er kam zu mir in den Waggon mit nichts anderem in den Händen als einer großen, schmutzigen Steckrübe. Über den dicken, wässrig aufgedunsenen Wangen, auf denen Staub und Dreck Streifen hinterlassen hatten, lachten seine Augen stolz: »Schau mal, was ich organisiert habe ...«

Trotz all des Elends musste ich lächeln. Das war der wahre Paul. Der Verlust seines Gepäcks, das Wissen darum, dass er ohne Decke einer langen Reise entgegenging, war durch den Stolz auf das Organisierte vergessen.

In Bergen-Belsen hatte, nachdem ich mit dem Wagen weg war, eine Gruppe von *Häftlingen* eine der Küchen gestürmt. Sie waren wild vor Hunger und wollten sich nur ein paar Steckrüben nehmen, die in großen Haufen vor der Küche lagen. Die SS schoss wild um sich und richtete ein Massaker unter ihnen an, bei dem fast alle Häftlinge, die den Angriff gewagt hatten, getötet wurden.

Paul durfte nicht zu mir in den Waggon, sondern landete in einem Viehwaggon zwischen französischen und ungarischen Frauen. Er war so schwach, dass er, als er auf das Trittbrett des Zugs steigen wollte, sein Bein mit beiden Händen festhalten musste, um es dann Stufe um Stufe hochzuziehen. Der Waggon, in dem ich gelandet war, stellte sich als umgebauter Güterwaggon heraus. Es gab allerdings ein paar Fenster, die sich zur Hälfte öffnen ließen, sowie eine Toilette. In diesem Waggon, der ein sogenannter »Krankenwaggon« war, befanden sich 57 Personen. Menschen mit Fleckfieber (oh, diese Unverantwortlichen, denen niemals verziehen sein wird, dass man in diesem Zug aus circa 45 Waggonen nicht ein paar reserviert hatte, um Fleckfieberkranke, die jetzt mitten zwischen Gesunden, das heißt noch nicht Infizierten, lagen und folglich eine epidemische Ausbreitung der Krankheit verursachen mussten, [zu isolieren]), Rippenfellentzündungen, eiternden Wunden, Tbc sowie alle mehr oder weniger ausgelaugten Menschen mit schweren Ödemen und alle verlaust. In dem Waggon konnten höchstensdreißig Mann mit halb angezogenen Knien liegen, die anderen 27 mussten sitzen bleiben. Und wir waren 14 Tage unterwegs.

Paul war zwei Tage und zwei Nächte allein in dem Viehwaggon. Ich hatte nicht die Kraft ihn zu besuchen, da ich ja noch nicht gehen konnte. Innerhalb von drei Tagen habe ich es jedoch wieder gelernt. Am dritten Morgen kam einer der griechischen Waggonleiter und schrie mich an: »*Mais Renata, ton mari va mourir. Il faut l'aider.*« [»Aber Renata, dein Mann liegt im Sterben. Du musst ihm helfen.«] Aider! Helfen! Was konnte ich denn tun? Sie hatten Paul ja nicht mehr in dem Waggon, in dem ich war, aufnehmen können oder wollen.

An Reiseproviant hatten wir, da die Deutschen mit einer Reise von ungefähr vier Tagen (nach Theresienstadt?) gerechnet hatten, mitbekommen: ein halbes Kommissbrot, 125 Gramm Margarine, etwas rohe Rote Bete sowie Steckrübe. Paul hatte seine Brotration für die Reise am ersten Abend im Zug, als er allein und ausgemergelt im Viehwagon lag und durch seine Schwäche nicht in der Lage war sich zu bewegen, aufgeessen! Ich sah ihn anderthalb Tage danach, als er bis auf ein paar Scheiben roher Steckrübe nichts mehr gegessen und in seinem eigenen Dreck und in dem von anderen gelegen hatte, ungewaschen und unrasiert. Niemand weiß und kann begreifen, was es für eine Frau bedeutet, ihren Mann verhungern und verkommen zu sehen, zu sehen, dass er leidet, und machtlos zu sein oder vielleicht nur etwas tun zu können wie: ihm all das Essen zu geben, das man irgendwie aufsparen kann, all seine Zeit und die letzten Kräfte einsetzen, um ihn zu waschen, zu entlausen (Fleckfieber!), ihm Mut zuzusprechen und ihn moralisch zu unterstützen.

Ich werde nie verstehen, woher ich manchmal noch die Kraft nahm, einen Scherz zu machen oder die Natur zu genießen, die in ihren zarten Frühlingsgerüchen so verführerisch schön war. Aber ich werde es mir auch niemals verzeihen, dass ich die Müdigkeit, die äußerste Schwäche, das Nicht-mehr-weiter-Können – und manchmal Nicht-mehr-weiter-Wissen – für Faulheit, Bequemlichkeit, Egoismus und Idiotie hielt. Niemand, der nicht am Rande des Lebens gestanden hat, wird begreifen, was Schwäche und Nicht-mehr-weiter-Können bedeuten (und erst sehr viel später, als ich selbst todkrank vom Fleckfieber und danach bis aufs Äußerste ausgezehrt war, erkannte ich das wie in einem Blitzlicht). Doch das »*il faut*

l'aider« des Griechen habe ich vielleicht doch in die Tat umsetzen können, denn nach unendlich vielen Mühen kam Paul zu mir in den Waggon, wo man ihn natürlich als 58. und ... Längsten (der also den meisten Platz in Beschlag nahm) kaum duldete. Nach einer weiteren Nacht im Sitzen sah der Waggonleiter (ein Psychiater) ein, dass Platz für Paul geschaffen werden musste (und, da ich ihn versorgte, auch für mich, denn ich hätte es keinen Tag länger ausgehalten, ununterbrochen zu sitzen). Von dem Tag an haben wir nachts zusammen vor der Toilette auf dem Boden gelegen. Im Zug gab es keine Beleuchtung. Wir fuhrten oder hielten in einem Teil Deutschlands, in dem wir fast nie weiter als 15 Kilometer von der Front entfernt waren. Licht war lebensgefährlich.

In dem Waggon mussten Kranke und »Gesunde« nachts zur Toilette. Die Tür zum WC ging nach innen auf. Wir lagen mit unseren Köpfen an der Ausstiegstür, die dadurch verbarrikadiert war, und mit den Füßen schräg vor der Toilettentür. Wir hatten zu zweit nicht einmal 75 Zentimeter in der Breite Platz, um zu liegen. Paul war so mager, dass er überall offene Stellen hatte, die sich zum Teil infiziert hatten. Er lag auf dem Boden auf einer dünnen Decke von mir. Und er lag Tag und Nacht, da er nicht mehr stehen oder sitzen konnte. Nachts konnte er nur auf der rechten Seite liegen, sonst waren wir in dem schmalen Gang »zu breit«. Wenn er stöhnte oder seufzte, wurde ich ungeduldig. Ich war so kaputt von der Müdigkeit und dem Hunger, kaputt von dem Tag mit den viel zu großen Strapazen, dass ich zusehen musste, ein paar Stunden zu schlafen. Auch ist mir niemals zu verzeihen, dass ich einen nahezu Sterbenden (der Waggonarzt gab ihm noch zwei Tage, vielleicht nur noch ein paar Stunden

nach einer Woche im Zug) im Halbschlaf angeraunt und mit ihm geschimpft habe. Es gab eine Nacht, in der Paul überhaupt nicht mehr aufstehen konnte, um den einen Schritt zur Toilette zu machen. Er hatte Angst, zu stürzen (das war anderen bereits passiert), in der Dunkelheit und dem Dreck der Toilette liegenzubleiben und dann zu sterben.

Wir hatten keine andere Wäsche für ihn als das, was er anhatte.

Das war die vierte Nacht im Zug. Von diesem Tag an bis zwei Monate später ist Paul nicht mehr selbst aufgestanden, um zur Toilette zu gehen, sondern brauchte dabei Hilfe. Erst beim Anheben eines Arms oder Beins, dem Bewegen seines Kopfes, dann beim Hinsetzen, dem Aufstehen und dem Gehen ... (Jetzt wiegt er hundertachtzig Pfund, schwimmt und fährt Fahrrad. Er arbeitet. Es gibt also Wunder.)

Ich will noch etwas über die erste Nacht im Zug und unsere Abreise erzählen. Wohin es gehen sollte, wussten wir nur aus Vermutungen: Theresienstadt, Überlingen am Bodensee, Schweden? Auf dem Weg in die *Vernichtung* oder endlich zum viel und oft versprochenen *Austausch*? Wirklich gewusst haben wir es nie, doch die Absicht der SS scheint es gewesen zu sein, uns nach Theresienstadt zu bringen, wo laut der pessimistischen Vorstellungen »die Gaskammern dann gerade fertig« wären. Um nach Theresienstadt zu kommen, mussten wir zwischen zwei Fronten hindurch: im Norden die angloamerikanische und im Süden die russische.

Am 10. April um zwölf Uhr nachts sind wir losgefahren. Ich saß auf der harten Bank, eingeklemmt zwischen den anderen Sitzenden. Die Nacht war kalt und bedroh-

lich. Am Himmel sahen wir eine rosa Feuerglut (die Folge von Bombardierungen). Später gab es Luftalarm und wir blieben stehen, praktisch die ganze Nacht über. Heftig ertönten die Bombeneinschläge, dumpf dröhnte das Abwehrfeuer, das wir als einen Funkenregen vor dem dunklen Himmel sahen. Sehr viel später in der Nacht hielten wir irgendwo an einer Weide. Jetzt gab es das Licht des Mondes. Wie eine stille Silberkugel hing er über dem weiten, flachen Land. Ein kleiner Fluss schlängelte sich glitzernd durch die Dunkelheit. Die Landschaft war friedvoll still. Sogar in dem Menschenhaufen in unserem Waggon war es ruhig.

Dann ertönte ein lauter Donnerschlag, und am Horizont schoss ein Flammenmeer empor. Der silbrige Fluss wälzte sich nun wie ein rotes Band durch die hellerleuchtete Landschaft. Stunden später sahen wir noch immer die feurige Glut. Das Tageslicht erschien mit grauroten Streifen an einem bläulich dunklen Himmel. Das war die erste Nacht im Zug.

Später erfuhren wir, dass die Feuerglut in Hannover gewesen war, die Stadt war ein paar Stunden danach den Engländern in die Hände gefallen. Wir erfuhren ebenfalls, dass wir in der Nacht nur vierzig Kilometer gefahren waren. Jetzt standen wir bei einem Signalwärterhäuschen in der Nähe von Soltau in der Lüneburger Heide. Es war noch sehr früh und ein herrlicher Morgen. Aufgrund der langen Nacht, die ich sitzend verbracht hatte, fühlte ich mich wie gerädert. Wir hatten kein Wasser, weder zum Waschen noch zum Trinken. Ein paar Mutige stiegen aus dem Zug, um die Gegend zu erkunden und Wasser zu suchen – man wusste schließlich nicht, wie die Wachen reagieren würden, wenn wir den Zug verließen. Es wurde

jedoch nicht geschossen, sie machten überhaupt nichts. Alle, die laufen konnten, gingen mit einem Behälter oder einem Eimer zum Signalhäuschen, um Wasser zu holen. Ich konnte an diesem Tag, nach all den Strapazen des vorherigen, die fünfzig Meter bis zu dem Häuschen noch nicht gehen und gab meine Schüssel anderen mit. Ich fragte mich, wie Paul zurechtkommen würde. Er war dreißig Waggons von meinem entfernt. Ich hatte nicht einmal die Kraft, das Trittbrett hinunterzusteigen, geschweige denn die paar hundert Meter zu Paul zu gehen. So waren wir jeweils in unserem eigenen Elend eingesperrt.

Draußen hatte es etwas von einem Zigeunerlager.¹⁰⁹ Die Stärksten hatten Holz gesammelt und zwischen den Steinen kleine Feuerstellen angelegt. In den roten Lager-schalen aus Bergen-Belsen kochten sie nun gemischt Rote Bete und Steckrübenstücke. Mir wurde schwindlig davon. Ich hatte furchtbaren Hunger. Kochen konnte ich nicht, und wegen des Durchfalls (der todsicher die Folge des rohen Durcheinanders in einem leeren Bauch sein musste) traute ich mich nicht, etwas roh zu essen. Schließlich setzte ich mich auf das Trittbrett des Wag-gons (das blieb während der gesamten Reise mein bevor-zugter Platz). Trotz allen Elends genoss ich kurz die Sonne, das Grün der Frühlingswiese und den blauen Himmel. In Bergen-Belsen war ja alles Dreck, Gestank, grau und grün gewesen. Jahrelang hatten wir nur Stachel-draht gesehen, und jetzt war da plötzlich eine Weide, ein trabendes Pferd, Bäume, Wind, dunkle, feuchte Erde und das Glänzen der Knospen an den Sträuchern. Es war jetzt Frühling! Im Waggon hatten wir Bergen-Belsen in

¹⁰⁹ Vgl. Fußnote 64.

verzehnfacher Form mitgenommen: Schmutz, Infektion, Primitivität, Mangel an den elementarsten Dingen, quälender Hunger und Egoismus.

Ich hoffte, dass Paul vielleicht versuchen würde, mich zu erreichen, dass er mich auf dem Trittbrett sähe. In den kleinen Töpfen auf den Feuern brodelte es. Man klopfte Decken aus, packte Gepäck ein und aus. Überall lagen zu Tode erschöpfte Menschen im Gras, sie versuchten in der Sonne die Nacht im Zug für einen Moment zu vergessen und ein wenig zu schlafen. Es war mir mithilfe anderer gelungen, vom Trittbrett herunterzukommen, und nun lag ich auf meiner Jacke im Gras. Ich spürte die Sonne auf dem Gesicht und sah so lange in das gleichmäßige Blau des Himmels, bis es war, als könnte ich durch es hindurchsehen. Das Blau wurde tiefer, immer tiefer; es wurde dunkel und still. Ich schlief ...

»*Einsteigen!*« Ich schreckte hoch. Die Leute rannten zu den Waggons, die Wachen tobten und schimpften, die Feuer wurden hastig ausgetreten, in der Eile stieß man hier und da die so mühsam gekochten Roten Beten um. Im Signalhäuschen sahen wir deutsche Uniformen. Jetzt waren wir wieder im Zug. Was war hier los? Warum mussten wir so plötzlich wieder einsteigen? Ein Ruck. Der Zug fuhr an. Hinter dem Häuschen sahen wir Flammen auflodern. Die Deutschen verbrannten Papiere. Die Angloamerikaner rückten näher. Nachmittags hörten wir, dass Soltau 15 Minuten nach unserer Abfahrt gefallen war. Und so sollte es immer wieder gehen. In jeder Stadt, in die wir kamen, herrschte Alarmzustand. Jeder Ort, den wir nach einem plötzlich unterbrochenen, manchmal stunden-, manchmal tagelangen Aufenthalt verlassen hatten, fiel einige Stunden später den Befreiern in die Hände.

Wir dachten, dass man uns nach Theresienstadt bringen würde, doch wir fuhren in nördliche Richtung. Durch dichte Wälder, vorbei an Wiesen und kahlen Heideflächen. Bauernhöfe, vereinzelt leere Fabriken, Arbeiterhäuser mit Satteldächern. Wir fuhren durch den Frühling! An sich wiegenden zartgrünen Birken und Grashalmen, dunkelgrünen stattlichen Tannen und schwellenden, glänzenden Knospen an den Sträuchern vorbei. Oft stand der Zug still. Manchmal mitten in einem Wald. Dann waren wir froh, weil dort viel trockenes Holz lag, so dass man leicht Feuer machen konnte. Nach drei Tagen bekamen wir ein Kilo rohe Kartoffeln pro Person, die vom *Zugführer* in einem Dorf für uns gekauft worden waren. Der *Zugführer* war ein SS-Mann – während die Zugbewachung zum Teil aus sehr alten Wehrmachtsoldaten bestand –, und er erwies sich auf der Reise als nicht allzu schlecht, da er wenigstens ab und zu für ein wenig Nahrung sorgte und uns stillschweigend die Gelegenheit gab, uns, wenn wir nicht fuhren, selbst zu organisieren, und uns schließlich, was gewiss entgegen seinen Anweisungen war, den Russen übergab, ohne unseren Zug vorher in die Elbe zu fahren.

Die Kartoffeln kamen gut an. Ungefähr ein Jahr lang hatte ich keine gekochte Kartoffel, einfach so ohne Steckrübe, gegessen. Es war ein Genuss, sie, nachdem ich sie mit viel Mühe gekocht hatte, warm zu essen. Paul und ich aßen jeder fünf. Als ich zwei gehabt hatte, konnte ich nicht mehr (ich hatte zwei Tage lang überhaupt nichts gegessen), doch als ich die fünf aufhatte, hatte ich großen Hunger.

Paul lag tagsüber auf dem Boden in dem schmalen Gang zwischen den Sitzbänken.

Er machte alles liegend, hatte starke Schmerzen vom harten Liegen, schlief viel und wirkte zunehmend benommener. Außer den fünf Kartoffeln hatten wir nichts zu essen.

Ich will nicht mehr über den Hunger schreiben. Noch zehn Tage haben wir im Zug darunter gelitten, dann ging ich zum ersten Mal los, um etwas zu organisieren, danach machte unsere Lebensmittelversorgung zusehends Fortschritte. Es gab eigentlich nichts, was wir nicht aßen oder was wir eklig fanden. Ich erinnere mich, dass ich eines Morgens ganz früh überglücklich mit ein paar halb verfaulten Lauchstangen in den Zug stieg. Ich hatte sie einfach so unter dem Zug zwischen anderem Abfall gefunden (brauchte also nicht weit zu laufen). Wir aßen an dem Tag gekochte Kartoffeln mit ein paar Stückchen Lauch und ließen es uns schmecken. Ich habe Paul damals wohlweislich nicht erzählt, dass ich das Gemüse in der Nähe der Öffnung der Waggontoilette gefunden hatte. Das Wasserproblem blieb akut. Jede Pumpe, jeder Wasserhahn wurde sofort von Hunderten aus dem Zug bestürmt. Manchmal stand ich dann eine halbe Stunde in der Schlange, konnte aber trotzdem kein Wasser bekommen, weil plötzlich »*Einsteigen!*« gerufen oder gepfiffen wurde. Wenn man sich morgens waschen wollte, bestand die Kunst darin, sich abends noch ums Wasser zu kümmern, da man nie wusste, ob der Zug morgens wieder irgendwo halten würde. Man stellte dann das Wasser in seinem Behälter unter die Sitzbank – mit dem Risiko, dass, wenn sich der Zug plötzlich in Bewegung setzte, all das Wasser verloren sein würde. In den 16 Tagen, in denen wir im Zug saßen, habe ich mich jeden Tag von Kopf bis Fuß gewaschen, auch wenn es meist mit nicht

mehr als einem Liter Wasser war. Paul wusch ich alle zwei Tage, weil es zu anstrengend für ihn und auch für mich war. Ich war außerordentlich stolz darauf, dass ich ihn trotz all des Drecks und der Primitivität vollkommen läusefrei gekriegt hatte. Dadurch hat er bestimmt auch kein Fleckfieber bekommen, das er zweifelsohne nicht hätte überstehen können. Ich hatte einen Essnapf, der zum Waschen diente. Wir kochten darin nur noch *Pellkartoffeln*.

Jeden Morgen zog ich mich ganz aus. Nachts lagen wir natürlich vollständig bekleidet auf dem Boden, schließlich befanden wir uns in einem Zug an der Front und mussten jeden Moment sofort ins Freie können. All die Zeit über habe ich mich nicht getraut, meine schweren Schuhe länger als fünf Minuten auszuziehen. Ich wechselte jeden Tag die Oberbekleidung (hatte das große Glück, dass ich zwei Kombinationen hatte, nämlich zwei Pullover und zwei Hosen) sowie die Unterwäsche. Das war die einzige Methode, um gegen die Laus anzukommen.

Tagsüber hing eine meiner Kombinationen auf einem zwischen zwei Waggons gespannten Strick zum Lüften. Wenn der Zug fuhr, flatterten mein roter Pullover, meine braune Hose und die rosa Unterwäsche lustig hin und her. Die Engländer müssen aus der Luft erkannt haben, dass es ein Zug mit Zivilisten und kein militärischer Zug war, ganz abgesehen von den weißen Laken und Flaggen, mit denen unser gesamter Zug bespannt war. Doch das wurde später befohlen, aus Anlass des ersten Beschusses an einer Weide irgendwo bei Hamburg. Das war ungefähr um drei Uhr nachmittags. Der Zug zuckelte gemächlich durch eine kahle Weidelandschaft. Wir konnten nicht weit von Bremen und noch weniger weit von Hamburg

entfernt sein. Paul und ich saßen auf der hinteren Plattform unseres Waggons in der Sonne, und ich beklagte mich darüber, dass wir, obwohl wir doch nur wenige Kilometer von der Front entfernt waren, eigentlich nichts davon merkten. Ich hatte den Satz noch nicht beendet, als der Zug auch schon stehen blieb. Auf der Straße hatten wir eine deutsche Kolonne aus Lastern, Autos, Panzern und Lkws mit Kanonen gesehen. Die Kolonne kam zum Stehen, und die Deutschen rannten zum Straßenrand und warfen sich in die Gräben. Dicht über uns dröhnte es am Himmel, sank, kam tiefer und tiefer, und plötzlich war um uns herum die Hölle losgebrochen. Der Zug stand auf der offenen Weide. Das englische Flugzeug schoss auf die Kolonne, die Kolonne ratterte zurück zum Flugzeug. Das Flugzeug drehte um, beschoss dann aber erneut die Kolonne unter ihm mit dem Maschinengewehr. Wir waren aus dem Zug geflüchtet und legten uns »gedeckt« an den Bahndamm, wohlgermerkt so, dass wir in der Sonne lagen, also wunderbare Zielscheiben darstellten. Ich lag oben auf Paul, warum, weiß ich nicht genau, doch ich empfand so etwas wie: Wenn hier jetzt Kugeln kommen, treffen sie mich zuerst. Aber vielleicht war es auch ein weniger edles Gefühl. Denn eine »Heldin« war ich beim ersten Beschuss sicher nicht. Ich traute mich beim ersten Angriff des Flugzeugs nicht, in das Feuer zu sehen. Ich krallte mich mit meinen Fingernägeln ins Gras und hatte Angst, Todesangst! Es dröhnte, pfiff und ratterte. Einen Moment lang war es still. Dann kam der Engländer zurück, und das Geschiesse wurde noch heftiger. Und plötzlich hatte ich keine Angst mehr. Ich hob meinen Kopf aus dem Gras, sah zu dem immer wieder in den Sturzflug gehenden Engländer (man konnte den

Piloten deutlich erkennen), sah das Feuer aus den deutschen Wagen kommen, sah die Kugeln fallen und dachte keine Sekunde mehr daran, dass eine davon auch mich treffen könnte. Ebenso plötzlich, wie es begonnen hatte, war es auch wieder vorbei. Der Engländer kam nicht mehr zurück. Die Kolonne blieb jedoch noch eine Weile stehen, die Soldaten lagen noch in der Weide und in den Gräben. Es blieb still. Die Weide lag grün und weit in der Sonne da, mit weißen Gänseblümchen und runden, gelben Butterblumen. Etwas fiel mit einem dumpfen Knall neben mir ins Gras. Es war eine kleine Messinghülse, noch ein verrirrter Bote aus der Hölle. Im Zug hatte es durch das Maschinengewehrfeuer vier Tote und mehr als zwanzig Verwundete gegeben. Nach diesem Nachmittag befahl der Zugführer, dass wir fortan weiße Flaggen auf dem Zug haben müssten. Alles, was es an Laken und weißen Tüchern gab, wurde über die Waggondächer gespannt, und an den Plattformen wurden Flaggen befestigt. So »friedlich beflaggt« fuhren wir durch Deutschland.

Die Reise ging weiter. Von morgens früh bis die Sonne unterging saß ich, wenn es irgendwie möglich war, auf der Plattform des Waggon. Ich bekam Sonnenbrand, mein Haar war voll mit Kohlenstaub. Ich war mager, sah aber gesund aus. Und das vier Tage nachdem ich aus dem Krankenhaus gekommen war, wo ich doch drei Monate im Bett gelegen hatte. Laufen konnte ich auch wieder ein bisschen. In der runden Scheibe der Waggontür sah ich, dass ich ein langes, mageres und hartes Jungengesicht hatte. Jeden Tag kämmte ich zweimal meine langen, damals noch dicken Haare und machte stets einen guten Fang.

Eines Abends kamen wir in der Stadt Lüneburg an. Von dieser Stadt wusste ich nicht mehr, als dass sie in der

Lüneburger Heide liegt und deshalb wohl deren Hauptstadt ist und dass Heinrich Heine sich dort einmal eine Weile gelangweilt hat. Ansonsten lässt sich über diesen Trümmerhaufen auch wirklich nichts erzählen. Es war die erste deutsche Städteruine, die wir bewusst zu sehen bekamen. Im März '44 hatte ich im Dunkeln die schwer zerstörte Silhouette Hannovers gesehen, aber das war trotzdem kein Trümmerhaufen-Eindruck gewesen. Nachmittags war durch die Waggonleitung gewarnt worden, dass in Lüneburg (Bahnhof) niemand aussteigen dürfe. Das Gelände sei in der Nacht zuvor schwer bombardiert worden, und man habe noch nicht aufgeräumt. Was das bedeutete, sollten wir tatsächlich abends sehen. Außerdem versprach man uns, dass wir in Lüneburg Proviant bekommen sollten. Das war dringend, dringend nötig. Dass ich nicht aß, merkte ich weniger, weil es so viele Eindrücke von der Reise und der Natur zu verarbeiten gab. Schlimmer war es für Paul, der den ganzen Tag nur lag und an nichts anderes als an Essen, Essen denken konnte, wenn er nicht vor Erschöpfung schlief.

Beim ersten halben Haus, das heißt einem Haus, dessen Seitenwand und Front weggerissen worden waren, sahen wir, dass es Lüneburg sein musste. Häuser, in denen man nur noch eine Wendeltreppe sieht, die hinauf ins Nichts führt. In einem Stockwerk (es war das dritte, als das Haus intakt war) befindet sich ein halbes Zimmer, irgendwo anders steht eine Badewanne unter einem halb eingestürzten Dach. Holzbalken, Bretter, Eisenstangen, halbe Stühle, ein Eisenbett – alles liegt zusammengedrückt da. Und dann kommen wir am Bahnhof an. Zumindest muss er dort gewesen sein. Denn wir sehen: verbogene Eisenstäbe, zersplitterte Güterwaggons, halb

verkohlte Stücke Holz, hier und da schwelt es noch in den glühenden Haufen aus Stein-, Holz- und Eisentrümmern. Schienen wurden durch den Luftdruck der Explosionen mitsamt der Schwellen aus dem Boden gerissen. Eine Schiene ist wie von einer Riesenhand nach oben geknickt worden und hängt wie ein Bogen aus Eisen über einem umgekippten Personenwaggon. Uns wird klar, warum wir auf dem Bahnhof unter keinen Umständen aussteigen dürfen.

Wir fahren an einem Güterbahnhof vorbei, der halb verkohlt ist, doch dort liegen Kartoffeln, in der Asche geröstet. Da stehen Kisten mit Käse in Silberpapier, Ballen mit Mehl sind zwischen den glimmenden Resten verstreut, eine Kiste Eier liegt zerdrückt unter dem Waggon. Die Engländer haben nicht nur den Bahnhof und das Gelände in eine rauchende, glühende Schuttmasse verwandelt, sondern offenbar auch einige Wagenladungen mit Lebensmitteln getroffen. Wir sind wild vor Hunger, und um uns herum liegen zum Greifen nahe Kartoffeln, Käse, Eier und Päckchen Butter. Aber niemand darf raus. Überall sehen wir Uniformen. Soldaten mit Revolvern in der Hand laufen zwischen den Trümmerhaufen herum. Plündern wird in Deutschland mit dem Tod bestraft (wenn ein anderer als der Mof selbst plündert). Und wir werden hier doch wohl Proviant bekommen? Hier gibt es doch alles? Kurz hinter dem Bahnhof bleibt der Zug stehen. Wir hören, dass wir dort über Nacht bleiben werden. Es ist kein angenehmer Gedanke, eine Nacht in dieser gestern so schwer bombardierten Stadt stehen bleiben zu müssen. Die unheimlichen Trümmerhaufen sind kein gutes Schlafmittel, aber wir müssen schließlich auf den Proviant warten.

Es ist noch gar nicht richtig dunkel, als wir die Sirenen hören. Laut klagend ertönen sie über der heimgesuchten Stadt. Heulend kündigen sie neue Flammen an. Ich liege auf dem Boden vor der Toilette und versuche zu schlafen. Lasst sie mich ruhig töten, lasst sie mich verbrennen, lasst sie mich zermalmen, aber gebt mir etwas zu essen!

In der Nacht fährt der Zug plötzlich weiter. Am nächsten Tag hören wir, dass es in der Stadt *Tieffliegeralarm* gegeben habe, Alarm wegen tieffliegender Flugzeuge, die im Anflug gewesen seien. Hals über Kopf hatte der Zug die Stadt verlassen, eine Stunde bevor unser Proviant gekommen wäre. Ich habe am nächsten Morgen nichts gefrühstückt.

Die Reise ging weiter, und jetzt fuhren wir doch deutlich in südliche Richtung. Wir kamen in Uelzen an, früher ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Nach ein paar gut gezielten Bombenangriffen nur noch eine Anhäufung von aus der Spur gerissenen Schienen, entgleisten Waggons, Lokomotiven, die schief vor ein paar halb verbrannten Güterwaggons hängen und ihre von Kugeln durchbohrten Seiten zeigen.

Es war totenstill auf dem weiten, großzügig angelegten Gelände. Wir sahen lediglich einzelne Soldaten zwischen den verbogenen Eisenmassen. Von der Stadt war nichts als Häuserruinen übrig, halb verbrannte Baumstümpfe reckten ihre schwarzen Arme vor dem zartblauen Frühlingshimmel in die Höhe. Und hoch über diese Steinwüste erhob sich der völlig unversehrte, wundervoll geformte Kirchturm von Uelzen. Der goldglänzende Wetterhahn auf dem schlanken Turm fing alle Sonnenstrahlen des herrlichen Frühlingsmorgens auf. (In vielen der wirklich dem Erdboden gleichgemachten deutschen Städte,

die wir später sahen, waren die Kirchen verschont geblieben.)

Plötzlich gab es in der unheimlichen Stille ein Geräusch. Die Kirchenglocken läuteten mit warmen, vollen Tönen über der verwüsteten und verlassenen Stadt. Durch die klare Luft ertönten neun Schläge der Kirchturm-glocke. Doch in dieser leeren Stadt wird niemand darauf geachtet haben, dass es neun Uhr morgens war. Die Zeit in der Häuserruine von Uelzen schien stillzuste-hen.

Ich schrieb bereits, dass es ein ziemliches Kunststück war, sich ordentlich zu waschen, vor allem morgens. Man hatte fast keinen Platz sich auszuziehen, da alle 57 Waggonbewohner nach der langen Nacht ebenfalls das Bedürfnis verspürten, sich frisch zu machen. Das hinderte mich nicht daran, mich vor all den Männern, die im Waggon um mich herum waren, ganz auszuziehen, und das war bei den meisten anderen auch der Fall. Es musste nun mal sein, und man hatte keine Wahl. Doch es war ein außergewöhnliches Glück, wenn wir auf der Suche nach Wasser, in einem Wald oder auf einer Weide einen Bach oder einen See entdeckten. Dann war nicht mein erster Gedanke: Wie fülle ich meine Schüsseln und Behälter?, sondern: Wie wasche ich mich so schnell wie möglich? Es war Anfang April und wirklich noch etwas kalt für ein Bad im Freien, auf jeden Fall für jemanden, der monatelang nicht draußen und schwerkrank gewesen war. Ich stand im dunklen, kalten Wasser zwischen den sich im Frühlingswind hin- und herwiegenden Birken. Es war herrlich. Ich planschte und prustete, bis ich meinen Herzschlag in den Schläfen spürte. Ich trocknete mich ab, bis meine Haut zu glühen begann. Alle jungen Leute, die halbwegs fit waren, badeten, und ein paar Mütter wuschen

sogar Windeln in dem dunklen Wasser. Für einen kurzen Moment fiel alles Elend, der Schmutz und der Druck, der Hunger und die Entbehrung sowie die Angst um den immer schwächer werdenden Paul von mir ab. Auch die Furcht vor dem »Wohin« dieser Reise rückte für einen Augenblick in den Hintergrund, während ich im Wasser stand und mich bückte, um es mit meinen Händen zu schöpfen und es mir mit eisig prickelnden Würfeln über den Körper zu gießen. Es gab kein Bergen-Belsen mehr, keinen Hunger, kein Leiden, und es gab keine Leichen mehr. Ich war allein (die anderen Badenden störten nicht), spürte den Frühling und trotz meiner Erschöpfung doch auch Lebenskraft. Ich war glücklich, dass ich lebte. Nach dem Bad schleppte ich literweise Wasser zurück zum Zug. Ich konnte fast nicht mehr vor Müdigkeit. Doch ich war stolz und zufrieden. Morgen früh würde ich Paul von Kopf bis Fuß waschen. Ich hatte noch genug Wasser, um im Wald ein wenig Tee zu kochen, und ich fühlte mich so erfrischt nach dem Bad.

Es gab Tage, an denen ich dreimal »kochte«. Zumindest, wenn wir ein paar Kartoffeln oder Steckrüben hatten, wenn der Zug irgendwo hielt (aber man wusste vorher nie, wie lange der Aufenthalt dauern würde), man dann gerade ein wenig trockenes Holz hatte und das Anzünden, In-Gang-Halten, Anfachen, Schüren, Feuerholz-Kleinmachen usw. alles gleichzeitig machen konnte.

Ich habe einmal, weil es nicht anders ging (wir hatten anderthalb Tage nichts gegessen, da der Zug immer wieder für kurze Strecken weitergefahren war und man somit kein Feuer machen konnte), bei strömendem Regen Feuer gemacht. Ich lag in meinem Wintermantel auf dem Boden und blies. Ich musste und ich würde Feuer haben.

Ich habe es hinbekommen. Wir aßen einen Topf glühend heißer Kartoffeln. Ich war klatschnass, aber stolz, und wir hatten keinen Hunger mehr. Erst als die Kartoffeln gar waren, fuhr der Zug weiter. Hin und wieder hatten wir auch mal Glück.

Es war auch viel Zeit nötig, um Essen zu kochen. Wenn man geschickt war, sorgte man dafür, immer ein bisschen trockenes Holz vorrätig zu haben. Sobald der Zug stand, fing ich an Holz zu sammeln, das ich im »Gepäcknetz« des Waggons aufbewahrte. Wenn der Zug mit einem Ruck anfuhr oder zum Halten kam, fiel das Holz herunter.

Ausgerüstet mit einem ordentlichen Bündel Holz, einer Flasche Wasser und dem Kochtopf (wie ich bereits schrieb, war er auch mein Waschbecken) stieg ich aus dem Zug. Dann musste man Steine suchen (wir lernten, dass Steine mit Löchern darin die besten waren, weil der Wind das Feuer dann besser brennen ließ), um den Topf draufzustellen. Man setzte sich nur dorthin, wo bereits andere »Köche« waren. Dann konnte man sich mit einem Stück Papier oder ein paar Zweigen Feuer »leihen«, denn das Anzünden war das Schwierigste. Manchmal dauerte es eine Viertelstunde oder länger, bis man sein Feuer anhatte, aber ein paar Mal brannte es sofort. Ich habe viel Glück mit dem Anmachen des Feuers gehabt und wenig Geduld. Das Angenehmste und Einfachste war es, wenn man »Feuer übernehmen« konnte: Man wartete mit dem Kochen so lange, bis ein anderer sein Essen gar hatte, und stellte seinen Topf dann auf das Feuer des vorigen Kochenden. Das Feuer glomm dann noch, und wenn man es von guten Freunden übernahm, loderte es kräftig, weil sie noch ein Stück Holz draufgelegt hatten. Jetzt saß man in Anspannung da, ob man noch fertig werden würde,

bevor der Zug weiterfuhr, und ob man es noch schaffen würde, die Kartoffeln mitzunehmen, oder Feuer und Kartoffeln plötzlich im Stich lassen müsste, um *einzusteigen*. Eine Katastrophe, wenn man dann in der Eile nur an das kostbare Essen und nicht daran dachte, die noch glühenden »Kochsteine«, die man sich von jemandem geliehen hatte, der einem das Feuer überlassen hatte, mit nach oben zu nehmen. Dann würde einem nie wieder etwas geliehen. Und dann musste man also, bevor man wieder kochen konnte, erst Steine (am besten mit kleinen Löchern) suchen.

Es war durchaus begreiflich, dass ich herrlich schlief, auch wenn ich nicht mehr als dreißig Zentimeter Breite und achtzig Zentimeter Länge hatte, um mich nachts auszustrecken, und auch wenn mir die hin- und hergehenden Toilettenbesucher auf die Decke oder aufs Gesicht traten. Ich war völlig kaputt vor Müdigkeit.

Die Wachen kümmerten sich nur wenig um uns. Wir hätten so weit und so oft weglaufen können, wie wir wollten, aber verhältnismäßig wenige haben die Gelegenheit genutzt. Was hätte man in unserer Lage auch tun sollen, die wir uns in Deutschland überhaupt nicht auskannten und wo in den letzten Tagen vor dem Ende die SS das Heft noch fester in Händen hielt als sonst: ohne Essen, ausgezehrt, zu erschöpft, um weite Strecken zu laufen und eventuell schnell flüchten zu können? Wir hofften, dass wir heute noch oder morgen den Befreiern in die Hände fallen würden. Die Wachen sagten ja selbst: »*Der Krieg ist aus. Wäre ich jetzt nur zu Hause!*«

Es waren alte Männer, die vom Dritten Reich und seinem *Krieg und Sieg* die Nase gestrichen voll hatten und sich nur nach Hause sehnten. Früher waren sie in

der Wehrmacht gewesen, doch nach der Gleichschaltung von Wehrmacht und SS im Sommer 1944 konnte man dies nicht mehr an ihren Uniformen erkennen. Hin und wieder mal bekam ich von einem alten Wachposten eine Zigarette, auch ab und zu mal etwas Brot und einmal einen echten »Pfefferkuchen«. »Den hab' ich noch vom letzten Weihnachten. Meine Olle hat ihn gebacken.« Sentimentaler alter Mof ... Es stellte sich heraus, dass keiner von ihnen etwas von den Leidensgeschichten der vielen Konzentrationslager in Deutschland und außerhalb in den besetzten Gebieten wusste. Wenn ich ihnen von den stundenlangen Appellen in Eiseskälte erzählte, vom Aushungern, von den Misshandlungen, den psychischen Qualen, den willkürlichen Transporten in die *Vernichtungslager* oder als *Austauschware* in die Schweiz – von all diesen Dingen wussten sie nichts.

Intermezzo (29. August 1945)

Heute hat man mit den Befreiungsfeiern und den Gedenktagen 1940-1945 begonnen. Die Tage werden in den Feierlichkeiten zum Geburtstag der Königin am 31. August kulminieren. Den ganzen Tag über höre ich Musik, während ich hier im Garten sitze und schreibe: vaterländische Lieder, Jazz- und Tanzschlager. Man feiert die Befreiung, das Ende des Krieges, mit Lampions, Blumengirlanden, Reden, Beleuchtung, Pferderennen, Kinderfesten, Maskeraden und Umzügen. Die Festgeräusche hört man bis hier in den Garten.

Es hat den ganzen Tag geregnet. Die großen, grünen Blätter der hoch aufgeschossenen Tabakpflanzen perlen nass in der jetzt durchbrechenden Nachmittagssonne, auf

den weinroten Blättern der Buche schimmern glänzende Tropfen. Bleigraue, tiefhängende Regenwolken schieben sich immer wieder vor die Sonne. Es ist warm, und der Regen hat nicht viel Erfrischung gebracht. Die Kirchturmuhr schlägt fünf Mal. Ein Kinderchor singt das »*Wien Neêrlands bloed*«. ¹¹⁰

Mutter bringt mir eine Tasse Tee, sagt, dass es im Garten zu feucht sei, und ob ich nicht reinkommen wolle ...

Heute fällt es mir besonders schwer, aus dieser friedvollen Umgebung den Weg zurück nach Deutschland, zum Zug, zum dunklen Elend zu finden. Doch plötzlich sehe ich die graugrünen Uniformen, die stumpfen, brutalen Gesichter, die Gewehre unserer Bewacher, und dann bin ich wieder dort.

Es war irgendwo zwischen Lüneburg und Wittenberge in Norddeutschland. Der kleine Bahnhof hieß Hagenow. Als es Tag wurde, standen wir auf diesem Bahnhof. Inmitten von Güterzügen. Es war noch sehr früh, und ich war erstaunt, dass ich schon so viel Reden und Laufen neben dem Zug hörte. Plötzlich wurde unsere Waggon-tür aufgerissen. Einer unserer Mitreisenden stürmte zur Tür herein, beladen mit großen Paketen und ein paar Säcken. Ich erkannte sofort: Er war Organisieren gewesen und hatte offenbar einen guten Fang gemacht. Noch bevor er Antwort auf alle Fragen geben konnte, wo und wie er diesen bekommen hatte, war ich schon draußen, um selbst mein Glück zu versuchen. Ich hatte

110 »Wien Neêrlands bloed« war die offizielle Nationalhymne des Vereinigten Königreichs der Niederlande zwischen 1817 und 1832 sowie anschließend des Königreichs der Niederlande zwischen 1832 und 1932.

nichts weiter bei mir als einen langen, hellblauen Wollschal. Und es war äußerst kalt an dem Morgen. Ich habe so wie ich war, ungekämmt und noch nicht gewaschen nach der Nacht auf dem schmutzigen Boden vor der Toilette, den Waggon verlassen, auf der Suche nach etwas Essbarem.

Und da war es. Ganz in der Nähe. Auf dem Bahnhof stand ein Güterzug, der sich als Lebensmittelzug herausstellte. Es gab Waggon mit Haferflocken, Waggon mit Käse, mit Marmelade (viele hielten sie erst für Seife und nahmen sie nicht mit), Waggon mit Mehl und Reis. Doch bei den verschiedenen Waggon standen haufenweise Leute und warteten darauf, dass sie hineinschlüpfen konnten, um sich etwas zu greifen. Ich lief von dem Waggon mit Haferflocken zu dem mit Käse, dann zum Mehlwaggon. Nirgendwo, nirgendwo kam ich zum Zuge. Ich sammelte eine Handvoll Haferflocken auf, die auf dem Boden lagen. Während ich mich bückte, um sie zusammenzukratzen, wurde ich von Leuten umgestoßen, die rannten und sich gegenseitig wegschubsten, um auch noch etwas abzubekommen. Die Wachen waren zuerst eine Weile zu perplex, um etwas zu unternehmen. Zehn Minuten hat man den Zug ohne Widerstand geplündert, dann erst wurde gepfiffen, geschrien und schließlich geschlagen und geschossen. Männer schleppten so schnell sie konnten ihre schweren Pakete und Säcke mit, Frauen weinten verzweifelt, weil andere ihnen das mühsam eroberte Säckchen Reis oder Mehl wieder aus den Händen gerissen hatten, Kinder leckten ihre mit Marmelade verklebten Finger ab und die Wachen tobten und schrien, standen dem plündernden Haufen Ausgehungerter aber verhältnismäßig machtlos gegenüber. Die weißen Hafer-

flocken, der Reis, das Mehl und der Zucker wurden am Boden zertreten, und sicher zwei Dritteln der Zugbevölkerung war es nicht gelungen, etwas zu erwischen.

Fünf Tage lang hatten wir nichts bekommen, kein Brot, keine Kartoffeln, nicht einmal rohe Steckrüben, und da stand der volle Güterzug. Doch nur den Stärksten und den Rauesten war es gelungen, etwas zu rauben. Die Kranken, die Ausgemergelten, die zu Tode Erschöpften bekamen nichts.

Ich lief mit einem verbissenen Gesichtsausdruck an dem langen Güterzug entlang und wieder zurück. Ich hatte nichts! Mein blauer Schal flatterte traurig hinter mir her. Ich hätte ihn so gern gefüllt mit Reis oder Mehl für Paul zurückgebracht. Er war jetzt so schwach, dass er sich nicht mehr aufsetzen konnte. Den ganzen Tag über lag er mit angezogenen Knien in dem schmalen Gang unseres Waggons. Er schlief viel, stöhnte jetzt ab und zu, er litt. Nachts hustete er, aber noch später hatte er nicht mehr die Kraft abzuhusten. Nächtelang lag er neben mir und röchelte. Manchmal wurde ich mitten aus meiner traumlosen Betäubung eines schweren, erschöpften Schlafs aufgeschreckt, weil es so still war. Atmete er? Bewegte er sich noch? Er stöhnte leise. Er lebte, er lebte!

Ich habe nicht immer gehofft, dass er überleben würde. Es gab Momente, an denen es mir zu schwer wurde, Augenblicke, an denen ich dachte: Wärst du doch nur tot. Ich kann nicht mehr, ich will auch nicht mehr.

Tief, zutiefst schäme ich mich jetzt für diese düsteren und niederen Gedanken. Ich schreibe sie nur auf, um einen Eindruck von der weitgehenden und tiefen Demoralisierung zu geben, deren Opfer wir waren. Denn dass ich damit nicht allein war, weiß ich sicher. Ich habe Szenen

zwischen Männern und Frauen, Brüdern und Schwestern, Eltern und Kindern erlebt, bei denen der Lebende dem Sterbenden vorwarf, dass er starb; ihm vorwarf, dass er faul wäre, ihm vorwarf, dass er dreckig wäre, ihm vorwarf, dass alles, alles am Lebenden hängenbliebe, und schließlich mit einem Stoßseufzer sagte: »Ich wollte, du wärst tot ...«

Wie weit wir auch in anderer Hinsicht demoralisiert waren, zeigt sich an Folgendem. Ein paar Wochen später (wir waren schon befreit, und noch immer verhungerten die Schwächsten, da sie nicht in der Lage waren, in deutschen Häusern ihren Lebensunterhalt zusammenzuorganisieren) wurde mir mal auf der Straße im Tausch gegen hundert Zigaretten eine Tube 20+-Käse¹¹¹ angeboten. Es war der Käse aus dem Güterwaggon in Hagenow, und dieser Mann hatte dort eine ganze Kiste mit fünfhundert Stück weggeschleppt, aber nichts davon abgegeben. Jetzt tauschte er sie gegen Zigaretten.

Diejenigen, die in Bergen-Belsen bis zum Schluss in den guten Kommandos wie etwa dem Magazin- oder Brotkommando gewesen waren, und die, die ausreichend organisiert hatten, gehörten zur »Aristokratie«. Ich kenne Aristokraten, die noch im Zug, während neunzig Prozent verhungerten, im Tausch gegen ein Stück Brot einen Ehering verlangten und ihn auch bekamen. Ich kenne Männer und Frauen, die im Tausch gegen ein wenig Brot oder ein paar Steckrüben- oder Käsestücke Gold aufkauften. Ich kenne eine Frau, die ihre einzige Decke für eine Mahlzeit aus zehn Kartoffeln verkaufte, die man dann gnädigerweise noch für sie kochte. Sie lag mit Typhus in einem Waggon, zu krank, um sich zu bewegen. Ich kenne

111 »20+-Käse«: Eine Sorte Gouda mit geringem Fettgehalt.

Menschen, die zwei kleinen Mädchen, deren Eltern an Fleckfieber gestorben waren, für zwei Gläser Quark die Lederjacke ihres Vaters abkauften. Ich kenne Menschen, die, während unter und neben ihnen sterbende, ausgehungerte Kranke lagen, dasaßen und genug gebackene Kartoffelplätzchen und frisches Brot mit Butter und Zucker aßen, ohne auch nur einen einzigen Krümel davon abzugeben. Ich kenne Menschen, die die Leitung hatten und den knappen, von den Deutschen ausgegebenen Proviant verteilten, und die, wenn mal etwas Sauerkraut ausgegeben wurde und ein paar den Mut hatten, die fast schwarzen, zertretenen Sauerkrautfäden, die auf dem Boden vor dem Fass lagen, aufzuheben, diesen ausgehungerten Gespenstern auf Hände und Füße traten, wenn sie sich bückten, und sie beschimpften: »Fresssäcke! Ihr könnt auch nie genug kriegen!« Die Sauerkrautfäden waren die erste Nahrung, die sie seit Tagen zu essen bekamen. Ich kenne Menschen, die es gewagt haben, bei dem einen Mal, als wir von den Deutschen ein Stück Wurst bekamen, diese erst drei Tage später mit der Ausrede zu verteilen: »Es ging nicht, es war zu dunkel, es wurde zu spät.« In Wirklichkeit jedoch, um unsere Ration aus ungefähr acht Zentimetern Wurst durch Betrug derartig zu kürzen, dass wir bei der Ausgabe nur noch vier Zentimeter bekamen. Ich kenne Menschen, die ... Nein, ich habe diese Menschen gekannt, ich habe die wildeste Demoralisierung, Leichenschändung, Prostitution, den Egoismus und das Verbrechen gesehen. Ich will diese Menschen jetzt nicht mehr kennen. Ich schreibe das hier nicht, weil ich denke, dass ich besser wäre. Ich habe nur nicht die Gelegenheit gehabt, derart zu demoralisieren, weil ich nicht zur »Aristokratie« gehörte. Ich versuche

nur deutlich zu machen und zu begründen, wie es möglich war, dass ich in meinen dunkelsten Momenten zu solch viehischen Gedanken wie »Ich wollte, dass du tot wärst« imstande war.

Intermezzo

Die Sonne ist durch die Wolken gebrochen. Die glänzenden Tropfen sind getrocknet. Die Blätter der Buche rascheln im sanften Wind, der den Geruch von Polder und Rosen mit sich bringt. Mit einem dumpfen Geräusch fällt vom Birnbaum eine reife Frucht.

Sommer 1945! Frieden!

In Hagenow passierte außer der Plünderung des Lebensmittelzugs noch nichts. Just in dem Moment, in dem die deutschen Wachen zu schießen begannen, weil man trotz Warnungen mit dem Plündern weitergemacht hatte, hörten wir Motorengeräusche am Himmel. Die Deutschen vergaßen den Waggon mit Haferflocken und Käse. Sie rannten mit den Gewehren in der Hand zum Damm und in die Weide und warfen sich zu Boden. Wir ließen uns da, wo wir standen, auf den Bauch fallen und warteten auf das Geratter und das Dröhnen, das alsbald einsetzte. Die englischen Maschinen beschossen heftig Ziele, die wir nicht sehen konnten, die aber, den Geräuschen nach zu urteilen, nicht weit entfernt sein konnten. Die Hülsen und Maschinengewehrkugeln fielen dicht bei uns nieder. Es war warm und sonnig geworden. Die Maschinen flogen nicht so tief wie beim ersten Mal über uns hinweg, doch wir konnten die Bordwaffen und Abzeichen deutlich erkennen. Diesmal hatte ich keine Angst. Ich dachte

nur daran, dass der Güterzug voller Lebensmittel jetzt unbewacht dastand, da alle Moffen in Deckung lagen. Warum hatte ich nicht den Mut, zwischen den heulenden und pfeifenden Kugeln zum Zug zu kriechen und mein Glück zu wagen? Es gab Männer, die nahe am Zug lagen, sich trauten und ... mit vollen Säcken in ihren Waggon zurückkehrten.

Die Reise ging weiter. Sehr, sehr langsam fuhren wir in Richtung Süden. Wir vermuteten, dass der *Zugführer* wirklich den Weg nach Süden, nach Theresienstadt, suchte. »Suchen« ist das richtige Wort, denn wir machten kilometerweite Umwege und fuhren manchmal sogar wieder zurück, um Brücken über die Elbe zu finden, die noch nicht kaputt waren.

Und dann machten wir den Krieg wieder aus der Nähe mit. Es war in Glöwen, einem kleinen Ort an der Bahnstrecke Hamburg-Berlin. Wie sehr der Zugverkehr in Deutschland daniederlag, zeigte sich, als unser Zug bestehend aus 45 Waggons tagelang auf dieser Hauptstrecke blieb und Tag und Nacht stillstand, ohne auf eine Nebenstrecke gefahren zu werden. Eines Nachmittags standen wir auf dem Bahnhof von Glöwen. Außer einem leeren und verlassenen Gelände, praktisch unbeschädigt, gab es dort nichts zu sehen. Viele Gleise und fast keine Züge. In der Nähe des kleinen Bahnhofs stand ein großes, graues Fabrikgebäude mit einem ungewöhnlich hohen und schmalen Schornstein. Mir fiel auf, dass diese große Fabrik vollkommen unbeschädigt war, obwohl sie doch nahe an einer so wichtigen Bahnstrecke lag und sogar noch ziemlich groß war.

Entlang des Zuges hatten die Menschen Feuerstellen angelegt, und überall wurde wieder Suppe aus Steckrübe

und Roter Bete gekocht. Auch ich war beschäftigt. Ich lag vor dem Feuer und blies und blies, denn es wollte nicht brennen. Wieder das Brummen von Motoren. Diesmal noch schwerer und dröhnender als sonst. Auf dem Bauch schob ich mich näher an den Zug heran, und in dem Moment, in dem ich wohlbehalten zwischen den Rädern lag und intuitiv zur Fabrik hinübersah, war es schon geschehen. Mit donnernder Gewalt dröhnte ein schwerer Bomber über den Zug hinweg. Ich hatte nur den einen Gedanken, der mir durch den Kopf schoss: »Nicht, nicht! Nicht jetzt! Der Krieg ist doch vorbei!« Da ging das Kampfflugzeug in den Sinkflug, so tief, dass es schien, als würde es am Fabrikschornstein zerschellen. Von dem riesigen grauen Rumpf lösten sich längliche schwarze Monster, die schräg nach unten fielen, mitten in die Fabrikgebäude hinein. Ein Riesenknall, dann schossen aus der Fabrik Flammen in die Höhe. Das Dröhnen des Flugzeugs entfernte sich mehr und mehr. Das alles war in wenigen Sekunden geschehen: das Ankommen, das Überfliegen, der Sinkflug, der Bombeneinschlag, die auflodernden Flammen. Das Feuer wütete heftig, mit roten Flammen, und dicke, graue Staubwolken hingen über dem Gelände. Der hohe Schornstein stand unversehrt in den Rauchwolken. Es wurde »*Einsteigen!*« gerufen, während ich noch wie gelähmt unter dem Zug lag. Der *Zugführer* fand, dass es in Glöwen »*ungemütlich*« wurde, obwohl es eigentlich klar war, dass es im Weiteren ruhig bleiben würde, denn das Ziel war anständig getroffen worden.

Wir fuhren weiter und kamen morgens in Berlin an. Ich weiß nicht mehr, an welchem Tag und an welchem Datum wir durch Berlin gefahren sind. Überhaupt weiß ich nicht mehr sehr viel davon. Die Hauptstadt hat nicht

den größten Eindruck bei mir hinterlassen. Später sah ich deutsche Städte, die so vollkommen zerstört waren, dass ich den Eindruck von den Ruinen niemals vergessen werde.

Als wir in den ersten Berliner Stadtbahnhof einfuhren, war ich gerade mit meiner »Toilette« beschäftigt. Ich stand auf der hinteren Plattform unseres Waggons und war dabei, mich mit dem Staubkamm zu kämmen. Ich kämmt ruhig weiter und zerquetschte mit dem Fingernagel eine Laus auf dem Kamm. Die paar Leute, die auf dem Bahnsteig dieser Bahnhofsruipe standen und warteten, müssen, als sie unseren Zug sahen, wohl gedacht haben: Was ist das für ein merkwürdiges Volk? Da fährt ein Zug, halb Güter-, halb Personenwaggons. Sie sehen Menschen mit ausgehungerten Gesichtern, dunklen Augen, die Haut schmutzig und grau vom Staub. Und auf der Plattform eines Waggons steht ein Mädchen in einem roten Pullover mit einem weißen Handtuch über der Schulter (ich hatte die Zivilisation noch nicht völlig vergessen) und kämmt sich mit einem Staubkamm ihre langen goldbraunen Haare.

Wir fuhren weiter, an Häuserruinen und leeren, mit Schutthaufen verbarrickadierten Straßen, zusammengedrückten Fabriken und großen Gebäuden vorbei. Eine merkwürdige Gleichgültigkeit beschlich mich. Wir fuhren langsam, von Bahnhof zu Bahnhof, insgesamt haben wir anderthalb Stunden dafür gebraucht. Man sah auffallend wenige Menschen. Bei denen, die an den Bahnsteigen warteten, handelte es sich meist um Soldaten und Offiziere sowie vereinzelt Frauen in Uniform, und es fiel mir auf, dass die paar Frauen in Zivil ungewöhnlich gut gekleidet waren. Vor allem die Strümpfe und Schuhe. Die meisten

trugen eine Aktentasche in der Hand. Ich vermutete, dass es ein paar übrig gebliebene Frauen waren, die bei den »*lebenswichtigsten*« Institutionen weiterhin ihre Arbeit verrichten mussten und deshalb nicht evakuiert worden waren.

Ansonsten sah man in den langen, verwüsteten Straßen keinen Menschen. Hier und da einen Mann, der mit seinem großen Helm wie ein Feuerwehrmann aussah und einsam mit einer Schaufel den Schutt beseitigte. Wir fuhren an einem Haus vorbei, das so stark zerstört war, dass man durch die leeren, ausgebrannten Zimmer (auch die Seitenwände waren weggerissen) die ganze Straße mit Schutthaufen und halb verbrannten Bäumen sehen konnte. Wir kamen auch an dem so berühmten Flughafen Tempelhof vorbei. Einst der Stolz Berlins: der großzügig angelegte moderne Flughafen mit seinen großen Hangars. Dass es Tempelhof gewesen sein musste, erkannte ich an einem eingestürzten Gebäude, von dem nur noch die Fassade stand, auf der in riesengroßen goldenen Lettern (sie müssen sehr groß gewesen sein, denn ich sah es aus einer Entfernung von mehr als 500 Metern) TEMPELHOF stand. Landebahnen, die sich kilometerweit über ein ausgedehntes Gelände erstreckten, das in der Frühlingssonne grau, flach und verwaorlost dalag. Eingestürzte Hangars, verformte Eisenmassen, ein schiefhängender Signalturm ... Deutschlands Glorie!

Das alles war, obwohl man beim Anblick der Ruinen dieser stolzen *Reichshauptstadt* des Dritten Reichs zwar ein Gefühl der Genugtuung empfand, sehr enttäuschend. Ich hatte gedacht, dass ich vor Freude jubeln würde, wenn ich Berlin gebrochen, verwüstet, verbrannt und gähnend leer sehen würde. Wie hatten wir uns gefreut, wenn wir

im Lager hörten, dass Berlin nachts wieder von einer enormen Streitmacht aus Flying Fortresses bombardiert worden war. Mit wie viel Genugtuung hörten wir, dass diese Stadt jetzt »*Tag und Nacht mit Bomben belegt*« wurde. Doch die Wirklichkeit war eine andere. Ich konnte mich beim Anblick dieses hoffnungslos zermalmtten Häusermeers nicht von einem Gefühl des Abscheus lösen.

Wie, fragte ich mich, ist es möglich, dass ein Volk dies ausgehalten hat und hat aushalten wollen? Wie kann man einer verbrecherischen Regierung so blind gehorchen, wie kann man seine Hauptstadt derart zerstören lassen, ohne zu versuchen, es zu verhindern? Und die Deutschen waren durch die Städteruinen im Ruhrgebiet, durch Bremen, Hamburg und Hannover gewarnt. Sie sind in ihrem Wahnsinn noch weitergegangen. 14 Tage später haben sie in einer irrsinnigen Verteidigung dessen, was ohnehin nicht mehr zu retten war, diese Stadt weiter kaputtmachen lassen. Sinnlos wurde noch tagelang in den Straßenuinen und zwischen den bereits ausgebrannten Häusern gekämpft, als die Russen kamen. Die Belohnung für diese wissentlich gewählte Zerstörung waren die Flaggen der Angloamerikaner und der Sowjetunion, die über den Ruinen ihrer Hauptstadt wehten.

Ich war froh, als wir aus der stinkenden Trümmermasse heraus waren und durch tiefe, dunkle Wälder fuhren. Zwischen den hohen, schlanken Stämmen standen kleine, niedrige Bauernhäuser mit roten Dächern. Zwischen den Bäumen lagen silberglänzende Seen. Stundenlang fuhren wir durch den Spreewald. Wir sahen Bauernhäuser, große weiße Villen, bunt flatternde Wäsche in den Gärten, eine weiße Ziege, Kinder mit dicken, blonden Zöpfen, die unserem Zug hinterherwinkten. Es schien

unmöglich, dass dieser wunderbare, völlig unversehrte Landstrich die direkte Umgebung des verbrannten und verkohlten Berlins war.

Wir fuhren durch Lübbenau entlang der berühmten *Gurken- und Sauerkraut-Einlegereien*. Wir sehnten uns nach etwas Herzhaftem, nachdem wir monatelang täglich nichts als den eklig-süßen Geschmack von Steckrüben genossen hatten. Der *Zugführer* versprach uns, dass in Lübbenau Fässer mit Sauerkraut und sauren Gurken für uns bereitstünden. Sehnsüchtig sahen wir diesem Bahnhof entgegen. Als wir ankamen: Luftalarm! Der Zug fuhr durch, und wieder hatten wir nichts als die Vorfreude gehabt. Den ganzen Nachmittag über hatten wir alle Arten und Weisen besprochen, wie wir die saure Köstlichkeit zubereiten und essen würden. Wir hatten den sauren, frischen und scharfen Geschmack bereits auf der Zunge. Abends aßen wir ein Stück trockenes Brot mit einer Scheibe roher Steckrübe.

Trotzdem habe ich mal ein bisschen Sauerkraut erobert. Das war in Finsterwalde. Wir standen kurz vor dem Bahnhof. Ich saß wie gewöhnlich auf der hinteren Plattform. Gegen ein Uhr mittags. Paul lag, zu müde und zu erschöpft, um noch zu fragen, wo wir waren, auf dem Boden des stinkenden Waggons. Ich lehnte mit dem Rücken am Waggon und sah tanzende grüne Ringe, blaue Sterne und schwarze, sich windende Schlangen hinter meinen geschlossenen Augenlidern. Ich war so müde, und mir war schwindelig. Seit dem letzten Mittag, als ich ein paar *Pellkartoffeln* gekocht hatte, hatten wir nichts gegessen. Und seit sechs Uhr morgens saß ich auf der Plattform und sah die sich ständig verändernde Landschaft vorüberziehen. Ich fühlte nichts mehr. Dann ein

Schwindelanfall. Die Geräusche kamen aus weiter Ferne. Das Sonnenlicht wurde purpurn. Durch ein Poltern wurde ich aus meiner Benommenheit aufgeschreckt. Ein Mann in schwarzer Uniform mit einem breiten, roten Gürtel, die Kleidung der deutschen Bahnhofsbeamten, stieg auf die Plattform. Er wollte, um keinen Umweg zu machen, auf der anderen Seite der Plattform nach unten. Ich zupfte ihn in einer spontanen Bewegung an seiner Jacke: »*Bitte, ich hab' solchen Hunger. Haben Sie etwas?*« Es war das erste Mal, dass ich einen Deutschen um etwas bat, das erste Mal, dass ich bettelte. Wie oft habe ich es später noch getan?

Er sah mich an. Ein Gesicht mit tiefen Furchen und dunklen, tiefliegenden Augen. Etwas Warmes und Gütiges lag in diesen Augen. Der Mund lächelte unter einem dicken, braunen Hängeschnurrbart. »*Tja, Mädel, wir haben ja selber nichts. Ich glaub's schon, dass ihr Hunger habt. Wo kommt ihr denn her?*« Etwas in meinen Augen muss ihm den Weg gewiesen haben, denn er fragte nicht weiter, sondern sagte: »*Du bist sehr blass und tapfer, Mädel.*« Dann drehte er sich um und ging.

Ich dachte, erschöpft und noch matter: Ach, wieder nichts. Alter, dummer Drecksmaf! Trotzdem hatte er freundliche Augen. Ich döste wieder ein und wurde erneut von einem Poltern geweckt. Er war es. Mit einem kleinen blauen Emailletopf, wie ihn Bahnbeamte für ihre Mittagspause mitnehmen. Er hob den Deckel hoch: »*Hier, für Sie, ich konnte nichts anderes finden. Das hat mir die Olle mitgegeben. Brot haben wir ja selber nicht.*« Ich sprang auf, dankte ihm überschwänglich, und plötzlich war die Plattform voller Menschen. Sie hatten sicher gehört, dass da ein Deutscher war. Ich hielt den Topf fest

umklammert. Von allen Seiten wurde »Hängeschnurrbart« gebeten: »*Geben Sie mir auch etwas! Mir auch! Ich habe noch nichts gegessen.*« Gierige schwarze, magere Hände wurden ausgestreckt. Die Menschen in ihren dreckigen, verlausten Kleidern drängten sich immer näher an den Schaffner heran. Er drehte sich um und sagte: »*Da, das ist doch für alle. Teilt es euch.*«

Da stand ich mit meinem erbettelten Topf. Und wie auf Kommando griffen die Hände nach dem Behälter. Ich leistete heftigen Widerstand, musste es für Paul haben. Es half nichts, ich musste teilen. Ich gab, bis fast alles weg war. Den Rest auf dem Topfboden teilte ich mit Paul. Im Waggon wurde ich mit Fragen bestürmt, wo ich es her hätte. Wir aßen Sauerkraut! Und ich hatte noch einen zusätzlichen Topf. Mein Waschbehälter wurde von nun an nur noch als solcher benutzt und die *Pellkartoffeln* im neuen Topf von »Hängeschnurrbart« gekocht.

In Finsterwalde hatten wir, ein wenig außerhalb des Bahnhofsgeländes, wo man die Stadt sehen konnte, einen Aufenthalt. Wir wussten, dass die Angloamerikaner hier wieder ganz in der Nähe waren. Überall auf der Reise sahen wir Ströme deutscher Flüchtlinge auf den Straßen, die ihre Karren mit den wichtigsten Besitztümern schoben.

Wir sprachen auch einige Male mit ihnen und hörten dann stets, dass die Befreier dicht hinter uns wären. In Finsterwalde rechnete man offenbar binnen weniger Stunden mit ihrer Ankunft. Die Stadt war wie ausgestorben.

Noch gespenstischer als die schwelenden Ruinen muteten die Totenstädte an. Die unbeschädigten Häuser, die mit weit offenen Fenstern gähnend auf die Ankunft des Feindes warteten. Sie waren geöffnet worden, um sie gegen den Luftdruck bei Explosionen und Bomben zu

schützen, die Bevölkerung hatte man evakuiert. Leere, stille Straßen. Nur ein paar Soldaten waren zurückgeblieben, die gleich die Stadt würden verteidigen müssen. Doch auch sie sah man nicht, sie lagen irgendwo versteckt. Die Vorhänge wehten aus den offenen Fenstern. Es war, als würde die Stadt den Atem anhalten. Eine halbe Stunde nachdem unser Zug Finsterwalde verlassen hatte, waren die alliierten Truppen in der Stadt, die ohne Gegenwehr eingenommen wurde. Wir hörten auch, dass der *Unterszugführer*, einer der sehr schlechten Sorte SS-Männer, in Finsterwalde zum Bahnsteig gegangen und nicht mehr zurückgekommen war. Ihm hatte es wohl gereicht. Wäre ich nur mit ihm mitgegangen.

Wir fuhren wieder weiter Richtung Süden.

Besonders weit entfernt konnten wir von Theresienstadt jetzt nicht mehr sein.

Doch wo blieben die Russen? Die Nahrungssituation wurde, je länger sie anhielt, immer drückender. Konnte es noch weniger und noch schlechter werden?

Der *Zugführer* gab zwar sein Bestes, um für die Anlieferung von Brot und Kartoffeln zu sorgen, doch in neun von zehn Fällen misslang es aufgrund von Umständen, für die er nichts konnte. Es wurde nötig, dass wir selbst loszogen, um an Essen zu kommen. Es herrschte noch Krieg. Wir mussten es also bei der noch feindlichen deutschen Bevölkerung versuchen.

Eines Morgens, ungefähr sechs Uhr, ging ich zum ersten Mal los, um Essen zu suchen. Unser Zug stand inmitten von Sandflächen, die ganz dicht mit kleinen Tannensäulen bepflanzt waren. Abends hatte die Zugführung gewarnt, dass man nicht versuchen solle, auf das Gelände zu gehen, da es vermintes Gebiet sei. Das Feld, das man

überqueren musste, um ins Dorf zu gelangen, lag an der *Autobahn* nach Dresden. Ich war gewarnt, doch komischerweise hatte ich das morgens, als ich loszog, völlig vergessen. Ich hatte nur noch einen Gedanken: Wie komme ich an etwas Essbares? Wir hatten nichts, und Paul lag im Sterben. Dieser Gedanke trieb mich aus dem Zug. So früh war es noch kalt und feucht. Ich hatte nur meinen dünnen Overall an (Sterne trugen wir nicht mehr) und ein rot-weiß kariertes Küchenhandtuch als Kopftuch auf dem Kopf. Ich ging auf das Sandfeld, suchte beständig meinen Weg zwischen den niedrigen Bäumchen, stieg manchmal über sie hinweg, ging ein andermal um sie herum. Ich lief und lief, dachte an nichts anderes als Kartoffeln, Brot, Brot, Brot! Ich will es haben, ich muss es haben. Paul darf nicht sterben, und ich will nicht krank werden. Ich lief und lief, stieg über eine Hecke, suchte eine Brücke über einen Bach, sprang schließlich hinüber, stieg die Böschung der *Autobahn* hinauf und blieb dort einen Moment stehen, um auszuruhen. Da stand ich nun, mutterseelenallein mitten im feindlichen Deutschland, morgens gegen sieben Uhr. In meinem beigen Overall mit dem karierten Tuch um den Kopf geschlungen. Ich stand mit den Händen in den Taschen da, schaute mir die Umgebung an und dachte nach. Ich sah: die glänzenden Betonflächen der grauen *Autostraße*, einen grünen Damm und Wälder, Wälder, und ... an einer kleinen Landstraße, die in den Wald führte, standen zwei große, moderne Villen.

Ein Haus. Essen!

Dorthin ging ich. Angst hatte ich keine. Angst? Wovor? Vor Menschen, vor Deutschen? Die hatte ich nie gehabt, nicht bei der Gestapo und somit hier in dieser friedvollen Landschaft ganz gewiss auch nicht.

Der Weg führte zu einem Zaun, der Zugang zu einem herrlichen Garten bot. Dort standen blühende Obstbäume. In Beeten an einem schmalen Kiesweg, der zu einer Pumpe führte, streckten gelbe und weiße Narzissen ihre Blüten zierlich in die Höhe. Da ging ich hin. Kein Mensch war zu sehen. Das Haus war breit und flach gebaut. Überall Glasveranden mit breiten, spiegelnden Fenstern und niedrigen Fensterbänken. Überall Blumen. Eine rot geflieste Türstufe führte zu einer dunkelbraunen Eichentür, an der ein glänzender Klopfer aus Messing hing. Aus einem offenstehenden Fenster im ersten Stock (sicher ein Schlafzimmer, denn ich sah einen glänzenden Waschbeckenspiegel) wehte ein weißer, geblümter Vorhang.

Ich stand ganz still da in dem fremden Garten vor dem Haus der fremden Deutschen. Seit drei Jahren war es das erste Haus, das ich in seinem Frühlingsschmuck sah. Ich trank in tiefen Zügen die Stille, die Ruhe und die Sinnlichkeit, spürte keinen Hunger und keine Müdigkeit mehr. Es gab so viele Blumen.

Unten öffnete sich eine Tür. Eine alte Frau in einem blauen Baumwollkleid mit einer schwarzen Schürze vorgebunden kam mit einem Eimer und einem Aufwischlappen nach draußen. Sie wollte Wasser holen. Da sah sie mich bei der Pumpe unter den weißen Blüten des Birnbaums stehen. Sie schaute mich an, erschrak aber nicht und kam näher. Ich sagte »*Guten Morgen*«, entschuldigte mich dafür, in den fremden Garten eingedrungen zu sein, und versuchte ihr zu erklären, weshalb ich gekommen sei. Ich erkannte gleich, dass diese Frau meine Geschichte mit dem Zug, in dem mehr als 2.000 Menschen aus einem Konzentrationslager mit Typhus, Hunger und in Elend

sitzen, nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Allerdings leuchtete etwas in ihren Augen auf, als ich sagte: »Mein Mann liegt im Sterben.« Sie hörte nur halb zu und sagte plötzlich: »*Ja, was wollen Sie? Sagen Sie's schnell. Ich will Ihnen ja was geben, aber es darf niemand sehen. Die hier sind von der Partei. Hier der Herr ist bei der SS. Er ist Hauptsturmführer!*«

Hätte es schlimmer kommen können? Da war ich bei der SS höchstpersönlich zu Besuch! Ich lächelte in mich hinein und sagte: »*Kartoffeln. Brot. Alles, was Sie haben.*«

Sie kam mit Kartoffeln, die sie schnell in mein rotweißes Handtuch schüttete. Ich knotete es zusammen. »*Hier haben Sie noch 'ne Zwiebel, aber gehen Sie jetzt!*« Sie hatte Angst, Todesangst, vor ihrem *Hauptsturmführer*. Angst, ein paar Tage vor dem Ende. Ich hatte keine Angst. Ich war glücklich. Ich bedankte mich und ging langsam den Weg zum Zaun zurück. Da stand das Haus mit dem hellen Blümchenvorhang, den Narzissen, roten Tulpen und weißen Blütenzweigen. Gleich würde der *Hauptsturmführer* unten in dem großen Raum mit den Glastüren frühstücken. Brot mit Butter, Kaffee, Marmelade. Was kümmerte es mich. Ihm würde es schon noch schlechter ergehen, und ich hatte eine Mahlzeit, vielleicht sogar zwei. Kartoffeln mit Zwiebeln. Paul würde nicht sterben.

Ich stieg wieder den *Autobahndamm* hinauf. Ein graues Auto mit Offizieren sauste vorbei, dann ein großer Laster. Ich kletterte wieder über die Hecke, trank Wasser aus dem Graben. Ich wusch mein Gesicht, das ich in der wärmer werdenden Sonne trocknen ließ, und schüttelte meine Haare im Wind aus. Froh und glücklich trat ich den Rückzug über das Sandfeld an, ich hatte noch eine

Stunde zu gehen. Ich sprang und tanzte über und um die niedrigen grünen Bäumchen und Sträucher herum. Ich schwenkte mein Handtuch voll kleiner, runder Kartoffeln hin und her. Dann plötzlich blieb ich stehen, steif vor Schreck. Es war, als ob mir das Herz bis zum Hals schlüge. Das hier war ein Minenfeld. Die Warnung vom vorigen Abend tanzte mir in feurigen Lettern durch den Kopf. Minen! Minen! Und ich lief und sprang hier herum, als könnte ich nicht jeden Augenblick auf einen Draht treten, der unsichtbar irgendwo im Sand lag. Als könnte ich nicht innerhalb einer Sekunde in Stücke gerissen durch die Luft fliegen. Wie war es möglich, dass ich die Warnung vollkommen vergessen hatte und hier auf dem Hinweg so sorglos herumgelaufen war, obwohl der Tod hinter jedem Bäumchen und unter jedem Zweig lauern konnte? Aber ich musste zurück. Hunderte Meter entfernt, am Ende des Feldes, stand der Zug. Ich sah ihn stehen und erkannte in weiter Ferne Menschen, die dort herumliefen. Ich stand mucksmäuschenstill da und wagte nicht mehr, mich zu bewegen. Wenn ich zurückginge, müsste ich ja auch durch das Feld, und zum Zug konnte ich nicht anders kommen, als es zu überqueren. Ich beschloss, weiterzugehen. Ganz vorsichtig ging ich, Schritt für Schritt, mich dabei ständig vortastend, erst die Zehen, dann die Hacken aufsetzend. Ich erwartete jede Sekunde den Schlag, den Druck, das Ende. Ich kam zehn Meter, zwanzig Meter voran. Der Zug war noch so weit weg. Das Bündel mit den Kartoffeln in meinen Händen war bleischwer. Ich wurde müde, wollte mich auf den Boden setzen und nicht, nie mehr weiter. Da dachte ich an Paul, an seine Besorgnis. Er würde vielleicht an die Warnung denken.

Wieder ging ich ein paar Meter, immer suchend und tastend. Doch plötzlich fing ich an zu laufen, ich rannte, ich flog. Ob ich nun langsam oder schnell auf dem Gelände lief, auf dem jeder Meter Gefahr bedeutete, war schließlich egal. Es war, als ob mir der Teufel im Nacken säße. Ich hatte Seitenstiche, in meinem Kopf dröhnte es. Ich rannte weiter. Weg aus dieser beklemmenden Hölle. Der Zug wurde größer und kam näher. Noch hundert Meter! Ich rannte, ich war da. Für die zwanzig Meter, die das Sandfeld vom Zug trennten, habe ich zehn Minuten gebraucht. Ich konnte nicht mehr.

An diesem Mittag aßen wir Kartoffeln mit Zwiebeln. Wir hatten zwei Tage lang ein paar Mahlzeiten aus gekochten Kartoffeln. Außerdem erhielten wir kurz hinter Senftenberg jeder ein halbes Kommissbrot mit der Warnung, dass wir während der Reise nun nichts mehr bekommen würden. Das Brot wurde in Lastwagen zum Zug gebracht und abgeladen, während uns die feindlichen Flugzeuge wieder überflogen und Ziele beschossen, die so nahe waren, dass alle, die laufen konnten, aus dem Zug rannten und auf dem Bauch liegend im Unterholz Deckung suchten. Die Projektile flogen und plumpsten wieder rund um uns herum nieder und fielen mit dumpfem Aufschlag zu Boden. Das war der letzte Beschuss, den wir mitmachen sollten. Doch obwohl wir wussten, dass der Feind ganz nahe war, hatten wir noch keine Ahnung, wie bald wir schon befreit werden sollten, und sicherlich hätten wir diese Befreiung nicht von der russischen Armee erwartet. Wir hörten ständig, dass es die Angloamerikaner gewesen wären, die die Städte, kurz nachdem wir sie verlassen hatten, eingenommen hätten. Doch wo genau die angloamerikanische

Front verlief und wo die Russen kämpften, wussten wir nicht.

Eines Nachmittags bremste unser Zug irgendwo in einem Wald hinter Doberlug.¹¹² Er war noch nicht ganz zum Stehen gekommen. Ich befand mich wieder auf der hinteren Plattform und lehnte mich hinaus, um zu sehen, was der Grund für diesen Halt mitten im Wald sein konnte. Jemand ergriff meine Hand und sagte: »Komm Renata, komm mit organisieren! Ihr habt doch auch nichts mehr.« Es war Louis Tas,¹¹³ der Sohn unseres Waggonleiters, ein junger Medizinstudent, der für seine Eltern nach Essen suchen wollte. Ich dachte nicht weiter darüber nach, sprang mit ihm vom Trittbrett und wir liefen davon, ohne uns darum zu kümmern, ob der Zug hier länger stehen bleiben würde, und ohne Paul etwas davon zu sagen, dass ich wegginge. Die Zugleitung hatte bereits einige Male gewarnt, dass die deutschen Wachen es nicht länger tolerieren würden, dass die Leute auf eigene Faust auf Nahrungssuche gingen. Die Bewachung war verschärft worden. Sobald der Zug stand, sprangen die Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag aus den Waggonen und bewachten die Wege, die in den Wald führten. Wir liefen am Zug entlang, und wenn man uns fragte, sagten wir, dass wir Wasser für unsere Kranken suchten. Am Ende des Zuges befand sich ein Signalhäuschen. Wir waren die Einzigen, die schon draußen waren, so schnell hatten wir den Zug verlassen. Wir schafften es, in den Wald zu ge-

112 Doberlug: ein Städtchen im Süden Brandenburgs.

113 Louis Tas (1920-2011), niederländischer Psychoanalytiker, der den Holocaust überlebte und ebenfalls ein Tagebuch über seine Gefangenschaft in Bergen-Belsen geführt hatte, das er 1946 unter dem Pseudonym Loden veröffentlichte.

langen, ohne dass die Posten uns sahen. Wir waren »in Sicherheit« und liefen, bis wir an einen Bach kamen. Dem folgten wir, und er führte uns an den Waldrand. Der Wald grenzte an ausgedehnte grüne Weiden und dunkle Äcker. Wir suchten jedoch ein Dorf, Häuser. Menschen, die uns etwas zu essen geben würden.

Es war gegen vier Uhr am Nachmittag. Ein hellblauer Himmel über den Feldern. Wir standen unter den dunklen Bäumen des Waldes zwischen hoch aufgeschossenem, wogendem Gras. Da entdeckten wir weit in der Ferne einen Kirchturm und rote, spitze Dächer. Dort mussten wir hin! Es schien weit weg zu sein, doch für unsere ausgelagten und des Laufens entwöhnten Körper war es noch sehr viel weiter. Aber glücklich aufgrund der plötzlichen Freiheit, der warmen Frühlingssonne, des strahlend frischen Grüns der Weiden und der verlockenden roten Dächer am Horizont gingen wir so schnell wir konnten weiter. Mein Partner war noch ungeduldiger als ich, sein Ziel zu erreichen. Ich bückte mich ab und zu, um eine Blume zu pflücken. Im hohen Gras standen gelbe, satt glänzende Butterblumen, weiße Gänseblümchen und violetter Gundermann. Ich steckte einen kleinen, bunten Strauß in das Knopfloch meines beigen Overalls. Der junge Mann schmunzelte ob so viel Koketterie inmitten unserer elementarsten Nöte. Dennoch glaube ich, dass ich, wenn ich auch noch den Sinn für diese kleinen Dinge verloren hätte, schon früher den Schwierigkeiten und dem Elend erlegen wäre. Ich habe stets versucht, sogar im schlimmsten Elend und in Zeiten des Hungers, einigermaßen hübsch auszusehen, ganz abgesehen von den intensiven Versuchen, nicht zu verkommen. Und ob es in dem dunklen Bett im dritten Stock in der eiskalten,

ungeheizten Baracke in Bergen-Belsen war, wo ich wochenlang mit Typhus im Bett lag, auf der langen, staubigen und dreckigen Zugfahrt durch Deutschland oder später, als ich in meiner Fleckfieberzeit mit hohem Fieber daniederlag und noch mit den Russen darum kämpfen musste, meine Haare behalten zu können – oder noch später auf der freien Rückreise nach dem Aufenthalt im amerikanischen DP-Camp, dem *Displaced Persons Camp*, als ich aus Vorhangstoff einen Badeanzug anfertigte, um schwimmen zu können: Stets habe ich versucht, äußerlich unverändert zu bleiben.

Wir liefen nun quer über die Grasflächen, um schneller im Dorf zu sein, und sahen bei einem Bauernhof eine Frau in knallroter Bluse. Ich zeigte auf sie und sagte: »Dahin gehen wir!« Wir dachten, dass es eine deutsche Bäuerin wäre. Als wir näherkamen und sie ansprachen, stellte sich diese Frau als eine Dame aus unserem Zug heraus, die mit zwei Taschen bewaffnet losgezogen und uns offenbar zuvorgekommen war. Sie hatte sich schon bei dem Bauern und der Bäuerin eingeschmeichelt und offenbar das eine oder andere bekommen, denn die eine Tasche von ihr war fast voll. Eigentlich war sie böse, dass wir unser Glück beim selben Gehöft versuchten, und sagte: »Es gibt doch genug Bauernhöfe, warum musset ihr denn gerade hierherkommen?« Wir waren jedoch viel zu froh, dass wir endlich einen Bauern gefunden hatten. Unter seufzendem Gemecker, dass sie Flüchtlingen in dieser Woche schon so viel gegeben hätten und selbst nichts mehr übrig behalten würden, bekamen wir erst unsere Kopftücher mit Kartoffeln gefüllt. Dann nahm der Bauer uns mit ins Haus, wo jeder von uns einen großen Becher fette Vollmilch bekam. Während er von den *Tief-*

fliegerangriffen erzählte, der Bombardierung Dresdens, der schlechten Zeit und dass es mit dem »Krieg« doch endlich mal »aus« sein müsste, um Platz für den »Sieg« zu machen, die Bäuerin uns verwundert dabei zusah, wie gierig wir ihre Milch tranken, und die Kinder mit ihren dicken, hellblonden Haarschöpfen und runden Wangen (wie gut und gesund diese Leute doch aussahen) uns neugierig und scheu musterten, genossen wir die kühle, sahnige Milch. Wir müssen schon merkwürdig ausgesehen haben, denn plötzlich ging mir auf, dass mein Freund einem verhungerten Landstreicher ähnelte. Er trug seinen schweren dunkelblauen Wintermantel über einer braunen, fleckigen Hose aus Pilotstoff und hatte schwere, verdreckte Schuhe an. Ein sehr feiner, hellblauer Wollschal, jetzt ekelerregend schmutzig, hing ihm um den Hals. Seine Haare waren ihm bis in den Nacken gewachsen, er war unrasiert und seine dunklen Augen blickten begierig und dennoch verlegen aus seinem braunen, harten und mageren Gesicht. Ich selbst muss in meinem mit Schmutzflecken übersäten Overall, den schweren Schuhen und dem dicken, blauen Pullover ebenfalls *a pretty sight* [ein hübscher Anblick] gewesen sein. Aber ich war ja noch immer kokett und hatte um meinen Kopf einen Wollschal mit Schottenmuster geschlungen, der mir gut stand. Wir bekamen noch ein wenig Milch, und dann sagte die Bäuerin: »Kaufen Sie doch Brot hier im Dorf. Vielleicht gibt es der Bäcker ja ohne Lebensmittelmarken.«

Und wir gingen. Zum ersten Mal befanden wir uns in einem deutschen Dorf. Überall Flüchtlinge auf der Straße. Wir mussten in einen Laden, in dem man außer Brot auch allerhand Lebensmittel und Haushaltswaren verkaufte. Ich erschrak von der Ladenklingel, als wir eintraten. Es war

die erste Klingel, die ich seit der Klingel hörte, die durchs Haus geschallt hatte, als wir in Amsterdam vom SD¹¹⁴ abgeholt wurden ... Die Umgebung trug übrigens nicht dazu bei, dass wir uns wohl fühlten. Wir standen unbeholfen, verwundert und misstrauisch in dem kleinen deutschen Laden. Es war dort voll. Immer wieder ging die Klingel, und dann polterte ein neuer Kunde mit einem lauten »Heil Hitler!« in den Laden. Ich stand hinter einem hochgewachsenen Mann in Lederjacke mit einer Art grünem Tirolerhut auf. Er hatte eine Parteinadel am Revers. Mein Partner stieß mich an: »Traust du dich, hier heimlich nach Brot zu fragen?« Geld hatten wir, doch es wurde uns zu heiß unter den Füßen. Wir verließen den Laden, bevor wir ein Wort gesagt hatten. Mit unserem Sack Kartoffeln irrten wir über die Dorfstraße. Plötzlich blieb ich stehen. »Mensch, bist du verrückt? Wir müssen doch Brot für deine Eltern und für Paul haben. Komm mit, zurück in den Laden. Was können sie Schlimmeres tun, als Nein zu sagen?«

Erneut standen wir in dem Laden. Jetzt herrschte dort etwas weniger Betrieb. Ich bat zuerst um ein Pfund Salz und eine Schachtel Streichhölzer, die ich nicht bekam, weil ich keine Stammkundin sei. Die hätte ich dort in Brandenburg, mitten in Deutschland, auch ganz bestimmt nicht werden wollen. Ich hatte jedoch gerade gesehen, dass dem Mann mit dem Parteiabzeichen eine Schachtel Streichhölzer verkauft worden war, und er erzählte, dass er auf der Flucht aus seinem Dorf sei, das von den Amerikanern eingenommen worden wäre. Er war also auch kein fester Kunde. Das gab mir Mut. Ich fragte eiskalt

114 SD: Sicherheitsdienst, Nachrichtendienst der SS.

nach Brot und sagte gleich, dass ich keine Lebensmittelmarken hätte, da wir aus einem Zug kämen, der im Wald stünde und in dem sich 2.000 Menschen aus einem Konzentrationslager befänden. Das Brot bekam ich nicht. Drecksmoffen! Zu dem Zeitpunkt hatte Deutschland auch noch nicht kapituliert. Da noch nicht, aber ein paar Tage später ...

Die Frau sagte: »Nein, das können wir doch nicht machen, Brot einfach so weggeben. Da kann ja jeder kommen.« Sollten denn so oft ausgehungerte, verwilderte Leute wie wir, die jahrelang unter deutschem Terror in Lagern eingesperrt gewesen waren und die jetzt 14 Tage hintereinander in einem stinkenden, beengten und infizierten Zug ohne Essen gesessen hatten, in ihren Laden gekommen sein und um etwas Brot gebeten haben? Ich sagte: »Dann geben Sie mir eben alles, was ohne Marken zu bekommen ist.« Wir verließen den Laden mit allen Arten von Surrogaten, die es im Dritten Reich gab: Pfeffer, Zimt, Soßenpulver, Butteraroma usw. Wir hatten Kümmel, Salz, Zahnpasta, Schnürsenkel, Käse ohne Lebensmittelmarke, Gurken, nun ja, alles außer etwas Anständigen, das unsere Familien essen konnten. Wir bezahlten zwei Reichsmark und zogen weiter. Schließlich bekamen wir in einem anderen Laden, in dem man etwas weniger nationalistisch war, ein bisschen Mehl, Brot und Käse. Dann gingen wir noch zu einem Gehöft, wo wir um etwas zu essen für uns selbst baten. Von einer jungen Frau, die in anderen Umständen war, obwohl ihr Mann schon seit vier Jahren ohne Urlaub an der Front war (außerdem trug sie einen kleinen, dicken, ungefähr zwei Jahre alten Jungen auf dem Arm), bekamen wir einen großen Teller kalt gewordener Kartoffeln mit Zwiebeln.

Es war ein wenig Fett dazwischen und wir schlemmten. Sie gab uns noch ein paar rohe Möhren, Zwiebeln und Lauch mit. Wir waren glücklich!

Auf dem Rückweg zum Zug suchten wir noch einen großen Bauernhof auf (wir waren jetzt mutig), auf dem uns der Sohn, ein Soldat mit nur einem Bein und einem Arm, empfing und uns dicke Butterbrote mit Schweineschmalz gab. Eigentlich hätte ich auch sie mitnehmen sollen, doch ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens ein einziges Mal meinen Hunger zu stillen. Immer wieder brach ich, mit dem Vorsatz, den Rest nun aber wirklich aufzuheben, ein Stück von dem Butterbrot ab, bis es alle war ... Aber wir brauchten das. Der Rückweg, ungefähr sieben Kilometer, war lang und ermüdend. Wir mussten jetzt auch unsere Kartoffeln und die anderen Sachen tragen. Zurück gingen wir nun nicht mehr am Rand des Waldes entlang, sondern mitten hindurch, um schneller zum Zug zu kommen. Sollte er noch dastehen? Würde Paul sehr besorgt sein? Würde er noch leben?

Mühsam gingen wir auf unbefestigten Wegen, mitten durch das Unterholz, durch hohes Gras, über lockeren Sand und auf feucht bemoosten Böden. Der Rückweg erschien endlos. Ich war müde, konnte nicht mehr weiter und schleppte mich vorwärts. Da war es mein Freund, der mir half. Bei den Deutschen, im Laden und bei den Bauern hatte ich das Wort geführt, weil er offenbar plötzlich zu verlegen war, um etwas zu sagen. Jetzt nahm er mir wortlos meine schweren Kartoffeln ab, reichte mir den Arm und munterte mich auf, indem er mir das freudige Gesicht Pauls und seiner Eltern beim Anblick unserer Beute ausmalte. Um halb zehn kamen wir zurück. Fast sechs Stunden am Stück waren wir gelaufen.

Doch es zeigte sich, dass es die Mühe wert gewesen war. Paul lebte wieder für eine Weile auf.

Unser Zug stand zu dem Zeitpunkt auf der Strecke von Finsterwalde nach Falkenberg an der Elbe. Die Brücke bei Falkenberg war kaputt, so dass wir nicht über die Elbe fahren konnten. Um weiter nach Süden zu kommen, mussten wir diesen Fluss jedoch überqueren. Wir blieben zwei Tage und zwei Nächte auf der Strecke stehen. Es gab eine Pumpe in der Nähe und viel trockenes Holz, wir konnten leicht Feuer machen. Eines Abends, am 22. April, fuhr der Zug ein paar Kilometer zurück, warum, wussten wir nicht. Nachmittags hatte große Aufregung im Zug geherrscht wegen der Nachricht, dass alles, was *marschfähig* sei (was bedeutete, dass man ungefähr fünfzig Kilometer laufen konnte), und hier vor allem alleinstehende junge Männer, sich bereithalten müsse.

Unserer Zugleitung gelang es jedoch, den *Zugführer* (der kein unfähiger Mensch, aber sehr korrupt war) davon zu überzeugen, dass praktisch keiner von uns in der Lage wäre zu laufen, und diejenigen, die es vielleicht noch könnten, sicher einen oder mehrere schwerkranke Familienangehörige im Zug hätten, die sie nicht zurücklassen könnten. Und wir blieben im Zug. Es war bestimmt etwas Besonderes im Gange, denn ich sah eine kleine Schar deutscher Offiziere vorbeikommen. Es waren »hohe Tiere«, und sie gingen mit einem Fahrrad an der Hand, auf dem hinten Koffer und Aktentaschen festgebunden waren, durch den Wald. Unter ihnen befanden sich ein Oberst und ein Major. Mit blassen, verbissenen Gesichtern gingen sie, ohne sich zu unserem Zug umzudrehen, vorbei.

Da wurde mir klar, dass der »Feind« ganz in der Nähe sein musste. Aber waren es die Russen oder die

Amerikaner? Nachts hörten wir es fortwährend in der Nähe schießen. Als ich schlief, hörte ich in meinem Traum weiterhin das ratternde Geräusch. Um halb sechs am Morgen war ich schon draußen, um zu organisieren. Wir hatten nichts mehr. Ich kam noch kurz zurück, um etwas zu holen, und hörte im Waggon aufgeregtes Reden und auch Jubeln. Eine Dame erzählte, dass Russen am Zug wären und die deutschen Wachen in der Nacht gefangengenommen worden seien.

Ich konnte es nicht glauben. Wir waren zu oft von den schönen J.P.A.-Meldungen enttäuscht worden. Dann ging ich selbst nachschauen und lief zur Straße, die sich dicht neben dem Zug befand. Und ich war noch keine hundert Meter gegangen, als ich einen Soldaten sah. Ich erschrak. Es war also wieder einmal alles Geschwätz gewesen und zum soundsovielten Mal ein aus der Luft gegriffenes Gerücht, das die Dame im Zug erzählt hatte. Ich ging weiter und sah eine grüne Uniform, einen langen Mantel, ein Gewehr, nein, nichts Besonderes, und dann ... sah ich den roten Stern an der Mütze! Es stimmte!

Ich rannte auf ihn zu, schlang meine Arme um ihn und riss ihm vor Freude fast die Hand ab. Ein Russe, ein Freund, der Befreier aus unserem Elend! Wir hatten so viel zu sagen und konnten uns nicht verständlich machen. Ich lachte, er lachte, ich zeigte auf mein Herz und seufzte, um meine Erleichterung und Freude zu demonstrieren. Er lachte erneut, ich lachte ebenfalls, wir verstanden uns. Dann wollte ich so viel fragen, so viele Dinge wissen, und da verstanden wir einander nicht mehr. Er lachte noch immer, und ich verlor den Mut. Zum Schluss zeigte ich auf meinen Mund und versuchte ihm zu erklären, dass wir Hunger hätten. Er lachte wieder und sagte »*Njemetz*«,

was so viel wie »Moffen« bedeutete. Er zeigte zum Dorf hinüber und bedeutete mir, dass ich dorthin gehen solle. Es lag am Ende der Straße. Ich ging, obwohl ich nichts anderes bei mir hatte als wiederum den blauen Schal und eine kleine Tasche. Mittags um zwölf Uhr war ich zurück.

In dem Dorf, Tröbitz, landete ich in einem Chaos. Jetzt musste ich es wohl glauben. Überall Russen, russische Wagen, Lkws und eine Panzerkolonne, die dröhnend durch die schmale Dorfstraße rollte. Deutsche sah man nicht. Doch das Dorf war nicht evakuiert worden, die Moffen mussten also in ihren Häusern sitzen. Sie hatten sich tatsächlich in den Kellern versteckt. Die Russen waren nachts gegen zwei Uhr gekommen, und der Bürgermeister war so vernünftig gewesen, sein Dorf nicht kaputtschießen zu lassen. Die Übergabe war ruhig verlaufen. Aber die Deutschen blieben ängstlich. Ich hatte furchtbaren Hunger, und plötzlich wurde mir bewusst, dass wir FREI waren, dass wir jetzt in die Häuser der Deutschen gehen und dafür sorgen konnten, Nahrung für uns und die Kranken im Zug zu bekommen. Ich kam in ein Haus, in dem die Familie (Mutter mit vier Kindern, eine Großmutter, Tanten und Nichten, alle aus dem Ruhrgebiet evakuiert) in der Küche saß. Ängstlich und verzweifelt hatten sich alle in die winzige Küche verkrochen. Es war dort warm, und auf dem Tisch stand dampfend heißer Kaffee. Ich zitterte. Bat um Kaffee und um Brot. Ich bekam heißen schwarzen Kaffee und dicke Butterbrote mit Speck. Niemand sagte etwas. Den Speck erhielt ich nicht sofort. Als ich mich setzte und um Brot bat, begann die Mutter gleich zu jammern und zu klagen: *»Wir haben ja selber nichts. Die Sowjets haben heute*

Nacht alles weggenommen.« Ich spürte, dass sie log. Denn die Russen, eine Armee, hatten ihr Brot nun wirklich nicht nötig. Ich fühlte mich merkwürdig ruhig und sagte schroff: »*Geben Sie mir Brot mit viel Butter, aber warten Sie nicht zu lange damit.*« Binnen einer Minute stand es auf dem Tisch. Ich aß, bis ich satt war. Sonst hatte ich noch kein Wort gesagt. Durch das Küchenfenster sah man den Dorfplatz mit der Pumpe und im Hintergrund den Kirchturm. Die Mutter jammerte in einer Tour: »*Siehst du, jetzt kommen sie, jetzt werden sie die Kirche anzünden, und wir werden alle verbrennen. Kinder, kommt, kommt in den Keller. Sie kommen!*«

Das war die erste Kostprobe der Auswirkungen der lügenerischen Goebbels-Propaganda, mit der ich nach der Befreiung Bekanntschaft machen sollte. »Die Russen stecken alle Kirchen in Brand. Sie ermorden Frauen und Kinder.« Die Maffen in Tröbitz glaubten das bereitwillig.

Ich hatte genug gegessen, und mir war warm geworden. Meine Füße in den schweren Schuhen kribbelten. Ich fragte, wie sich der Einmarsch der Russen abgespielt hatte, was sie davon gesehen und gehört hatten. Ich erzählte von dem Zug. Die Leute waren abgestumpft, allzu vertieft in ihre wahnsinnige Angst vor den Russen, um unser Elend auch nur ansatzweise zu begreifen. Das fand ich auch nicht wichtig. Mich interessierte nur, wo ich so viel Essen wie möglich für Paul holen konnte und wie ich es dann mitnehmen sollte.

Ich ging auf die Straße und sah eine Bäckerei sowie ein Lebensmittelgeschäft. Die Scheiben waren eingeschlagen, und der Laden war voll plündernder und raubender ausgehungertter Leute aus unserem Zug. Hinter dem Laden im Lager des Lebensmittelhändlers waren sie dabei, Ballen

mit Zucker, Mehl und Reis aufzuschneiden. Alles lag auf dem Boden verstreut. Die Leute kratzten Zucker und Mehl, alles durcheinander, vom Boden auf. Ich hatte zwei leere Marmeladeneimer organisiert und füllte einen davon rasch mit Zucker und den anderen mit Reis. Einen Sack mit Gieß klemmte ich mir unter den Arm. Die Taschen meines Overalls hatte ich mit Streichhölzern, Puddingpulver und allen möglichen Ersatzstoffen vollgestopft. Doch ich musste sehen, wie ich an Brot kommen konnte. Ich ging mit meinen kostbaren Eimern auf die Straße und sah, dass man auch in der Bäckerei die Scheiben eingeschlagen hatte. Brot gab es dort nicht mehr. Der Laden war vollkommen leergeplündert. Es standen nur noch ein paar Säcke mit Mehl da. Ich stellte meine Eimer kurz an der Tür ab, um einen Sack mit Mehl zu füllen. Als ich mich umdrehte, war der Eimer (zehn Liter) mit Zucker weg. Ich war entsetzt und weinte vor Wut. Das passierte natürlich auch, wenn man alles allein machen musste: organisieren, seinen Kram zusammenhalten, aufpassen, dass einem niemand etwas von der kostbaren Beute wegnahm – ich hatte keine Kraft mehr. Mit meinem Eimer Reis und einem Sack Mehl schleppte ich mich weiter. Es war ausgeschlossen, dass ich, wenn ich noch mehr organisieren würde, alles zum Zug würde schleppen können.

Ich ging zu einem Bauernhof, wo man dabei war, die Kellerräume zu leeren. Dort standen, zum Greifen nah, Weckgläser mit Gemüse, Fleisch und Geflügel. Und ich griff zu ... An einer Steinmauer schlug ich ein Glas Erbsen und Möhren kaputt, und zusammen mit ein paar anderen aß ich, einfach so mit den Händen, das ungesalzene, fade schmeckende Einmachgemüse. Ich stellte ein paar

Gläser mit Fleisch, Schmalz und Gemüse beiseite und bekam von jemandem zwei lebende Kaninchen und einen Sack Kartoffeln. Er selbst hatte fünf und konnte sie nicht mehr tragen. Ich hatte zwei große Gläser mit eingelegten sauren Gurken, von denen wir schon mal eines leer aßen. Wir aßen und aßen. Aber wie sollte ich das alles den fünf Kilometer langen Weg mitschleppen? Da sah ich ein Fahrrad stehen, und ohne eine Sekunde nachzudenken, nahm ich es und begann, mein Zeug draufzuladen. Zwischenzeitlich hatte ich noch dicke Butterbrote mit Speck, eingelegtes kaltes Fleisch, saure Gurken, in Saft eingelegte Himbeeren, Johannisbeeren in Branntwein und einge-machten Tomatensalat gegessen. Ich fühlte mich schwindelig und wollte zurück zum Zug. Mir war so schlecht ...

Langsam schob ich mein schwer beladenes Fahrrad zur Straße. An der Pforte zum Bauernhof traf ich auf eine Dame aus dem Zug, die einen halbleeren Bollerwagen hinter sich herzog. Ich fragte sie, ob sie damit einverstanden sei, wenn ich meinen springenden Kaninchensack in ihren Handwagen legen und wir zusammen zum Zug zurückgehen würden. Sie wollte, sobald wir den Wagen beim Zug entladen hätten, wieder zurück ins Dorf, um noch Eier und Butter zu organisieren. Ihre Tochter hatte Lungenentzündung, ihr Mann war im Zug gestorben. Die Kaninchen habe ich unterwegs freilassen müssen. Sie waren zu lästig geworden, und ich hatte mir keinen Rat mit ihnen gewusst. Ich war zu Tode erschöpft und mir war schlecht, doch ich wollte auch noch mal ins Dorf zurück. Wir waren dumm, denn als wir beim Zug ankamen, blieben wir nicht auf der Straße, bis wir unseren Waggon erreicht hatten, sondern zogen den schweren Bollerwagen – und ich an meiner rechten Hand das Fahrrad

mitziehend – über die Schienen. Und bei jedem Block, jedem Meter, mussten wir den Wagen anheben, um ihn über die Bahnschwelle zu ziehen. Wir dachten, dass wir dann schneller zurück wären. Doch Pauls Gesicht, als er das Fleisch sah, als er Butterbrote mit Wurst, mit Apfelsirup, Zucker und Marmelade bekam, war all die Mühe und die Anstrengung wert.

Ich hatte mich morgens in der Früh, als ich weggegangen war, um »Russen zu suchen«, noch nicht gewaschen. Rasch zog ich mich aus und wusch mich mit einem einzigen Liter Wasser. Um zwölf Uhr gingen wir mit dem leeren Handwagen wieder ins Dorf zurück. Das kostbare Fahrrad hatte ich auf der Plattform unseres Waggons festgebunden. Als ich nachmittags zurückkam, war es in der Zwischenzeit organisiert worden. (Später habe ich noch einmal ein Fahrrad organisiert, das dann wiederum von jemandem organisiert wurde.)

Jetzt gingen wir in Tröbitz nicht mehr in die Häuser der Deutschen, sondern blieben auf der Hauptstraße. Die Dame blieb beim Bollernwagen stehen, und ich ging immer, wenn eine russische Kolonne aus Lastwagen oder mit Pferd und Wagen vorbeizog, hinter dieser her und bat um *gleb* (Brot), Zigaretten und Konserven. Ich bekam: ein großes, rundes Soldatenbrot, Zigaretten und eine Dose Schweinefleisch. Ich kletterte über die dicken Reifen der Laster auf die Lkws und lächelte die Soldaten mit ihren roten Gesichtern und kahlen Schädeln an. Sie riefen mir allerhand Unverständliches zu, über das sie sehr lachten, und ich lächelte sie an, bis mir mein Mund wehtat. Meine Beute brachte ich zum Handwagen, den die Dame treu bewachte, während ich zum »Lächeln« unterwegs war. Ein niedriges, grünes Fahrzeug mit Offizieren

kam vorbei. Hinten saß eine Dame zwischen den Herren. Sie mussten in der belebten Straße Schrittempo fahren. Ich ging zum Auto, lächelte die Offiziere an und fragte: »*Gleb?*« Danach sprach ich Französisch.

Der Offizier am Lenkrad verstand mich, er lächelte zurück, bremste und hielt. Er gab mir Zigaretten und fragte, was ich haben wolle. Ich sagte: »Ein bisschen Brot.« Er drehte sich um und sprach Russisch mit der Dame. Sie holte hinter dem Sitz etwas hervor. Es war: eine ganze Seite geräucherter Speck! »*S'il vous plaît, madame. C'est mieux que le pain, n'est-ce pas, das ist besser als Brot, nicht wahr?*« Ich wusste vor Dankbarkeit nicht, was ich antworten sollte, und rannte mit dem herrlichen Geschenk zurück zum Handwagen. Immer wieder donnerten die Lastwagen vorbei. Ich lächelte, lachte, bat, lächelte und bekam Brot und immer wieder Zigaretten, ich lachte und rauchte. Ich wurde so müde.

Bei einem deutschen Haus, vor dem viele Soldaten waren, setzten wir uns hin. Jetzt sollte ich auf den Wagen aufpassen und sie im Haus noch etwas Eingemachtes organisieren. Ich sprach mit russischen Soldaten und bat einen von ihnen um Fleischkonserven. Er sagte: »Komm mit hier in den Keller, da habe ich noch etwas anderes!« Die Dame kam zurück, um auf den Bollerwagen aufzupassen, und ich stieg hinter dem Soldaten (er kam aus Tiflis) die Kellertreppe hinunter. Es war dort dunkel, und es roch nach Speck, Leder und Wein. Ich war todmüde und fühlte mich schwindelig. Der geräumige, gespenstisch graue Keller lag in einem grünlichen Licht. Er sagte: »*Komm her!*« Aus einem Soldatenstiefel, der an der Wand hing, holte er eine Flasche. Grau verstaubt mit rundem, dunkelgrünem Bauch. »*Hier, trinken, ja?*«

Es war Champagner! Wir haben abwechselnd aus der Flasche getrunken. Innerhalb von zehn Minuten war sie leer. Es kribbelte in meinen Knien, in meinem Kopf drehte es sich. Mir wurde warm, und ich hätte mich in dem dunklen Keller so gern auf den Boden gelegt, um zu schlafen, schlafen ... Bevor der freundliche Kaukasus-Soldat jedoch ebenfalls dieses Verlangen in sich würde aufkommen spüren, war ich plötzlich die Treppe hinaufgerannt und draußen beim Bollerwagen. Mein russischer Weinfreund hatte die Befreiung und unsere Begegnung für meinen Geschmack mit etwas zu viel Herzlichkeit feiern wollen.

Oben hatte sich die Dame kurz vom Handwagen entfernt, und da, in der Sekunde, hatte man die Gelegenheit genutzt, um die Speckseite vom Wagen zu organisieren. Ich war traurig. Der Champagner begann zu wirken. Langsam zogen wir unseren schwer beladenen Handwagen hinter uns her. Wie ich die fünf Kilometer mit dem Bollerwagen zurückgelegt habe, weiß ich nicht mehr. Ich war völlig geschafft und sehnte mich nur nach einem Bad.

Außerhalb von Tröbitz standen große Fabriken an einem kleinen See. Es war eklig-dunkles Fabrikwasser, aber dennoch, es war Wasser. An dem Tag war es kalt, aber ich wollte ein Bad. Ich nahm Handtuch und Kamm mit und ging die paar hundert Meter über die Sandfläche zum See. Meine Füße saugten sich in dem schwarzen, matschigen Boden fest, so dass ich bis zu den Knöcheln in dem braunen Schlamm einsank. Auf einem Stein legte ich meine Kleidung ab, stand dann zitternd im schwarzen Wasser, das eiskalt war. Es wehte ein kalter Wind, und plötzlich fing es auch an zu regnen. Als ich mich

angezogen hatte, war ich so müde, dass ich hinfiel. Ganz langsam ging ich zurück zum Zug. Dort hörte ich, dass es einen Befehl der Russen gegeben hätte, wonach jeder, der konnte, ins Dorf gehen sollte, um dort eine Unterkunft zu suchen. Der Zug sollte geräumt und Kranke in ein ein paar Kilometer entferntes »Krankenhaus« gebracht werden.

Bei diesem Krankenhaus handelte es sich um ein Lager, in dem ukrainische Frauen gelebt hatten, die in den Fabriken und dem Bergwerk von Tröbitz hatten arbeiten müssen. Nach der Befreiung waren sie gegangen, und das Lager sollte nun als Krankenhaus eingerichtet werden. Ich war zu müde, um noch einmal, also zum dritten Mal, ins Dorf zu gehen und eine Unterkunft zu suchen. Mein Fahrrad war weg, laufen konnte ich nicht mehr und Paul war nicht *transportfähig*. Wie hätte ich all die mühsam eroberten Lebensmittel wieder mitschleppen können?

Nachts bekam ich Fieber. Von all der ungewohnten Nahrung, dem Champagner und der Übermüdung hatte ich eine Magen-Darm-Grippe bekommen. Am nächsten Tag, nach einer Nacht, in der ich ständig aufstehen und mich übergeben oder Paul helfen musste, dem das gute Essen ebenfalls Probleme bereitete, lag ich am nächsten Tag gebrochen, mit hohem Fieber, auf dem Boden und schlief meinen Rausch aus ...

Im Zug herrschte ein hoffnungsloses Durcheinander. Jeder, der noch ein wenig laufen konnte, suchte im Dorf in den Häusern der Deutschen ein Unterkommen und schleppte seine kranken Angehörigen und Vorräte dorthin. Ich war zu müde und zu leer von dem Organismustag, um etwas machen zu können. Ich wollte auch nicht ins Dorf. Ich wollte nicht in einem deutschen Haus mit

Deutschen zusammenwohnen und von ihrem Hass abhängig sein, den sie zwar jetzt unterdrücken mussten, aber den ich dennoch stets spüren würde. Ich wollte unabhängig sein.

Ich wollte mit Paul ins Krankenhaus, denn so wenig ich mir auch von der Versorgung und Ausstattung dort versprach, glaubte ich doch, dass wir zumindest eine warme Mahlzeit bekommen würden, die ich somit nicht zusammenorganisieren müsste. Ich hatte Angst, selbst krank zu werden, und dann würde Paul nach der Befreiung doch noch sterben. Vorläufig war ich zu schlapp und zu erschöpft von dem Befreiungstag, um Pläne zu machen. Aber ich hatte kein Fieber mehr und stand deshalb wieder auf. Der Zug leerte sich immer mehr.

Paul lag nun auf der hölzernen Sitzbank auf einer Matratze, die mit gelbem Segeltuch bespannt war. Die hatte ich am Befreiungstag in Tröbitz aus dem ersten Stock eines brennenden Hauses geholt. Man hatte das Haus angezündet, während wir im Keller nach Essen suchten. Es war das Haus eines hohen Parteifunktionärs. Diese Matratze hat Pauls Leiden enorm gelindert. Er lag jetzt etwas bequemer und vor allem weicher und konnte sich erstmals in 15 Tagen einmal ganz ausstrecken. Er bekam herrliche Dinge zu essen, die er allerdings noch schlecht vertrug. Ich gab ihm das Essen auch in ganz kleinen und vorsichtigen Dosen, denn oft starben die Menschen noch an den Folgen des Plötzlich-wieder-alles-durcheinander-Essens.

Manchmal musste ich zehnmal in der Nacht vom Boden aufstehen (ich lag unter seiner Bank), um seinen Nachttopf zu leeren. Dann kroch ich den Abhang zum Bach hinunter und tauchte den Nachttopf ins Wasser, um

ihn auszuspülen. Es muss ein romantischer Anblick gewesen sein, wie ich dort in der wunderbar hellen Frühlingnacht an dem mit Mondlicht übergossenen, silbrig dahinfließenden Bach stand und den Emaille-Nachttopf ausspülte. Wir hatten ihn von einem Freund geschenkt bekommen. Er hatte diese echte Krankenhaus-Bettpfanne in einer Wohnung in Tröbitz organisiert und sie Paul mitgebracht. Es war ein wunderbares Geschenk.

Nur die, die Angehörige hatten, die für sie sorgten, hatten eine Möglichkeit, ins Dorf gebracht zu werden und dort in einer Wohnung eine Unterkunft zu bekommen. Doch wie viele waren vollkommen allein und unbetreut? Kinder, deren Eltern während der Reise oder schon im Lager gestorben waren, Frauen, deren Männer tot waren, oder die, denen auch ihre Angehörigen nicht helfen konnten, weil alle zu schwach waren!

Auch hier sah man wieder, wie Hunger und Elend demoralisierten. Jeder sorgte ausschließlich für seinen eigenen kleinen Kreis und manchmal nur für sich selbst. Die sogenannte Zuggleitung schaffte es nicht, dafür zu sorgen, dass auch die Schwachen und die Allerkranksten etwas von den Lebensmitteln abbekamen, die die Stärkeren organisiert hatten. Denn von den Russen kam in den Tagen, an denen der Zug bei Tröbitz stand, nichts. Allerdings gaben sie die Erlaubnis, die Häuser der Deutschen zu plündern.

Am 23. April, einem Montag, sind wir befreit worden, und bis Freitagabend dauerte das Leeren des Zuges an. Nur Einzelne waren bereit und auch in der Lage, die Kranken zu tragen und in das zwei Kilometer entfernt gelegene Krankenhaus zu bringen. Alle waren mit ihren eigenen »Wohnungen« und Vorräten beschäftigt. Nie-

mand kümmerte sich um die Fleckfieberkranken, die ungewaschen und unversorgt ohne Essen und Trinken in den Waggons lagen und noch nach der Befreiung starben. Kinder verkamen in ihrem eigenen Dreck.

Wer sollte Wasser zum Waschen holen, wer ihre Kleidung entlausen, ihre Haare kämmen? Ich finde, dass die Russen, die Befreier, hier stark versagt haben, denn es war eigentlich sehr begreiflich, dass diejenigen, die jetzt aus dem Todeszug gerettet worden waren, zur Ruhe zu kommen versuchten.

Paul und ich blieben bis zum Freitag im Zug, in dem ansonsten nur noch andere Schwerkranke lagen. Eine große Anzahl deutscher Frauen jeglichen Alters wurde zum Zug geschickt, um beim Entladen und dem Transport der Kranken zu helfen. Ich war stumm vor Staunen, wie ungemein hart diese Frauen arbeiten konnten. Denn von morgens in der Früh bis spät am Abend schleppten sie das Gepäck und die Kranken über die zwei Kilometer lange, warme und staubige Landstraße zum Krankenhaus. Da nicht ausreichend Wagen und Pferde zur Verfügung standen, mussten sie die Kranken, in eine Lagerdecke gebunden, Stück für Stück wegtragen. Zwei Frauen trugen jeweils einen Kranken. Es war keine Krankenschwester und kein Arzt vor Ort. Viele starben unterwegs.

Das »Krankenhaus« war unbeschreiblich schmutzig und verwahrlost. Die Kranken lagen auf dem Boden des Innenhofs, und es ließ sich nicht sagen, ob und wann sie eine Pritsche oder ein Bett bekommen würden. Die Leitung behauptete zwar, dass es ein großartiges Krankenhaus werden würde, doch dabei blieb es. In den anderthalb Wochen, die zwischen der Befreiung und dem Transport der Kranken in andere »Krankenhäuser«

vergingen, sind noch gut 200 Menschen gestorben. Das bringt die Gesamtzahl an Menschen, die die Zugfahrt nicht überlebt haben, auf ungefähr 550.

Die Nahrungsmittelversorgung erwies sich als das größte Problem. Die Russen wussten sich offenbar auch keinen Rat mit diesem »Todeszug«. Denn erst nach drei Tagen war die Arbeit der Küche so weit geregelt, dass die Patienten einmal am Tag Suppe bekamen.

Paul und ich kamen am 27. April ins Krankenhaus. Er war von deutschen Frauen aus dem Zug getragen, auf einen Wagen gelegt und dorthin gefahren worden. Es gelang mir, einen Platz in einem richtigen Zimmer zu finden, wo wir mit nur sieben Personen bleiben konnten.

Paul wurde von zwei deutschen Männern nach oben getragen, in ein eigenes, verhältnismäßig sauberes Bett mit einer weichen Strohmattatze gelegt, und ich nahm meine Arbeit auf.

Als ich Paul ein bisschen versorgt hatte, versuchte ich, anderen ein wenig zu helfen. Es gab keine Leitung und keine Versorgung. Ich wurde Barackenleiterin, Oberschwester, Sekretärin und »*dame de réception*«, Empfangsdame (bei den wenigen Malen, als Besuch von russischer Seite kam). Ich wurde Organisatorin in großem Stil, das heißt, ich organisierte Lebensmittel jetzt nicht mehr nur für Paul und mich.

Die Arbeit wuchs mir manchmal über den Kopf. Es gab Kranke mit Lungenentzündung, Fleckfieber, Gangrän, Erschöpfung, Typhus, Infektionswunden und Tbc. Hin und wieder gab es ein paar Medikamente. Manchmal ging ich mit dem Arzt mit, versuchte eine Wunde zu verbinden, ein Kind aus seinem Dreck zu bekommen oder einem Fleckfieberkranken, der wahnsinnige Kopf-

schmerzen hatte, Pyramidon zu geben. Ich fand ein Kind, das unter einem Bett in seinem eigenen Dreck lag und buchstäblich unter Staub begraben war. Als ich die Frauen (es waren ältere Damen), die im selben Zimmer lagen, fragte, wie das Kind unter das Bett gekommen sei, antworteten sie: »Da liegt es schon drei Tage. Es ist aus dem Bett gefallen, und wir können nicht aufstehen. Sind zu schwach. Und jetzt brüllt es in einer Tour ...«

Ich versuchte, das Kind zu versorgen. Die Eltern waren gestorben. Es war ein ungefähr zwei Jahre altes Mädchen. Ich wusch ihm den Läusereck vom Kopf und vom Gesicht und versuchte dafür zu sorgen, dass es sauber blieb. Das Kind aß und aß. Und erholte sich. Später kam es in einem Transport in ein sehr gutes Lazarett und kam gesund zurück nach Holland. Ich trug es, eingepackt in seinem karierten Schlafsack (den ich aus Vorhangstoff gemacht hatte), zum Rot-Kreuz-Auto. Das war Reina ...

Doch auch in unserem Zimmer gab es unendlich viel Arbeit. Ich kümmerte mich um Paul. Wusch ihn jeden Tag mit warmem Wasser, für das ich morgens in aller Frühe, wenn es noch dunkel war, Holz organisierte, um den Ofen anzumachen. Wir hatten beide keine einzige Laus mehr ... Ich kochte Kartoffeln, zog manchmal auf einem geliehenen oder organisierten Fahrrad los, um bei den Deutschen in der Gegend um Lebensmittel zu betteln, denn das Krankenhaus-Essen war nicht ausreichend. Paul musste so viel zusätzlich essen.

Eines Nachts, wir schliefen in zwei Betten nebeneinander, hörte ich, wie er sich im Bett herumdrehte. Ich erschrak und fragte, was los sei. Er lachte und sagte: »Ich kann mich wieder bewegen. Schau mal, ich kann meinen Arm heben, ich kann meinen Kopf aufrichten,

meine Beine drehen. Nein, sitzen noch nicht.« Er lag da, bewegte sich wie ein Baby und freute sich über die wiederkehrende Kraft.

Dann bekam er erneut tagelang Durchfall und wurde wieder schwächer. Doch die Nahrung, die er langsam, aber regelmäßig bekam, überwand die Schwäche. Nach drei Wochen konnte er stehen, nach anderthalb Monaten laufen. Nach zwei Monaten selbst zur Toilette gehen.

In unserem Zimmer lagen außerdem: ein ungarischer Arzt, der Chefarzt einer Station in Auschwitz gewesen war. Seine Frau und seine kleine Tochter waren vergast worden. Man hatte ihn nach Bergen-Belsen ins *Häftlingslager* transportiert. Dort hatte er sich, verkleidet als Zivilist, in unseren Zugtransport eingeschmuggelt und war nun hier.¹¹⁵ Er lag tagelang bewusstlos im Fleckfieber. Er wurde gesund.

Ein junges Ehepaar, der Mann war Engländer. Er hatte Fleckfieber, sie versorgte ihn. Bekam später ebenfalls »Fleck«. War todkrank. Beide wurden gesund und kehrten nach Holland zurück.

Eine junge Französin, deren Mann sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befand. Als Jüdin war sie, als *Verгүйnstigung*, nach Bergen-Belsen geschickt worden. Jetzt hatte sie Fleckfieber. Sie delirierte über ihre in Paris zurückgebliebenen Kinder. Drei Jungen von fünf, sieben und zehn Jahren ... Sie wurde gesund und ging mit einem französischen Rot-Kreuz-Transport nach Hause.

Ein junges deutsches Mädchen, dessen Eltern vergast worden waren. Ihr Verlobter in Südamerika, ihr Bruder

115 Tatsächlich gelang es einigen wenigen Häftlingen aus dem Männer- und Frauenlager des KZ Bergen-Belsen, von der SS unbemerkt in den Zug zu gelangen.

in Nordamerika. Sie bekam Fleckfieber und konnte aufgrund der Ödeme an ihren Beinen nicht mehr laufen. Sie wurde gesund und kam zurück nach Holland. Geht jetzt nach Südamerika.

Mit diesen Leuten sind wir auch auf Transport gegangen, als das Krankenhaus geräumt wurde und wir mit Rot-Kreuz-Fahrzeugen in russische Lazarette gebracht wurden. Ich ging am letzten Tag der Transporte, obwohl wir schon früher in ein amerikanisches Lager hätten gehen können, weil wir südamerikanische Pässe hatten. Doch der Arzt konnte mich nicht entbehren.

Wir landeten in einem polnischen Lazarett in der Gegend von Dresden. Hier machte ich dieselbe Arbeit wie in Tröbitz. Ich wusch, pflegte und trug Fleckfieberpatienten. Ich war Oberschwester, verhandelte mit den Polen und Russen über Medikamente, Lebensmittel und Transporte. Regelte die *Back-home*-Transporte der Holländer, Jugoslawen, Ungarn, Franzosen und Polen.

Dann bekam ich Fleckfieber. Ich wollte nicht wahrhaben, dass ich »Fleck« hätte, sagte, es wäre Fieber aufgrund einer Nasennebenhöhlenentzündung und weil ich erkältet sei. Der polnische Arzt glaubte, dass ich Angst vor der Diagnose hätte, weil ich so viele an dieser Krankheit hatte sterben sehen, und sagte: »Ja, das haben Sie, in drei Wochen sind Sie wieder gesund.« Ich wollte kein »Fleck« haben, weil die Russen befohlen hatten, alle Typhuspatienten kahl zu scheren. Ich kämpfte um meine Haare. Zum Schluss hatte ich »Fleck« und behielt meine Haare. Der Kommandant belohnte mich damit für »erwiesene Dienste«. Ich weiß, dass es in diesen Tagen kindisch war, um meine Haare zu kämpfen, aber ich wollte nicht kahl nach Holland zurückkommen. (Später zeigte sich, dass

ich mich damals doch besser hätte kahl rasieren lassen können. Zurück in Holland fiel mir mein Haar furchtbar aus, wurde ungleichmäßig und die Farbe änderte sich völlig.)

Ich war wochenlang krank und hatte 18 Tage Fieber zwischen 40 und 41 Grad. Vor der Krisis bekam ich noch Lungenentzündung und war die ganze Zeit über bei Bewusstsein, versuchte noch Dinge zu regeln, wollte Transportlisten und Essensberichte sehen. Und wieder hatte ich Glück. Ich wurde gesund.

Ich habe psychisch nie so stark gelitten wie in dieser Fleckfieberzeit. Nachts träumte ich, tagsüber weinte ich. Die Bilder aus dem Zug wurden zu Alpträumen, die mich bis in den hellen Sommernachmittag in dem glühend heißen Krankenhaus verfolgten. Paul versuchte mich so gut es ging zu versorgen. Stand nachts auf, machte Tee für mich. Ich hatte so einen schrecklichen Durst. Gab mir einen Löffel Zucker, wenn ich etwas essen musste. Ich kämpfte darum, nicht bewusstlos zu werden, nicht aufzugeben. Ich wollte am Leben bleiben, ich wollte zurück. Ich wollte nicht sterben. Nicht jetzt noch. Ich hätte nicht krank werden müssen, wenn ich nicht gepflegt hätte. Ich wollte durchkommen.

Am 4. Juli verließen wir Zeithain.¹¹⁶ Unsere Reise durch Deutschland begann. Durch die russische Zone in die amerikanische. Verhandlungen mit Grenzposten. Verhandlungen mit Stadt-, Dorf- und Lagerkommandanten. Diskussionen mit Zugführern und Bahnpersonal, um mit

¹¹⁶ Zeithain im heutigen Landkreis Meißen. Die sowjetische Armee errichtete im ehemaligen Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht ein Lazarett und Displaced Persons Camp, wo einige der in Tröbitz befreiten Personen versorgt wurden.

unserer kleinen Gruppe aus elf Holländern, unter denen sich noch immer Menschen befanden, die praktisch nicht laufen konnten, die Erlaubnis zum Chartern von Zugwagen in der Nacht zu bekommen. Stundenlange Laufereien wegen Lebensmittelmarken, Bezugsscheinen für Lebensmittel. Geld. Manchmal Befehle, dann wieder Fragen. Manchmal auf Deutsch, dann auf Französisch und in der amerikanischen Zone auf Englisch. Hier eine Lucky, da eine Camel organisierend, mal in einem Haus, dann wieder auf dem Boden einer Bahnhofswartehalle schlafend. Dann kamen wir für eine Woche in ein DP-Camp der Amerikaner in der Gegend von Kassel. Von dort aus fuhren wir mit großen Lastern an einem Tag über Gießen, Limburg an der Lahn, Godesberg, Bonn, Köln und Aachen nach Maastricht.

Das war am 22. Juli 1945! Dort hörte ich am Telefon, dass zu Hause alles in Ordnung war. Über das Lager Amersfoort, das die letzte Repatriierungsstation war und in dem, als wir mit den Lastwagen hineingebracht wurden, die NSB-Kommandos mit kahl geschorenen Köpfen und in Holzschuhen gerade zurück von der Arbeit einmarschierten, kamen wir nach Amsterdam.

Am 26. Juli 1945 saß ich auf der großen Couch zu Hause, in meiner langen braunen Hose, die all die Jahre überstanden hatte, und einem grünen Hemd, das zur Uniform der *Hitlerjugend* gehört und das ich in Tröbitz organisiert hatte. Paul fragte nach seinen Büchern. Ob sie aufgehoben worden seien. Wo sie stünden. Er würde morgen seine Flöte abholen. Ich fragte meine Schwester, ob es noch ein paar Kleider gebe.

Wir konnten nicht sofort erzählen, darüber reden, und unterhielten uns über unwichtige Dinge. Erzählten Witze

aus dem DP-Camp, verrückte Sachen über die Russen. Wir konnten noch nicht über das jetzt, nach drei Tagen Holland, wieder Unwirkliche sprechen ...

Wir tranken Wein, rauchten Zigaretten. Meine Familie sagte, dass dies ein besonderer Tag sei, denn heute würde zum ersten Mal wieder das elektrische Licht im Haus brennen. Wir hörten von Holland, von Massenerschießungen, Hunger, Streiks, Befreiung. Wir wussten nichts.

Wir mussten erzählen, doch noch ging das nicht. Denn da »verschwand« die BARACKE:

Holzpritschen, dreistöckig übereinander, in Reihen. Auf dem schmutziggrauen Fußboden aus rohem Holz stehen Eimer, Koffer und Essnäpfe herum. Eine dunkle Kaffeelache glänzt auf dem langen Holztisch. Vor der Tür liegen ein Haufen lumpig verlauster Kleidung und eine nasse Strohmattatze. Es regnet ... Ich denke: Es wird kalt sein, so früh beim Appell.

Ich atme den eklig-süßen, bedrückenden Geruch von Steckrüben. Auf dem Stacheldraht zwitschert ein Spatz.

Und das HAUS wurde zur »Wirklichkeit« ...

Im Marmorflur liegt ein hellgrüner Läufer. Wenn ich die Tür öffne, fallen um mich herum goldene Streifen Sonnenlicht ins Hausinnere.

Ich denke, während ich auf dem grauen Steintrottoir stehe: Was für ein himmlisches Wetter. Es wird ein schöner Tag! Der frische Morgenwind bringt den Geruch von Bäumen, Wasser und dem Meer mit. Über der Amstel zirkeln weiße Möwen.

Amsterdam, 1945-1946

Vier Augen für Josef Kramer

Quellennachweis zu zuvor nicht veröffentlichtem Material

Lange Zeit schien es so, dass die Originaltagebücher Renatas verloren gegangen wären. Als sie in die USA emigrierte, hatte sie eine abgetippte Fassung ihres Tagebuchs mitgenommen. Die Originalhefte lagen bei meinem Vater in einem großen Archivschrank, in den niemand mehr hineinschaute, und zogen mit uns um, bis meine Brüder, meine Schwester und ich im Jahr 1990, nach dem Tod meiner Mutter, ihr Haus ausräumten und plötzlich die vier Tagebuchhefte in Händen hielten. Mit dem Einverständnis Renatas wurden sie in die Gedenkstätte Bergen-Belsen geschickt, wo ich sie bei meinem Besuch im Herbst 2020 eingesehen habe. Dabei stieß ich hinten im vierten Heft auf den untenstehenden Text. Renata hatte ihn zweieinhalb Monate nach der Ausarbeitung ihres Tagebuchs geschrieben, ihn aber nicht in die Publikation aufgenommen. Ich fand diesen Text jedoch wichtig genug, um ihn dennoch zu veröffentlichen.

Saskia Goldschmidt

2. November 1945

Das Porträt des Kommandanten von Belsen, Josef Kramer, ist in allen Zeitungen. Die Zeitung schreibt: »Die Bestie von Belsen muss sich vor Gericht verantworten.«
»Der Schinder des schmutzigsten Ortes der Welt.«

Und der Schinder Zehntausender Juden und anderer politischer Gefangener bekommt in dem Prozess, der in Lüneburg gegen ihn geführt wird,¹¹⁷ die Gelegenheit zu sagen: »Ich weiß nichts von Misshandlungen, von Gaskammern. Das Essen war gut und wurde dreimal täglich ausgegeben.«

Ist es nötig, dass so jemand noch seinen Mund aufmacht, um Lügen zu erzählen, dass es Zeitungen gibt, die diese Worte aufgreifen, dass es Menschen gibt, die die Konzentrationslager doch nur aus der Ferne kennen und vielleicht an den »Geschichten« von Überlebenden aus Belsen zweifeln werden? Ist es wirklich nötig, dass es vielleicht Menschen gibt, die sagen werden: Wenn der Mann alles so entschieden leugnet, wenn er all diese schweren Anklagen so an sich abgleiten lässt, ist die Sache vielleicht doch nicht ganz astrein und sind die Anklagen womöglich übertrieben?

Sprechen die Zahlen der Toten, die Fotos der Leichenfelder, die geschundenen, entstellten Körper vieler der Überlebenden, die kahl geschorenen Köpfe der Frauen, die das Fleckfieber überlebt haben, sprechen all diese

¹¹⁷ Im September und November 1945 fand in Lüneburg der erste Bergen-Belsen-Prozess gegen Josef Kramer und 44 andere SS-Leute und Kapos vor einem britischen Militärgericht statt. Elf Angeklagte – darunter Kramer – wurden zum Tod verurteilt, 15 aber auch freigesprochen.

Dinge nicht deutlich genug für sich, um diesen Mann ohne jegliche Form eines Gerichtsverfahrens aus unserer Gesellschaft zu verbannen?

Warum bekommt dieser Mann das Recht, sich zu verteidigen?

In der Zeitung sehe ich ein rundes Gesicht, einen brutalen Mund, eine Knollennase und tiefliegende, dunkle und unter den miteinander verbundenen dicken Augenbrauen fast verborgene Augen. Er trägt eine Uniform ohne Dienstgradabzeichen, hat keinen Kragen, sondern nur ein großes, weißes Papier vor der Brust, auf dem in schwarzer Schrift »NO. 1« steht. Ich sehe ihn ohne Mütze, ohne Waffen und ohne Stiefel. Er blinzelt, nach der Dunkelheit in seiner Zelle, in das grelle Sonnenlicht. Im Hintergrund steht ein alliierter Soldat mit dem Gewehr im Anschlag. Die Augen, die dieses Zeitungsfoto sehen, können, wenn sie sich umschauchen, ihre Umgebung nicht verstehen!

Warum scheint heute die Sonne?

Warum blühen blassgelbe Teerosen in der grünen Vase auf meinem Tisch?

Warum sind die Wände meines Zimmers so hell, so sauber, während ich durch ihre weiße Makellosigkeit hindurch wieder die anderen, fahlbraunen und halb verrotten Bretterwände der Baracken in Belsen sehe?

Warum habe ich heute, an diesem strahlenden Herbsttag, wieder vier Augen?

Zwei Augen sehen die Zeitung. Sie sehen auch die Blumen, Bücher, Farben der Kissen, Teppiche und Sessel. Diese Augen sehen den gleichmäßig blauen Himmel und die in der Sonne glänzenden Dächer der Häuser, in

denen viele Menschen wohnen, die nie mehr als zwei Augen hatten.

Doch ich habe heute noch ein Paar Augen. Es sind die Augen der Erinnerung, und sie sehen den Schlamm, den ekligen Dreck, das Grau, die fahlgrünen Leichen, die tief-schwarzen Pfützen auf dem großen Appellgelände, den rostigen Stacheldraht, die verhassten grünen Uniformen, den schweren Stiefel mit genagelter Sohle, der einen Behälter mit Steckrübensuppe umstößt.

Diese Augen sehen verzerrte, verhungerte, ausgehöhlte, entzündete, aufgeschwemmte und abgeschürfte Gesichter.

Vergiftet und verzerrt durch Schmerz und nicht zu ertragendes Leid.

Verhalten in der Wut, die unterdrückt werden muss, um Schlimmeres zu vermeiden.

Ausgehöhlt durch den nagenden [unleserlich] Hunger (das Essen war gut, sagt Kramer). Entzündet durch Läusebisse. Aufgeschwemmt durch Ödeme (dreimal täglich wurde eine Mahlzeit ausgegeben, sagt Kramer), abgeschürft durch die rohen Schläge unserer Wärter (von Misshandlungen ist Herrn Kramer nichts bekannt).

Diese Augen sehen Gesichter, rosa und rot, glattrasiert, mit gesunder, glänzender Haut. Sie sehen die Wollust, [unleserlich], Brutalität, die plötzlich aufflackernde Grausamkeit in den satten, vollen Visagen der SS-Leute. Diese Augen sehen einen Josef Kramer, den man heute nicht (mehr) in der Zeitung sieht.

Es war an einem feuchtkalten, zugigen Dezembermorgen in Belsen (1944), als ich diesen Mann zum ersten Mal sah.

Er trug die grüne Uniform, mit langem Mantel, und auf dem Arm und dem Kragen die Dienstgradabzeichen eines *SS-Hauptsturmführers*. Er trug eine Mütze, schwere Stiefel und Wildlederhandschuhe. Und in seinem Gesicht (ach, warum sehen die Augen der Erinnerung dieses Gesicht immer wieder?) trägt er die Zeichen seines Charakters.

Grausam, gemein und hart verzieht sich dieser Mund zu einer Art Grinsen, als er uns in dem eiskalten steinernen Arbeitsraum warten sieht. Unter den Augenbrauen sieht man die Augen nicht, doch man spürt ihre Härte, die Mitleidlosigkeit, mit der sie unsere Hände, unsere schmutzige, verlotterte Kleidung, unsere gesenkten Köpfe und Rücken belauern.

Die Augen sehen diesen Mann, der ein Schreckgespenst für uns war, in all seiner brutalen Härte. Ich habe ihn nie reden hören, doch sein steifer, drohender, beängstigender Schatten hinter mir, wenn er bei den Arbeitskommandos erschien, setzte mir mehr zu als die gemeinsten Schimpfworte und Drohungen.

Die Augen sehen wieder das starre Unbeschreibbare in der Maske dieses Mannes, des Kommandanten unseres Lagers.

Er war es schließlich, der die ungezügelte Brutalität, die absichtliche Verwahrlosung und Ansteckung im Lager sowie das Aushungern zugelassen hat.

Er war es, der die Strafen stundenlangen Strammstehens auf dem kalten Appellplatz und den Entzug des wenigen wässrigen warmen Essens propagierte.

Eines Morgens im Winter kam er in den offenen Stein-
schuppen, in dem wir (ungefähr sechzig Frauen) seit halb
drei in der Nacht damit beschäftigt waren, eisig gefrorene
Steckrüben zu putzen und in Blöcke zu schneiden.

Seine Stiefel hallten über den Steinfußboden, während
er seinen Besuch, ein paar Offiziere, herumführte und mit
einer Geste zu uns zeigte, als wolle er sagen: »Sie haben
es hier nicht kalt. Sechzig Frauen, die die Steckrüben für
Tausende von *Häftlingen* schälen, sie müssen allerdings
arbeiten.«

Ich sehe diesen Mann, diese Bestie, den Leuteschinder, der
in seinem schönen, geräumigen Haus mit allem Luxus und
Komfort neben dem Lager wohnte. Dieser Mann, der
ungerührt zwischen den hoch aufgetürmten Haufen der
nackten, ausgemergelten Leichen hindurchspazierte, der
sah, wie geschlagen und getreten wurde, der sah, wie ge-
wimmert und geweint wurde. Ich sehe ihn als Riesen-
statue, die sich mir unauslöschlich und scharf in meiner
Erinnerung eingepägt hat. Meine Augen werden niemals
vergessen, wie er an dem kalten, grauen Dezembermorgen
vor uns stand, und das unscheinbare, in seiner kahlen
Uniform fast bedauernswert anmutende Männchen in der
Zeitung mit dem weißen Plakat vor der Brust wird von
der Erinnerung in den Hintergrund geschoben ...

Möge dieser Josef Kramer, der gewaltige, der grausame
Massenmörder, und das bedauernswerte Männchen mit
seinen dünnen Haaren, das jetzt lügnerisch seine Un-
schuld beteuert, im Gerichtsgebäude der zerstörten und
verbrannten Stadt Lüneburg schnell und für immer aus

unseren Augen verschwinden, um nie wieder die Gelegenheit zu bekommen, einmal »groß« zu werden!

Dann werden meine Augen vielleicht auch einfach nur die Blumen, die Bäume, den Hügel, die Bäche und die Farben genießen können, ohne die doppelte Vision aus Weiß und Schmutziggrau, aus dem hellglänzenden Grün der Blätter und dem verhassten Grün der Uniformen ...

Saskia Goldschmidt

Nachwort: Die Ehe ist nicht für die Hölle geschaffen

Durch den Prozess gegen Josef Kramer wurde Renata klar, dass Lagererlebnisse in ihr schlummerten, die jeden Moment wieder hochkommen konnten: wenn sie etwas über den Prozess las, ihr ein bestimmter Geruch in die Nase stieg oder ihr Magen rumorte, weil sie Appetit hatte. Am Schluss ihres Tagebuchs – sie ist in ihrem Elternhaus und offenbar, ebenso wie der Name der Sarphatikade,¹ wiederhergestellt – schrieb sie: »Wir konnten nicht sofort erzählen, darüber reden, und unterhielten uns über unwichtige Dinge. [...] Wir konnten noch nicht über das jetzt, nach drei Tagen Holland, wieder Unwirkliche sprechen.«

Worte, die nahelegen, dass die Sprache, die es brauchte, um erzählen zu können, was sie mitgemacht hatten, »noch« nicht vorhanden war. Dass es eine Frage der Zeit sein würde. Als ob sie und die kleine Handvoll weiterer Überlebender eines Tages in klarer Sprache über das würden sprechen können, was ihnen widerfahren war, und welche Auswirkungen es auf sie gehabt hatte. Die physische Rückkehr aus der Lagerwelt, in der man wie ein Unmensch behandelt worden war, in der das eigene Leben höchstens einen befristeten und wirtschaftlichen Wert

1 Die Straße war nach dem jüdischen Unternehmer Samuel Sarphati (1813-1866) benannt und unter deutscher Besatzung umbenannt worden. 1945 erhielt sie den früheren Namen zurück.

repräsentiert hatte, einer Welt, in der, wie mein Vater Paul zu sagen pflegte, »ein anständiger Mensch starb«, war jedoch die eine Sache. Anschließend eine Existenz aufzubauen, in der Überlebensschuld, verdrängte Wut und Scham keine alles beherrschende Rolle spielen würden, erwies sich dagegen als eine Höllenarbeit.

Renata erzählte später: »Paul und ich haben von der Vergangenheit berichtet wie von einem unwirklichen Abenteuer, das wir heroisch bestanden hatten. Wir erzählten uns Anekdoten [...]. Ich war jung, ich wollte mich nicht dauernd an das KZ erinnern, ich wollte Musik und Parfüm, ich wollte tanzen, ich wollte flirten.«²

Doch gleichzeitig verlangte es sie nach Übersichtlichkeit und Geborgenheit in einem Leben mit einem Mann, einem Haus und zwei Kindern. Dazu musste sie sich allerdings abgewöhnen, was sie sich selbst im Lager beigebracht hatte: das Organisieren. Sie war eine Expertin im Stehlen, Lügen und Betrügen geworden und stolz darauf, dass es ihr gelungen war, sich als Tochter aus »gutem Hause« die Gesetze des Lagers zu eigen zu machen. Doch wieder zurück in Amsterdam konnte sie nicht damit aufhören. Sie stahl alles, was nicht niet- und nagelfest war: Seife, Besteck, Aschenbecher, Hotelkissenbezüge. »Meine Moral war aus den Fugen geraten«, erzählte sie. »Die zehn Gebote gab es für mich nicht mehr, keinerlei Werte, keine Autorität.«³ Paul zufolge war sie »amoralisch«, und eine Therapie sollte sie wieder »nor-

2 Renata Laqueur: *Schreiben im KZ. Tagebücher 1940 bis 1945*. Bearbeitet von Martina Dreisbach und mit einem Geleitwort von Rolf Wernstedt. Bremen: Donat, 1992, S. 23 f. Dabei handelt es sich um das Vorwort der bearbeiteten deutschen Ausgabe ihrer Dissertation.

3 Ebd., hier Seite 26.

mal werden lassen«. Doch der Psychiater war so beeindruckt von ihren Lagergeschichten, dass Renata sich schon bald fragte, wer hier eigentlich wen bezahlen müsste. Sie brach die Sitzungen ab, doch durch die kurze Therapie war sie ihrer eigenen Einschätzung zufolge wieder »fast normal« geworden.

Nach ihrer Rückkehr aus dem Lager teilte sie die Welt in Überlebende und Opfer ein. Dass sie eine Überlebende war, erfüllte sie offenbar mit Stolz. Sie schien eine Abneigung dagegen zu haben, sich selbst als Opfer zu begreifen, und sah oft auf Menschen herab, die sich schwach und verletzlich gaben. »*I am a survivor, not a victim*« – »Ich bin eine Überlebende, kein Opfer«, wiederholte sie oft. So oft, dass es schien, als müsse sie sich immer wieder selbst davon überzeugen.

Kaum wieder zurück in Amsterdam, wurde Renata schwanger. Es hätte ein herrlicher Start in ein neues Leben sein können, das Paul und sie endlich, nach fünf Jahren, hätten beginnen können. Doch nach zweieinhalb Monaten, im Oktober 1945, erlitt sie eine Fehlgeburt. Ihr Körper hatte sich noch nicht von den Spätfolgen des Hungers, des Fleckfiebers und der Lungenentzündung erholt. Es dauerte Wochen, bis sie wieder auf den Beinen war.

Sie fand Arbeit als Sekretärin ihres Vaters im Universitätslabor im Polderweg in Amsterdam. Daneben versuchte sie journalistisch in Amsterdam mit dem Schreiben über Mode und mit dem Entwerfen von Kleidung Fuß zu fassen. Es gibt keine Belege dafür, dass ihr dies gelungen ist. Allerdings gewann sie 1949 den Hauptpreis der »Grote Mode-prijsvraag«, eines Mode-Preisausschreibens

des »Algemeen Handelsblad«, bei dem sie hundert Gulden erhielt.

Im August 1947, während eines Urlaubs mit Paul, schrieb sie aus einem Hotel in Arnheim an ihren Vater Ernst Laqueur. Aus ihren Briefen geht hervor, dass sie im siebten Monat schwanger war. In einem der Briefe beklagte sie sich, dass in den Niederlanden noch keine Wolle zu bekommen sei, da sie gern einen Pulli für das Baby stricken wolle; berichtete, dass Paul die Ruhe genieße, sie das alles jedoch schon wieder ganz schön langweilig zu finden beginne. In einem ihrer Briefe fragte sie ihren Vater, ob es richtig sei, »in dieser Zeit, in der alles erscheint, wie es immer schon war und doch nicht ist, Kinder zu bekommen«. Doch sie schloss mit der Hoffnung, dass ihr Kind das, was sie mitgemacht hätten, nie würde erleben müssen.

Wir wissen nicht, ob Ernst Laqueur diesen Brief noch gelesen hat, denn am 19. August 1947 starb er in der Schweiz überraschend an einer Herzattacke.

Zwei Monate später kam es bei Renata zu einer Totgeburt, einem Mädchen, das in der Gebärmutter erstickt war, weil sich die Nabelschnur um seinen Hals gelegt hatte. Wie es typisch für die damalige Zeit war, wurde über dieses traurige Ereignis kaum gesprochen. Die Erinnerung an das tote Kind wurde in dem Tresor voller Leid weggeschlossen, den Paul und Renata mit sich mitschleppten. Der Tod ihrer kleinen Tochter stellte sich jedoch als Gnadenstoß für ihre sich bereits dem Ende zuneigende Ehe heraus.

»Wir hatten geglaubt«, erinnerte sich Renata, in dem oben bereits erwähnten Interview, »dass ein Kind unsere Ehe wieder normal machen würde. Das Kind hat uns aber nicht geholfen.«

Renata sagte später, dass sie geschieden sei, weil »eine Ehe nicht für die Hölle geschaffen ist«. Nach dem Tod ihres Kindes lebten Paul und sie noch drei Jahre zusammen. Ich vermute, dass sie sich in dieser Zeit emotional immer weiter voneinander entfernt haben, sofern das nicht ohnehin schon geschehen war. Beide stürzten sich in sexuelle Abenteuer. Im August 1950, vor Beginn des ersten International Speech Therapist Congress in Amsterdam, holten Paul und Renata gemeinsam den Stimm- und Sprachexperten Dr. Deso Weiss vom Flughafen Schiphol ab. Während sie auf die Ankunft des Gastes – Redner auf der Konferenz – warteten, warnte Paul Renata. Er kannte Weiss, weil er vor dem Krieg bei ihm in Wien ein Praktikum gemacht hatte. »Deso«, sagte Paul, »ist der Mann, den du eigentlich hättest heiraten müssen. Er ist hochbegabt, kunstsinnig und weiß alles über die Kultur des Altertums. Er hat, so wie du, deutsche Eltern, und außerdem spielt er wunderbar Klavier und kann den Csárdás tanzen. Und er hat Humor. Er wäre wirklich der ideale Mann für dich. Aber ... sollten wir jemals nach Amerika fliehen müssen [die Gefahr des Kalten Krieges war allgegenwärtig, SG], wird er mein Chef. Also bitte, geh nicht mit ihm ins Bett. Halt dich von ihm fern!«

Es scheint, dass Renata noch am selben Abend bei Deso zum Schlafen blieb, und als sie am nächsten Tag nach Hause kam, sagte sie meinem Vater, dass sie Deso heiraten werde. Obwohl Paul noch schwach protestierte, war eine Scheidung unvermeidlich. Später sollte Paul sagen, Renata habe ihm nicht vergeben können, dass er sie nicht gegen die Nazis beschützt hätte, und deshalb wollte sie ihn loswerden. Aber vielleicht war das für ihn eine Erzählung, mit der er besser leben konnte, als eingestehen

zu müssen, dass Deso Weiss so unwiderstehlich war. Oder dass der Tod ihres Kindes ihnen die letzte Rettungsboje ihrer sich im Niedergang befindenden Ehe aus den Händen gerissen hatte.

Renata versuchte während eines großen Teils ihres Lebens die traumatischen Erlebnisse des Lagers, aber auch andere schmerzliche Ereignisse zu verdrängen. Jahrelang schien ihr das sehr effektiv zu gelingen. Als wäre das, worüber man nicht spricht oder schreibt, auch nicht passiert. Doch am 26. Oktober 1994 schrieb sie in einer Tagebuchnotiz, dass sie an diesem Tag vor 47 Jahren ihre und Pauls Tochter verloren habe ... Das Kind, über das nie wieder gesprochen, geschweige denn geschrieben worden war, bis durch ein Datum oder eine andere Assoziation die sorgfältig verdrängte Erinnerung fast ein halbes Jahrhundert später plötzlich wieder an die Oberfläche kam. Was »verschwunden schien, wurde wieder kurz Wirklichkeit.«

Ein neues Leben in einem neuen Land

Renatas Schwester Lilo war mit ihrem frischgebackenen Ehemann Hans Cramer, einem deutsch-jüdischen Flüchtling, den sie in Amsterdam kennengelernt hatte, 1947 nach Amerika emigriert. Renata folgte ihr 1952, um Deso zu heiraten. Trotz ihres niederländischen Passes erhielt sie zunächst keine Einreiseerlaubnis für die USA. Ob es an ihrem deutschen Hintergrund lag oder weil sie einmal eine Friedenspetition unterschrieben hatte, ist nicht bekannt. Sie wartete in Montreal, Kanada, wo Deso sie einmal im Monat besuchte, bis ihr schließlich die Einreise gestattet wurde. Bei der Beantragung ihrer Aufenthalts-

erlaubnis änderte der zuständige Beamte ihren Namen von Renate in Renata, weil sich ihm zufolge ein Name mit einem »e« am Ende für Amerikaner*innen nicht aussprechen ließe. Und Renata, die nichts lieber wollte, als in ihrem neuen Land ganz von vorn anzufangen, akzeptierte den neuen Namen ohne Protest. 1954 heiratete sie Deso Weiss, ihren »*father figure lover*« [Vaterfigur-Liebhaber], 18 Jahre älter als sie und die Liebe ihres Lebens.

Deso schrieb ihr zu jedem Geburtstag und zu jedem Valentinstag Briefe, liebevolle Rückblicke auf das zurückliegende Jahr, schrieb über ihre Reibereien und Konfrontationen, ihren Spaß mit- und aneinander, darüber, wie sie sich gegenseitig inspirierten. Immer wieder erzählte er ihr, dass sie das größte Geschenk in seinem Leben sei. »Du bist ein Monster, aber auch meine ewige Valentine«, schrieb er. Und zumindest das Letzte beruhte auf Gegenseitigkeit.

1953 fand Renata Arbeit als Sekretärin beim Memorial Sloan Kettering Cancer Centre. Bei der Bewerbung spielte ihr Vater posthum noch eine entscheidende Rolle. Der Endokrinologe, der das Bewerbungsverfahren leitete, begann das Gespräch mit der Frage, ob sie mit dem Professor Laqueur verwandt sei. »Ich bin seine Tochter«, antwortete sie, worauf er rief: »*Hired!* Eingestellt!«

Sie arbeitete dort als Sekretärin, bis sie sich 1959 dank des Erbes nach dem Tod ihrer Mutter endlich den langgehegten Wunsch erfüllen konnte, Literatur zu studieren.

Im Jahr 1960 begann sie an der New York University Englisch und Spanisch zu studieren. Sie schloss das Studium 1964 mit einem Bachelor of Arts, magna cum laude, ab und machte zwei Jahre später auch ihren Master of Arts

in Englisch. Zu Beginn des Masterstudiums fragte der Professor ihrer Fakultät, ob sie jemals geschrieben habe. Sie erzählte ihm von ihrem Lagertagebuch und bot an, es ins Englische zu übersetzen, damit er es lesen könne. Sie hoffte, es in den USA zu veröffentlichen. Die Übersetzung entstand, doch eine US-amerikanische Ausgabe gibt es noch immer nicht.

Bis zu dieser Zeit schienen die Erlebnisse der Kriegsjahre in den Hintergrund getreten zu sein. Ihre Schwester Lilo wusste als eine der wenigen von Renatas Lagervergangenheit. Auch Deso wusste es, wenn auch nur wegen ihrer typischen Probleme, wie etwa ihrer absoluten Unfähigkeit, eine Nacht in einem Einzelbett zuzubringen, oder mit »Hunger« in der Schlange einer Cafeteria stehen zu müssen. Niemals ging sie aus dem Haus, ohne sich vorher Süßigkeiten oder Kekse in die Tasche zu stecken. Duschen konnte sie nur bei geschlossener Tür (nicht wegen der Assoziationen mit Gas, sondern wegen des Massenduszens und der schamlosen Blicke der SS), allein sein zu können war ihr von größter Wichtigkeit. Und ständig konnte unerwartet, beispielsweise, wenn sie mitten in Manhattan auf den Bus wartete, plötzlich eine schreckliche Kälte in ihr hochkriechen, die sie auf den Appellplatz von Bergen-Belsen zurückbrachte.

Doch weder in den Briefen, die Deso an sie schrieb, noch in ihren Briefen an ihn kam das Lager jemals zur Sprache. Nicht als Entschuldigung für ein bestimmtes Verhalten, nicht als Rechtfertigung und auch nicht als Zu-rechtweisung.

Zu Beginn der 1960er Jahre erhielt Renata die Nachricht eines europäischen Cousins, der als NATO-Offizier

an Übungen in der Lüneburger Heide teilgenommen hatte. In einer Vitrine in dem kleinen Gebäude, das dort zur Erinnerung an das Lager stand, hatte er ein Zitat aus Renatas Tagebuch entdeckt: »Du machst dir nicht mehr viel aus dem Weinen, dem Schimpfen und dem Geschrei.«⁴

Niemand hatte sich die Mühe gemacht, Renata darüber zu informieren, dass Eberhard Kolb, ein deutscher Professor für Zeitgeschichte, ein Fragment aus ihrem Tagebuch in seine 1962 erschienene Monographie über Bergen-Belsen aufgenommen hatte.⁵ Er hatte den Text im Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie gefunden, dem sie ihr Tagebuch 1946 übergeben hatte. Dass ein paar ihrer Worte Teil einer Ausstellung am Ort des ehemaligen Lagers waren, hatte ihr ebenfalls niemand mitgeteilt.

Das Tagebuch

Ob es die Übersetzung für den Professor, die Nachricht ihres Cousins oder das näherrückende 20-jährige Jubiläum der Befreiung war, wissen wir nicht. Doch 1964 gelang es Renata, mithilfe einer Übersetzerin des Amsterdamer Querido Verlags das Interesse des damaligen Querido-Verlegers Reinold Kuipers zu wecken. Es folgte eine intensive Korrespondenz über die Veröffentlichung. Für Renata war diese niederländische Publikation vor allem ein erster Schritt hin zu dem, was sie in ihren Briefen

4 Ein im Übrigen falsches Zitat, denn was wirklich in ihrem Tagebuch stand, war: »Wie man immer versucht, sich einzureden, dass es einen nicht trifft, dieses Schreien, Schimpfen und Treten.« Siehe Tagebucheintrag vom 15.6.1944.

5 Eberhard Kolb, *Bergen-Belsen. Geschichte des »Aufenthaltslagers« 1943-1945*. Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, 1962.

an Kuipers als ihren »Herzenswunsch« bezeichnete, nämlich eine US-amerikanische Ausgabe. Sie hoffte, dass eine niederländische Ausgabe und die Beziehungen eines niederländischen Verlegers das Interesse der US-Amerikaner wecken könnten. Es gab Interesse des Amsterdamer Verlags Meulenhoff, der zu Ehren des Jubiläumsjahrs das Zug-Fragment in einer Doppel-Veröffentlichung zusammen mit Jacques Pressers »De Nacht der Girondijnen« (auf Deutsch: »Die Nacht der Girondisten«, 1991) aufnehmen wollte. Dasselbe Fragment war bereits 1961 in einem Sammelband von Presser erschienen: »Antwoord aan het kwaad, getuigenissen 1939-1945«.⁶ Als Querido jedoch beschloss, das gesamte Tagebuch zu veröffentlichen, wurde der Plan für die Doppel-Ausgabe fallengelassen.

Auf Bitten Kuipers' gab Renata ihre Zustimmung, das Ganze in neuer niederländischer Rechtschreibung zu drucken sowie »Verschreiber« und »schlechten Stil« zu korrigieren. Sie erhielt die Druckfahnen und betonte, wie wichtig es für sie sei, dem Text als Motto die Worte Goethes voranzustellen.

Da in dem Buch verschiedentlich das Wort »Wirklichkeit« oder »Wirklichkeiten« vorkommt und dies ohne das Motto keinen Sinn ergibt. Es verleiht dem ganzen Buch nämlich das Gefühl des Irrealen inmitten der Lagerwirklichkeit. Es ist ein integraler Begriff, und ich erinnere mich, dass es ungefähr das Erste war, was ich in Bergen-Belsen in das schwarze Heft schrieb.

6 Schon vorher war ein Fragment erschienen in: Martinus Nijhoff: *Dagboekfragmenten 1940-1945*. Den Haag: Martinus Nijhoff, 1954.

Im selben Brief lieferte Renata einen kritischen Kommentar zum Umschlagentwurf:

Ich bin vollkommen verdattert wegen der Umschlagzeichnung. Was um alles in der Welt mag das bedeuten? Bitte erzählen Sie es mir, wenn Sie es verstehen? Ich finde, dass es ein abscheulicher Umschlag ist, aber nun ja, daran lässt sich wahrscheinlich nicht mehr viel ändern. Ich hoffe nur von Herzen, dass Herr Elffers daran kein großes Honorar verdient hat. Oder sehe ich das völlig falsch, Mijnheer?

Kuipers antwortete etwas verschnupft:

Was den Umschlag betrifft, wir dachten, dass er angesichts der Art des Buchs ganz bestimmt nicht illustriert sein sollte. Wir haben dann Dick Elffers, ein sehr großer Name hier und jemand, der ausschließlich abstrakt oder abstrahierend arbeitet, um einen Entwurf gebeten. Uns gefällt er ausnehmend gut. Erklären können wir die Zeichnung nicht. Wir sehen darin Unwetter, Chaos und alles Mögliche. Es tut uns selbstverständlich leid, dass sie deswegen enttäuscht sind.

Inzwischen war es Anfang April, und sowohl die Veröffentlichung als auch die Gedenkfeierlichkeiten standen kurz bevor. Renata schlug vor – äußerst bescheiden und fast demütig, da ihr bewusst war, dass es in den Niederlanden womöglich völlig anders zugehe als in den Vereinigten Staaten –, dass, sollte es eine kleine Feier zu Ehren der Buchpräsentation geben, sie dann gern mit von der Partie wäre. Sie hoffe, der interessierten Presse und

den Buchhandlungen für Interviews zur Verfügung stehen zu können, und außerdem könne sie dann auch an den Gedenkfeiern zu Ehren der Befreiung vor zwanzig Jahren teilnehmen. Das Flugticket würde selbstverständlich der größte Kostenfaktor sein. Sie fügte dem noch hinzu, dass es vielleicht dekadent erscheine, für so kurze Zeit eine so weite Reise zu machen, doch falls Kuipers glaube, dass es der PR für das Buch zugutekomme, wolle sie sie gern auf sich nehmen. Der Wunsch, sowohl der Buchpremiere als auch den Gedenkfeierlichkeiten beizuwohnen, sprach überdeutlich aus ihren Zeilen. Doch die Antwort von Kuipers war kühl und sachlich: In den Niederlanden würden keine Feiern zu Ehren einer Buchveröffentlichung veranstaltet, und man mache auch keine Werbung für Bücher – die Kanäle dafür bestünden nicht einmal –, sondern das Buch müsse über Mund-zu-Mund-Propaganda auf Interesse stoßen, und erst wenn das geschehe, könne eine gewisse Publizität angeregt werden. Es erscheine ihm daher kostspielig und kaum sinnvoll, für das Erscheinen des »Dagboek uit Bergen-Belsen«, so der Titel, in die Niederlande zu kommen.

Es dürfte für Renata eine ziemlich ernüchternde Antwort gewesen sein, doch sie ließ sich nichts anmerken und zeigte auch weiterhin Interesse am Fortgang der Dinge. Kuipers schickte ihr ein paar kleine, ziemlich unbedeutende Rezensionen. In ihnen wurde »ihr nüchterner und kluger Bericht aus der vollkommen unwirklichen Lebenswelt« gelobt (»Algemeen Handelsblad«), man sah darin »genug für die interessierten Leser, aber nichts Neues« (»De Maasbode«) sowie »eines der wichtigsten der vielen Bücher, die nach zwanzig Jahren Befreiung erscheinen. Ich hoffe, dass es viele junge Menschen lesen werden«

(»Friese Koerier«). Und dann erschien am 8. Mai 1965 auch noch ein wunderbarer Artikel in der »Letterkundige Kroniek« des »Zeeuwse Courant«, von dem ich nicht weiß, ob Renata ihn jemals gesehen hat.

Renata Laqueur macht den Eindruck, eine zurückhaltende, nüchterne Frau zu sein (sie war 24 Jahre alt, als sie mit ihrem Tagebuch begann), und sie hat, zumindest als Schriftstellerin, nicht die Gabe oder den Wunsch, den Leser für sich einzunehmen. Doch ihr objektiver, vollkommen unsentimentaler und ehrlicher Bericht ist ein so beeindruckendes Dokument, gerade weil man als Leser weiterhin einen großen Abstand zur Autorin behält. Man ist auf beiden Seiten neutral, sogar auf der Hut. Das ist angenehm, denn so behält man einen kühlen Kopf, und das ist der einzige Weg, wie man, nach zwanzig Jahren, diese entsetzlichen Ereignisse betrachten kann.

Die ausführliche Besprechung, in der viel zitiert wurde, endete mit einem Zitat Renatas über die Demoralisierung, die sie um sich herum gesehen habe, sowie ihrer Schlussfolgerung, dass sie selbst nicht in der Lage gewesen wäre, derart zu demoralisieren, weil sie nun mal nicht zur »Aristokratie« des Lagers gehört habe. »Und das ist – möglicherweise –«, schlussfolgerte der Rezensent, »eine der besten Seiten, die man bei einer Gedenkfeier lesen kann.«

Der lobende und treffende Artikel – der Renata sehr gut charakterisiert – stammte von Hans Warren, dem Dichter und Tagebuch-Autor aus Zeeland.

Renata hatte auf mehr Aufmerksamkeit für ihr Tagebuch gehofft. Es könnte sein, dass es aufgrund der vielen

Veröffentlichungen zur Zwanzigjahrfeier untergegangen ist. Auch ist es nicht undenkbar, dass es wenig Aufmerksamkeit fand, weil es von einer Frau geschrieben worden war.

Ihrem Drängen, vor allem zu versuchen, das Tagebuch auf dem englischsprachigen Markt unterzubringen, schenkte Kuipers Gehör, indem er ihre Übersetzung an Secker & Warburg in London schickte. Schon bald kam jedoch eine schroffe Ablehnung: Sie seien nicht interessiert, »weil sie gerade die Autobiographie eines Polen, der zehn Konzentrationslager überlebt hat, angenommen haben«. Es scheint der einzige Versuch gewesen zu sein, den Querido unternahm, um das Buch auf dem US-amerikanischen oder englischen Markt herauszubringen. Auch der Versuch, einen deutschen Verlag zu interessieren, scheiterte. Im Jahr 1973 erschien ihr Tagebuch in einer walisischen Übersetzung: »*Dyddiadur Belsen*«.7 Wie sie zustande gekommen ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

In den Jahren, die folgten, erschienen noch hin und wieder Zitate aus oder Reaktionen auf das Tagebuch, und 1979 kam es zu einer Neuauflage in der Salamander-Taschenbuchreihe des Querido Verlags.

Renata hat im Laufe ihres Lebens mehrere Versuche unternommen, eine US-amerikanische Veröffentlichung zu realisieren, etwas, das für sie furchtbar wichtig war.⁸ Daraus sprach ein großes Bedürfnis nach Anerkennung, gerade in ihrem neuen Vaterland.

7 Renate [sic] Lacqueur: *Dyddiadur Belsen*. O.O.: C. Davies, 1973.

8 Eine englischsprachige Ausgabe erschien erst 2008 in Deutschland (Laqueur, Renata: *Diary of Bergen-Belsen March 1944 – April 1945*), herausgegeben von der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten. Renata selbst übersetzte und edierte diese.

Schreiben als Akt des Widerstands

Dank des Eichmann-Prozesses und der Gedenkfeiern zum 20. Jahrestag der Befreiung machte das bis in die 1960er Jahre hinein vorherrschende weltweite Desinteresse am Schicksal der Jüdinnen und Juden im Krieg Platz für eine fast sensationelle Neugier. Es erschien eine Flut an Zeitzeug*innenberichten und Kriegstagebüchern aus den Lagern und über sie. In den Siebzigerjahren folgten dann allmählich wissenschaftliche Publikationen über die Lager und die Überlebenden wie auch über das emotionale Schlachtfeld, auf dem Überlebende und ihre Kinder versuchten, das Leben in der Nachkriegszeit zu gestalten.

1969 beschloss Renata zu promovieren. Deso brachte sie auf die Idee einer vergleichenden Studie zum literarischen Wert von Lagertagebüchern. Sie erhielt ein Stipendium der Universität von New York und reiste für einen Zeitraum von sechs Wochen nach Paris, Amsterdam und München. Obwohl sie sich selbst das Versprechen gegeben hatte, nie wieder einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen, war es für ihre Forschungen im Institut für Zeitgeschichte in München erforderlich, es zu brechen. Bei ihrer Rückkehr hatte sie für ihre Dissertation neben ihrem eigenen Tagebuch 13 weitere Tagebücher in niederländischer, deutscher und französischer Sprache im Gepäck.

Renata legte in ihrer Dissertation nahe, dass das Konzentrationslagertagebuch als Genre bis dahin deshalb so selten auf seine literarische Bedeutung hin bewertet worden sei, weil der Schmerz noch zu frisch sei, um solche Ego-Dokumente als »Kunst« zu untersuchen. Doch das sei genau das, was sie vorhabe. Könnten die Tagebücher mehr sein als bloße Zeugnisse aus dieser Welt, in der alles

anders war als in der normalen Gesellschaft? Würden sich die Tagebücher mit Literatur messen können, wenn man literarische Standards an sie anlege? Und dürfte man das überhaupt? Renata fand schon.⁹ Die Tatsache, dass sie selbst eine Überlebende und Autorin eines Lager-tagebuchs war (obwohl sie sich bewusst war, dass sich ihr Aufenthalt in Bergen-Belsen, so schrecklich er auch ausgegangen war, in nichts mit dem vergleichen ließ, was die Häftlinge in den Vernichtungslagern erlebt hatten), machte es vielleicht einfacher, jenseits vom Respekt und dem Entsetzen normaler Leser*innen auf das Geschriebene zu schauen. Sie konnte – und dafür ist sie gelobt worden – die nötige Distanz aufbringen, auch wenn sie, wie sie selbst die Tagebuchschreiber*innen in ihrer Dissertation definiert, nicht nur Zuschauerin, sondern auch Geschädigte gewesen war.

Tagebuchschreiber*innen in Konzentrationslagern seien, heißt es bei Renata in ihrer Doktorarbeit, von der Notwendigkeit getrieben, Dinge aufzuschreiben, um so der Realität zu entfliehen und an einem Ideal festzuhalten. Das Schreiben sei eine Form von Überlebensinstinkt. Bei manchen Autor*innen sei die Pflicht zum Bezeugen, *witness for the prosecution* [Zeug*innen der Anklage], die wichtigste Motivation zum Schreiben. Das Tagebuch als ein *J'accuse* [eine Anklage].

Bei anderen Tagebuchschreiber*innen, zu denen Renata sich auch selbst zählte, sei das Schreiben ein Weg

9 Sam Dresden vertrat in seinem umfangreichen Werk *Vervolging, vernietiging, literatuur* die These, dass in Kriegsliteratur die moralische Perspektive eine herausragende Rolle spielt und sich die literarische Perspektive nicht unabhängig von der moralischen denken lässt. Doch das schrieb er erst 1991.

gewesen, sich aus dem Lager herauszuschreiben. Durch den Akt des Schreibens über das, was dort geschah, aber auch durch das Kreieren einer eigenen Welt bestehend aus Erinnerungen und Phantasien, hätten sie sich aus der farblosen, grausamen Welt des Lagers erheben und in Verbindung zu den Geliebten, Eltern und Freund*innen stehen können. Die Phantasie habe ihnen geholfen, dem Horror und der Eintönigkeit des Lagerlebens zu entfliehen. Schreiben im Lager könne, allein schon, weil es streng verboten und deshalb gefährlich war, aber auch, weil das Schreiben den zum Objekt degradierten Menschen wieder in ein Individuum verwandelte, als ein Akt des Widerstands gesehen werden.

In vielen der Tagebücher fand sich bei den Autor*innen die Angst, dass ihnen später niemand glauben würde. Sie schrieben auch über das Gefühl der Einsamkeit inmitten der Massen an Menschen. Durch die starke Beschäftigung mit den eigenen Gedanken und Bedürfnissen sowie dem Streben nach individuellem Überleben konnte die oder der Gefangene sich nicht mit seinen/ihren Schicksalsgenoss*innen verbunden fühlen.

Andere Themen und Aspekte, die Renata in ihrer Dissertation untersuchte, waren Zeit, Sprache, Träume, Humor, Hunger, Gesundheit, Sexualität, Glaube, Widerstand und Befreiung. Sie beschrieb die Art und Weise, in der die Tagebuchschreiber*innen sich durch das Rekapitulieren von Gedichten als Mittel gegen das Gefühl der Einsamkeit aus dem Schmutz und dem Elend erhoben. Im »Tagebuch aus Bergen-Belsen« haben wir dazu Beispiele gesehen. Gedichte, Literatur, das gedankliche Zurückholen von Gemälden, Liedern oder Musik sowie die Vorstellung von Kunst und Ästhetik konnten als Trost,

Reflexion und als Rettungsboje dienen. Zumindest bis zu einem gewissen Grad, denn wie wir auch in Renatas Tagebuch lesen können, gab es einen Moment, in dem die Umstände zu elend und die Desillusionierung zu groß waren und sämtliche Energie benötigt wurde, um die nächsten Stunden zu überleben.

In den Tagebüchern wurden viele Ratschläge zum Überleben gegeben:

Der Gefangene sollte sich mit einem Stein vergleichen, unberührt vom Schmutz und den grauenhaften Ereignissen. Wer Mitleid hat, geht kaputt. Schau weg, wenn du einen Sterbenden siehst. Dreh dich bloß nicht um. Wenn du nicht schnell vergessen lernst, kannst du das Lager nicht überleben, dann wirst du von den Ereignissen verschlungen, und du wirst verrückt. Überleben erfordert nicht nur die Abhärtung deiner Gefühle, sondern auch die Unterdrückung von Sehnsüchten und Heimweh.

Renata macht einen Unterschied zwischen einer oder einem Lagertagebuchschreiber*in und jemandem, die oder der die Erinnerungen an das Lager erst im Nachhinein niederschreibt. Die bzw. der Tagebuchschreiber*in konnte sich in keiner Weise sicher sein, dass sie oder er überleben würde, und dieses Bewusstsein beeinflusste das Schreiben. Die Autor*innen, die ihre Erinnerungen im Rückblick niederschrieben, waren nicht länger in Lebensgefahr und hatten eine erhebliche Distanz zum Leiden in der Vergangenheit. Renata wurde zu einer leidenschaftlichen Interessenvertreterin des unmittelbaren Zeugnisses, das ihr zufolge um so viel wahrhaftiger

sei als ein Bericht aus der Rückschau. (Im Übrigen betrachtete sie ihr Tagebuch auch als ein unmittelbares Zeugnis, obwohl zwei Fünftel ihres »Tagebuchs« erst später geschrieben wurden.)

In ihrer Dissertation kam sie zu dem Schluss, dass Lagertagebücher nicht nur einzigartige menschliche und historische Chroniken seien, sondern auch der Ausdruck kreativer menschlicher Leidenschaft, die selbst unter extremen Umständen überlebt. Sie verdienten es, und damit beendete Renata ihre Doktorarbeit mit dem Titel »Writing in Defiance«, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Im Juni 1971 verteidigte sie ihre Dissertation und durfte sich nun – sie, die einst von ihrem Vater als »schön, aber dumm« bezeichnet worden war – Doktor (PhD) der vergleichenden Literaturwissenschaft nennen. Es war ein feierlicher Moment. Ihre Schwester Lilo und deren Mann Hans organisierten im Garten ihres Familienhauses eine Promotions-Party mit Wein, Essen und wunderbaren Ansprachen, in denen Renatas Fähigkeit zur Freundschaft besungen wurde. Es sollte der Beginn eines neuen Lebens werden, und das wurde es auch, doch anders als gedacht.

Witwe

Ein paar Monate nach ihrer Promotion musste Deso in aller Eile im Krankenhaus aufgenommen werden. Er litt an einer Thrombose, und man musste ihm ein Bein amputieren. Kurz bevor er in den Operationssaal geschoben wurde, schrieb er ihr seinen letzten Brief:

10/11/1971

Mein liebster Schatz,
die Dinge gehen sehr schnell, und mir ist ein wenig
schwindelig. Deshalb nur ein paar Zeilen, bevor ich in
den OP-Saal geschoben werde.

[...]

Bis bald, und falls die Dinge schiefgehen, dann wisse,
dass das Leben mit Dir mein Leben die Mühe wert ge-
macht hat. Ich liebe Dich, hier und auf der anderen
Seite. Ganz der Deine, Deso

Die Dinge gingen schief. Deso starb zehn Tage später, am
20. November. So fanden die 18 Jahre eines intensiven
Zusammenlebens ein Ende, Jahre einer Ehe, in der Har-
monie und Turbulenz einander regelmäßig abwechselten,
in der jedoch die gegenseitige Liebe immer da war.

Das war Ende 1971. Renata war eine frischgebackene
Doktorin und eine Witwe in tiefer Trauer. Sie hatte keine
Ahnung, wie es bei ihr weitergehen sollte. Schwierige
Jahre brachen für sie an.

Im Frühjahr 1972 flog sie erstmals als »Witwe« nach
Europa, wo sie sich ebenso verloren fühlte wie »zu
Hause«. Im Flugzeug zurück nach New York schrieb
sie:¹⁰

Echte Verzweiflung ist nicht für andere bestimmt, man
muss sie für sich behalten. Von mir wird erwartet, dass
ich zäh bin, nach Hause komme und aufs Neue be-
ginne? Warum? Warum sollte ich?

10 Im Quellennachweis lässt sich nachlesen, wo sich die Texte befan-
den und wie ich sie in die Hände bekam.

[...] Ich habe einen bedeutenden Dokortitel verdient? Und kann nicht mal eine Stelle als Sekretärin finden. [...] Hier bin ich, eine Versagerin mittleren Alters, hin und her fliegend zwischen der Vergangenheit, einer ungewissen Gegenwart und einer Zukunft, die ich nicht will.

Sie wollte lieber abstürzen als landen.

Es herrschte eine weltweite Wirtschaftskrise. Renata war 54 Jahre alt, und es gelang ihr nicht, in den Literaturwissenschaften beruflich Fuß zu fassen. New York für eine Stelle in einem anderen Teil des Landes zu verlassen, war keine Option für sie. Das Zwei-Zimmer-Apartment an der York Avenue, ihre und Desos »Festung«, wollte sie nur »*feet first*«, mit den Füßen voran, verlassen.

Also fiel sie nach langem Suchen auf den Beruf zurück, von dem ihr Vater prophezeit hatte, dass sie ihn überall auf der Welt würde ausüben können: Sie wurde wieder Sekretärin und kehrte schließlich ans Memorial Sloan Kettering Cancer Centre zurück, das sich inzwischen zu einem großen und renommierten Institut entwickelt hatte. Sie wurde dort Koordinatorin im Stipendien- und Kontraktbüro und bekam später eine höherwertige Stelle in der Abteilung Ernährungsforschung desselben Instituts.

Der Schmerz und die Einsamkeit nach dem Tod Desos waren auch nach neun Jahren noch ebenso präsent wie zu Beginn. Trotz verschiedener Liebhaber, in vielen Fällen verheiratete Männer, und trotz der Tatsache, dass die Familie ihrer Schwester Lilo und deren Mann Hans ihr so etwas wie ein Zuhause boten, in einem Maße, dass Renata von sich manchmal spöttisch als ihrem »vierten Kind« sprach. Nach außen hin hielt Renata das Selbst-

bild als »Überlebende und nicht Opfer« aufrecht. Eine intelligente, redegewandte, geistreiche Frau, zumindest, wenn sie ihre Gesprächspartner*innen interessant genug fand. War das nicht der Fall, konnte sie hart und schroff sein. Sie war auch egozentrisch, das wusste sie selbst, sie hatte wenig Geduld und konnte nicht oft Empathie aufbringen. Deso war vielleicht der Einzige, der auch eine andere Seite von ihr gekannt hatte: In seinen Briefen an sie taucht manchmal das Bild eines zutiefst verletzlichen, unsicheren und schuldbewussten Menschen auf. Nun, da er nicht mehr da war, griff sie in Momenten tiefer Verzweiflung zur Schreibmaschine und schrieb über Dinge, die eine Überlebende in ihren Augen nicht zeigen durfte, denn das Zeigen, nein, allein schon das Gefühl von Verwundbarkeit und Schwäche, so hatte sie im Lager gelernt, konnte lebensgefährlich sein.

Irgendwann in den späten Siebzigerjahren tippte sie, beginnend mit dem Brief an den Verleger, der am Anfang des Vorworts zu diesem Buch steht, Seite um Seite. Ganze Abende füllte sie mit langen Ausführungen darüber, was sie gegessen hatte, Beschreibungen der Kleider, die sie und andere getragen hatten. Sie tratschte über jede*n, die und den sie getroffen hatte, klagte ausgiebig über ihre Liebhaber, und immer war da der große Verlust und die verzehrende Sehnsucht nach Deso. Sowie ein alles zersetzendes Gefühl der Einsamkeit.

Ich sitze in dem großen Sessel in meinem Schlafzimmer und höre mir Haydn an – Bach schaffe ich jetzt nicht –, und es ist, als würde jemand anderer schreiben. Das kann ich nicht sein: Es ist wie Krebs, wie Erdbeben, Flugzeugabstürze, Brand und andere Gräuel, die nur

anderen Menschen widerfahren! Diese tiefe Einsamkeit kann nicht für mich gedacht sein!

[...] Es ist genau wie im Konzentrationslager, als ich schrieb, nur um den Horror nicht spüren oder über ihn nachdenken zu müssen. Jetzt befinde ich mich in einem Konzentrationslager, das ich mir selbst geschaffen habe. Ich habe mich selbst eingesperrt, ausgeschlossen, in Schmerz, Angst und Lustlosigkeit; von mir selbst.

Jacques Tas,¹¹ Mithäftling in Bergen-Belsen und Psychiater, beschrieb in einem Artikel aus dem Jahr 1948 mit prophetischem Blick das Phänomen, das »Lagersyndrom« heißen sollte. Er legte darin dar, dass Menschen, die Furchtbares erlebt haben, häufig scheinbar normal zur Tagesordnung übergehen, nach einer Latenzphase jedoch große Probleme damit bekommen können.

Es schien, dass Desos Tod Renatas anfängliche Verdrängung zunichtegemacht hatte und sie, obwohl sie sich nach außen hin als stark und kaltblütig präsentierte, in den Jahren nach Desos Tod um 26 Jahre in die Vergangenheit zurückkatapultiert hatte, zurück in Gefühle totaler Trostlosigkeit und Desorientierung, unter denen sie im Lager gelitten hatte.

Teaching tolerance

Ende der 1970er Jahre unternahm Renata einen neuerlichen Versuch, in den Vereinigten Staaten einen Verlag für ihr Tagebuch zu finden. Sie verabredete sich mit dem

11 Dr. Jacques Tas (1892-1978) war zusammen mit seiner Frau Frieda und seinem Sohn Louis Tas im Sternlager des KZ Bergen-Belsen und wurde in Tröbitz befreit.

Literaturagenten, der auch Norman Mailer und Gerald Green unter Vertrag hatte. Das muss Scott Meredith gewesen sein. Renata zufolge war er an dem »*Holocaust crap movie*« beteiligt.¹² Und anscheinend hat er sie mit den Worten abgewimmelt: »Renata, Dein Tagebuch ist viel zu unpersönlich und nicht gewalttätig genug, um es zu veröffentlichen. Und Deine Dissertation ist zu akademisch. *Who cares*, wen interessiert's?« Renata stellte daraufhin fest: »Man ist hier in den USA nur an einem Holocaust mit Opfern in Bloomingdale-Kleidern interessiert.« Sie gab die Sache vorläufig auf, eine Veröffentlichung in den Vereinigten Staaten schien nicht möglich zu sein. Doch die Neuauflage ihres Tagebuchs in den Niederlanden im Jahr 1979 führte wieder zu einigen Rezensionen. Im »Nederlands Dagblad« vom 22. Dezember 1979 hieß es:

Das Lagerelend zeichnete sie grell. Allerdings schon sensibel. [...] Das hier beschriebene Leid ist das Leid von Millionen von Menschen. Ein ruhig geschriebenes kleines Buch. Ein gutes Buch.

Und das »Limburgs Dagblad« vom 3. November 1979 befand:

Ein sehr berührendes kleines Buch ist das »Dagboek uit Bergen-Belsen«. [...] Die Autorin hat versucht, Emotionen zu vermeiden, doch die Tatsachen sind so ge-

12 Gemeint ist die Miniserie *Holocaust* aus dem Jahr 1978 unter der Regie von Marvin Chomsky. Das Drehbuch dazu hatte Gerald Green geschrieben.

laden und ernüchternd, dass man als Leser ganz nah daran beteiligt wird.

Im Jahr 1983 bekam Renata einen Brief von Peter Wiebke, einem deutschen Fernmeldetechniker, Jahrgang 1944 und damit für sie unverdächtig. Aufgewachsen in der Gegend von Bergen-Belsen, hatte er als Kind Leute über das Lager reden hören. Er lernte Niederländisch, stieß auf Renatas Tagebuch und übersetzte es. Mithilfe des Querido Verlags gelang es ihm, Renatas Adresse ausfindig zu machen. Renata war entzückt, dass es endlich Interesse an ihrem Tagebuch gab – und dann noch aus dem Land, von dem sie es am wenigsten erwartet hatte. Wiebke schickte ihr seine Übersetzung, von der sie ganz begeistert war. Sie wird sich endlich gesehen und verstanden gefühlt haben. Wiebke gelang es, den Fackelträger Verlag in Hannover für die Veröffentlichung zu interessieren, und so erschien 1983 das »Bergen-Belsen-Tagebuch«. Was auffällig ist: Die Übersetzung Wiebkes enthält Fehler, es wurden Änderungen am Text vorgenommen und manchmal fehlen ganze Sätze. Er war allerdings auch kein professioneller Übersetzer, sondern ein enthusiastischer und engagierter Mensch. Es bleibt unbegreiflich, dass Renata, als Kind deutscher Eltern deutschsprachig aufgewachsen, und obwohl ihr Deutsch in dreißig Jahren USA etwas eingerostet gewesen sein dürfte, diese unprofessionelle Übersetzung hat durchgehen lassen und sich sogar noch lobend darüber geäußert hat. Es scheint, dass Renata sich vor allem wegen des Interesses und des aufrichtigen Engagements geschmeichelt gefühlt und sich nicht sehr intensiv mit der Übersetzung selbst beschäftigt hat. Aber dass der Verlag nicht kritischer gewesen ist, verwundert.

Wiebke und Renata trafen sich 1984. Sie hatte ihm zuvor mitgeteilt, dass sie im Rahmen einer Europareise zweieinhalb Tage in Amsterdam sein werde. Beim Betreten ihres Zimmers im American Hotel erwartete sie ein Blumenstrauß in den niederländischen Nationalfarben. Das Kennenlernen war ein Erfolg, und Wiebke gelang es, Renata zu einem Besuch in Deutschland zu überreden. Dort habe sich ihm zufolge viel geändert, es gebe aufrichtiges Interesse bei Vertreter*innen der jüngeren Generation an dem, was ihre Eltern und Großeltern getan und auch nicht getan hätten, und ihr Besuch als lebende Zeugin und Autorin eines Lagertagebuchs könne eine wichtige Rolle dabei spielen, eine Geschichte besprechbar zu machen, für die bislang nur mühsam Worte gefunden werden könnten. Außerdem, versprach er ihr, würde er sie in Kontakt zur deutschen Presse und zum Fernsehen bringen. Und er hielt Wort.

Renata reiste im Mai 1985 für zweieinhalb Wochen nach Deutschland. Zusammen mit Wiebke besuchte sie Frankfurt, und in Hannover traf sie sich mit einem Filmteam vom NDR. Anfangs sollte es nur um einen kurzen Beitrag über ihren Besuch gehen, doch aus dem gefilmten Material entwickelte sich schließlich ein dreiviertelstündiger Dokumentarfilm, der im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde.¹³

Sie aßen Spargel auf der Terrasse eines Hotels, trafen mehrere Journalist*innen der lokalen und der überregionalen Presse, besuchten den Verlag und fuhren danach zur Gedenkstätte Bergen-Belsen, wo auf dem ehemaligen Gelände des Lagers ein großes Museumsgebäude eröffnet

13 *Bergen-Belsen Tagebuch, damals und heute*. Dokumentarfilm von Hans Jürgen Hermel, 1986.

worden war. Während sie, in dem Dokumentarfilm, auf die herrlich blühende Frühlingslandschaft voller Blumen zeigt, sagt sie:

Es ist auch viel zu viel Farbe hier. Hier sind Bäume drinnen, für uns waren die Bäume außerhalb des Stacheldrahts. [...] Es ist immer grau, die Leute sind auch grau. Wenn man verhungert, hat man keine Farbe mehr, die Augen werden farblos, die Lippen sind nicht rot.

Sie spricht über die Schrecken der Kollektivstrafen, den Wahnsinn, dass die SS-Leute die Häftlinge mit »Sie« anredeten, während sie ihnen die schrecklichsten Dinge zuschrien. »Man braucht nicht Tortur, um Menschen zu quälen. Man quält sie, indem man sie zu Unmenschen macht, indem man sie verrecken lässt.« Irgendwann während des Interviews sagt sie, mit Verwunderung in der Stimme: »Das ist das erste Mal in vierzig Jahren, dass ich mehr oder weniger sage, was ich denke.«

So hatte der Besuch des Landes, in das sie nie wieder einen Fuß hatte setzen wollen, eine befreiende Wirkung auf sie. Durch das aufrichtige Interesse der Kinder der Täter*innengeneration, die respekt- und rücksichtsvolle Behandlung, die man ihr erwies, das Wissen darum, dass all jene, denen sie begegnete, ihr Bestes gaben, um etwas wiedergutzumachen, an dem sie nicht beteiligt gewesen waren, sowie die Bereitschaft des Filmteams, ihr tagelang zu folgen und sie ausführlich zu Wort kommen zu lassen, öffnete sich bei ihr eine Tür zu ihren Erinnerungen. Die Erlebnisse, die so lange verdrängt gewesen waren, wurden zu Geschichten und erwiesen sich als bedeutsam. Ihre Schlussfolgerung nach zweieinhalb Wochen

Deutschland: »Es war herrlich, hier zu sein, ohne Hunger, ohne Demütigung. Im Gegenteil, Spargel essen und Weißwein auf einer Terrasse bei Bergen-Belsen trinken, wer hätte sich das jemals vorstellen können!«

Während des Besuchs gelang es ihr, Interesse an ihrer Dissertation zu wecken, doch es sollte noch sechs Jahre dauern, bis es zu einer deutschen Ausgabe kam. Die Doktorarbeit musste, um sie einem breiteren Publikum zugänglich machen zu können, gekürzt und angepasst werden. Das Buch erschien 1991 im Bremer Donat Verlag unter dem Titel »Schreiben im KZ, Tagebücher 1940-1945«, womit der Kern ihrer Geschichte, das Schreiben als Akt des Widerstands, aus dem Titel verschwunden war.

Nach diesem ersten Deutschland-Besuch kehrte sie regelmäßig zurück, hielt Vorträge an Schulen, Universitäten oder in Buchhandlungen. »*Teaching tolerance*«, Toleranz vermitteln, nannte sie das, tat es mit größtem Vergnügen und zweifellos auch mit viel »Schwung«.

Selbst eine Überlebende stirbt

Zwei Jahre nach ihrer Pensionierung, Ende 1992, stellte sich heraus, dass Renata an Darmkrebs erkrankt war. Es folgte eine Operation, und sie musste sich ein Jahr lang einer Chemotherapie unterziehen. Als Patientin, abhängig von anderen, war Bergen-Belsen für sie wieder allgegenwärtig.

Der Kampf, um zu überleben, der Wille, niemals aufgeben zu wollen, trotz der Verzweiflung, der Krankheit und der Hoffnungslosigkeit, waren wieder da. Die Angst, die Kontrolle zu verlieren, kam mit aller

Macht zurück, als bei mir zuerst der Krebs diagnostiziert wurde und sich dann herausstellte, dass es Metastasen gab. Die Albträume und Wahnvorstellungen, die ich während und nach meinen Krankenhausaufnahmen hatte, stießen mich wieder geradewegs zurück in den Horror des Winters 1944/1945 in Bergen-Belsen.

Sie wollte kein Morphinum gegen die Schmerzen haben und schon gar kein Mitleid, auch nicht von ihrer Schwester Lilo oder anderen Familienangehörigen. Es war Weihnachten, und die Familie wollte sie besuchen kommen, doch sie hielt sie davon ab. Renata zufolge hatte das mit dem Lager zu tun. Sie konnte mit anderen kein Elend teilen. Je kränker sie wurde, umso mehr Schmerzen hatte sie und umso mehr wollte sie allein sein. »Wie ein Hund.«

Allmählich erholte sie sich. Sie schwamm viel, ernährte sich gesund, arbeitete ehrenamtlich am Memorial Sloan Kettering Cancer Centre und unterhielt Kontakt zu verschiedenen Personen: zu ihrem Liebhaber in San Francisco, den sie sporadisch sah, zu ihrer Familie in den Vereinigten Staaten und in Europa und auch zu »Paultje«. Er rief sie nur sehr selten an, für ihren Geschmack viel zu selten, was man ihm, der ihr schließlich sein Leben zu verdanken hatte, durchaus vorwerfen könnte. Doch das tat sie nicht. Sie war für jedes Telefonat mit ihm dankbar und schrieb ihm regelmäßig. So wenig Kontakt sie auch zueinander hatten, zwischen ihnen bestand eine intensive, liebevolle Beziehung.

In den Jahren 1996 und 2000 wurde sie für das United States Holocaust Memorial Museum in Washington und die Gedenkstätte Bergen-Belsen ausführlich interviewt. Sowohl das englisch- wie auch das deutschsprachige Inter-

view absolvierte sie mit Flair, Humor und Schwung, wobei sie immer wieder ihr Motto »Ich bin eine Überlebende und kein Opfer« betonte.

Ende 2009 nahm ich Kontakt zu ihr auf. Als Tochter von Paul und mit einer sehr viel größeren Belastung durch seine Lagervergangenheit, als ich es mir gewünscht hätte, hatte ich zu recherchieren begonnen, was ihm widerfahren war, wer mein Onkel, mein Großvater, meine Großtanten und mein Großneffe gewesen und wie sie zu Tode gekommen waren. All das resultierte in meinem Debüt »Verplicht gelukkig, portret van een huwelijk«. Renata und ich unterhielten einen unregelmäßigen Kontakt über E-Mail und hin und wieder per Telefon. Es dauerte oft lange, bevor sie auf meine Mails antwortete. Nicht verwunderlich für eine 90-Jährige, die schlecht hören und sehen konnte, bei der die rechte Hand nicht mehr so recht wollte – ein Überbleibsel der Chemotherapie – und die aufgrund ihrer Osteoporose starke Schmerzen hatte. Sie mailte mir, dass sie das alles viel Energie kostete.

Ich bin in einer lausigen körperlichen und geistigen Verfassung und kämpfe darum, mich trotz der Probleme aufrecht zu halten und zu laufen, in meinem Apartment bleiben zu können. Andererseits bin ich so verdammt zäh, dass ich mich selbst, indem ich mich auf meinen zusammenklappbaren Rollator lehne, mit dem ich zu den guten Lebensmittelgeschäften und anderen Läden gehe, sogar zur Bank, vor der »Pflege« bewahren kann.

Sie war der Meinung, dass man sie als Überlebende eines Lagers nicht in ein Pflegeheim stecken dürfe.

Zu der Zeit, als ich an meinem Buch arbeitete, dachte ich darüber nach, so bald wie möglich nach New York zu fliegen, um sie, solange das noch möglich war, leibhaftig zu treffen. Ich schlug vor, sie im Mai 2010 zu besuchen, und dieses eine Mal antwortete sie postwendend: »*Don't come!!!*« Sie sei zu müde und wolle mich nicht empfangen. Ob die Müdigkeit, ihr »*lousy state*«, der wahre Grund oder ob der Besuch einer Tochter von Paul zu viel des Guten für sie war, weiß ich nicht. Vielleicht war es beides.

Am Morgen des 3. Juni 2011 fand man Renata halb bewusstlos auf dem Boden liegend vor. Tags darauf, in Anwesenheit der drei Kinder von Lilo – Sandra, Irene und David –, starb sie.

*Das, worüber man nicht schreibt,
ist nicht passiert*

Damit könnten wir dieses Nachwort beschließen. Doch da ist noch eine Frage, die unserer Aufmerksamkeit bedarf.

Im Vorwort erwähnte ich bereits, dass nicht nur Renata und Paul verhaftet worden waren, sondern auch Renatas Schwester Gerda Laqueur, ihr Schwager Felix Oestreicher und deren Kinder Beate, Maria und Helly. Bis auf Helly, eine der Zwillinge, die im Pflegeheim De Joodse Invalide abgegeben worden war, waren auch sie in Westerbork, in Bergen-Belsen und in Tröbitz gewesen, dem Dorf, in dem niemals Jüdinnen und Juden gelebt haben, das jetzt jedoch über einen jüdischen Friedhof mit

250 jüdischen Toten verfügt. Zwei von ihnen sind Gerda und Felix.

Vielleicht bestand für viele Überlebende die größte Belastung nicht darin, nicht gestorben zu sein, sondern in dem Gefühl der Schuld, überlebt zu haben. Denn warum waren manche krepirt, während andere ihr Leben wiederaufnehmen konnten – oder mussten, denn manch eine*r hatte sich bereits mit dem Tod versöhnt gehabt?

»Ein anständiger Mensch starb in Bergen-Belsen« war der oft wiederholte Ausspruch meines Vaters, in dem seine eigene Überlebensschuld durchklang. Überlebensschuld ist die Konsequenz der Demoralisierung, mit der fast jede*r Gefangene zu tun gehabt hatte, die und der unter dem alles zersetzenden Hunger und der Demütigung leiden musste. Wenn wir uns an die Ratschläge erinnern, die die verschiedenen Tagebuchschreiber*innen aus Renatas Doktorarbeit gaben, wird klar, was das bedeutete: Man musste wie ein Stein sein, unberührt bleiben vom Schmutz und den grauenvollen Ereignissen. Kein Mitleid zulassen. Wegsehen. Sich nicht umdrehen. Lernen zu vergessen.

Wieder zurück im normalen Leben, musste man in gewisser Weise Stein bleiben, um nicht doch noch kaputtzugehen oder verrückt zu werden. Der Hunger war gestillt, die Todesangst verflogen. Man war wieder zurück in einer Umgebung, in der die Dinge normal schienen. Die meisten Überlebenden waren Menschen mit vier Augen: zwei Augen, die die Wirklichkeit, und zwei Augen, die die Erinnerung sahen.

Worüber man nicht spricht oder schreibt, ist nicht passiert.

Also findet sich nirgendwo in Renatas Tagebuch etwas

über Gerda, Felix oder deren Töchter. Dennoch waren sie zur selben Zeit im selben Sternlager, im selben Todeszug und im selben Dorf Tröbitz – dort, wo Gerda und Felix nach der Befreiung, Ende Mai, kurz nacheinander an Fleckfieber gestorben sind.

Man könnte meinen, dass sich Renata und Gerda in Bergen-Belsen aus den Augen verloren hatten. Dass sie sich, in dem Chaos, dem Dreck und den Massen an Menschen, nicht mehr gesehen haben. Das ist, was Renata antwortete, als sie im Bergen-Belsen-Interview nach ihrer Schwester gefragt wurde. Doch das war nicht so.

Im Jahr 2000 veröffentlichte Maria Oestreicher, eine der Zwillingstöchter von Gerda und Felix Oestreicher, das Tagebuch ihres Vaters mit dem Titel »Ein jüdischer Arzt-Kalender«.¹⁴ Es besteht aus Gedichten über das Leben im Lager sowie vielen Notizen in Telegrammstil, präzise und detailliert, schwer zu lesen, da sie für eine spätere Ausarbeitung gedacht waren. Ein »Später«, das dem Autor nicht mehr vergönnt war. Im Tagebuch Felix Oestreichers werden Renata und Paul fast 60-mal erwähnt. So weit lebte man in diesem Sternlager also nicht voneinander entfernt.

Nicht alle Notizen von Felix über Renata waren schmeichelhaft. Es gab viel Streit, vor allem zwischen Gerda und Renata. Die Schwestern, die altersmäßig elf Jahre auseinanderlagen und sich in ihren Persönlichkeiten stark unterschieden, waren nie sehr eng miteinander gewesen. Gerda war das Produkt einer preußischen Erziehung, Renata eine selbstbewusste Amsterdamerin. Je

14 Felix Hermann Oestreicher: *Ein jüdischer Arzt-Kalender: Durch Westerbork und Bergen-Belsen nach Tröbitz. Konzentrationslager-Tagebuch 1943-1945*. Konstanz: Hartung-Gorre, 2000.

mehr der Hunger und das Elend zunahmen, schrieb Felix, wuchs auch der Ärger über die Verteilung der wenigen Pakete, die sie von außerhalb des Lagers erreichten. So berichtete er von den Nervenzusammenbrüchen Gerdas, die bei Renata für Verärgerung sorgten.

Vielleicht, so habe ich gedacht, hatte Renata ja in der Urfassung ihres Tagebuchs etwas über sie geschrieben. Ich konnte mir vorstellen, vor allem angesichts der vielen Streitigkeiten über die Pakete, die den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten konnten, dass die Überlebende Renata – wieder zurück in Amsterdam und im Wissen, dass Gerda und Felix nicht zurückgekommen waren – sich im veröffentlichten Tagebuch selbst zensiert hatte. Deshalb bin ich nach Bergen-Belsen gefahren und habe die Originalhefte mit der publizierten Fassung verglichen, musste jedoch entdecken, dass sich in den vier in schwarzes Leder eingebundenen Heften kein Wort über Gerda, Felix und die Mädchen finden lässt. Aus zwei der vier Hefte waren zwei Seiten herausgerissen. Es könnte also sein, dass Renata, ebenso wie ihr Schwager Felix, etwas über den gegenseitigen Ärger geschrieben, später jedoch beschlossen hatte, die Seiten zu entfernen. Aber sicher wissen wir das nicht.

Es gibt zwei Vorfälle, die darauf hindeuten, wie heikel das Thema Gerda für Renata war. Im Interview der Gedenkstätte Bergen-Belsen fragt der Interviewer nach dem Grund, weshalb Renata nicht über ihre Schwester und deren Familie geschrieben und nach dem Krieg kaum Kontakt zu ihren Nichten habe. Das ist der einzige Moment, in dem Renata, ansonsten die Liebenswürdigkeit selbst, wütend losplatzt: »Das ist eine Familiengeschichte. Ich werde ganz bestimmt nichts dazu sagen. Und sicher

nicht in der Öffentlichkeit.« Und etwas später: »Wie kannst du es wagen, mir dazu eine Frage zu stellen.«

Doch auch in kleinerem Kreis war es ihr nicht möglich, Worte dafür zu finden, dass sie noch lebte und Gerda nicht. Ein einziges Mal hat Renata einen Versuch dazu unternommen. Beate, Maria und Helly, die drei Töchter Gerdas, erhielten von Renata überraschend eine Einladung zum Tee im Amsterdamer Café Américain. »Weil ich es für an der Zeit halte, Frieden mit Euch zu schließen«, stand auf der Einladung. Eine kryptische Aussage für die jungen Frauen, die keine Ahnung hatten, was sie ihrer Tante angetan haben könnten.

Nach der Rückkehr aus Tröbitz und, in Hellys Fall, aus dem Versteck waren die drei Mädchen von einer Schwester von Felix und ihrem Mann adoptiert worden und hatten bei ihnen eine angenehme Kindheit und Jugend verbracht. Zu Renata hatte es wenig Kontakt gegeben. Im Jahr vor der Einladung war Renatas Tagebuch erschienen, und Beate, Maria und Helly hatten verwundert festgestellt, dass weder sie noch ihre Eltern in dem Buch vorkamen. Als hätten sie nie existiert. Als wäre nichts geschehen.

Maria konnte sich erinnern, dass ihre Mutter in Tröbitz, bevor sie krank wurde, Renata noch einmal besucht hatte, als diese mit Fleckfieber im Krankenhaus in Zeithain lag. Trotzdem in dem ganzen Tagebuch kein Wort über sie. Warum nicht? Sie hätten gern mehr darüber gewusst.

Das Treffen im Café Américain spielte sich in einem Vakuum sowohl von Fragen ab, von denen niemand wusste, wie man sie stellen sollte, als auch von Emotionen, für die niemand Worte finden konnte. Und Renata wusste sich keinen Rat mit ihrem Vorhaben, »Frieden

zu schließen«. Der »Krieg«, der beigelegt werden sollte, war also Teil dieses großen Vakuums, das ihnen allen die Luft zum Atmen nahm, und das ganze Teekränzchen vollzog sich in einer erstickenden Nichtssagendheit, wobei kein Petit Four die Bitterkeit des Treffens aufheben konnte. Sie gingen auseinander, ohne dass Frieden gestiftet, etwas ausgesprochen oder eine Frage gestellt, geschweige denn auch nur der Ansatz einer Antwort gegeben worden war.

Dieser von allen Seiten misslungene Kontakt kommt vielleicht häufiger im Kreis von Menschen vor, die zu einer Bevölkerungsgruppe gehören, die dazu bestimmt war, ausgerottet zu werden. Die, die noch existierten, hatten das einem außergewöhnlichen Überlebenswillen zu verdanken. Der Fähigkeit, in gewisser Weise wie ein Stein zu sein. Oder auch reinem Glück.

Renata verkündete ständig, wie stolz sie darauf sei, eine Überlebende zu sein. Doch vielleicht schwelten in ihr die Überreste eines Krieges, die sie daran hinderten, die Kinder ihrer Schwester in die Arme zu schließen. Vielleicht gelang es ihr nicht, den »Frieden« herzustellen, weder mit ihnen noch mit sich selbst. Denn hätte sie es sich selbst dann nicht verzeihen müssen, eine Überlebende zu sein? Und könnte es nicht möglich sein, dass sie es nie gekonnt und deshalb auch nie darüber geschrieben hat?

Aber es war durchaus passiert.

Amsterdam/Middelstum 2021

Quellen und Dank

Als Quellentext für diese Ausgabe diente mir das veröffentlichte Tagebuch Renata Laqueurs, das 1965 im Querido Verlag in Amsterdam erschienen ist. Diesen Text habe ich mit der getippten Fassung verglichen, die Renata 1946 dem Institut für Kriegs-, Holocaust- und Genozidstudien NIOD übergeben hatte. Die beiden Texte sind identisch.

Ebenfalls verglichen habe ich den Quellentext mit dem ursprünglich handgeschriebenen Tagebuch, das in vier Schreibheften in der Gedenkstätte Bergen-Belsen (Stiftung niedersächsische Gedenkstätten) bewahrt wird. Renata hat beim Abtippen ihres Manuskripts eine Reihe von Worten, Satzteilen sowie in vereinzelt Fällen auch Passagen weggelassen. Einige davon habe ich rückübertragen, da ich der Ansicht war, dass sie der Geschichte etwas hinzufügen oder etwas Wertvolles über Renata erzählen konnten. Mit Blick auf die Lesbarkeit des Textes habe ich keine Angaben über Unterschiede zwischen dem Quellentext und den hinzugefügten Worten beziehungsweise Satzteilen gemacht.

Bei der vergleichenden Untersuchung zeigte sich ebenfalls, dass Renata eine Reihe Fragmente, die nicht kursiv im Quellentext enthalten sind, später beim Abtippen des Manuskripts eingefügt hat. Daran habe ich nichts verändert.

Ansonsten habe ich den Text so belassen, wie er war, lediglich eine große Zahl von Ausrufezeichen getilgt sowie hier und da einen veralteten Ausdruck ersetzt. Die

Anmerkungen und Begriffserklärungen stammen von mir, im Deutschen wurden sie durch den Übersetzer Gerd Busse und Bernd Horstmann von der Gedenkstätte Bergen-Belsen ergänzt.

Für die Informationen im Vor- und Nachwort habe ich auf die Interviews zurückgegriffen, die im Auftrag des Holocaust Memorial Museum (Oral History Interview with Renata Laqueur, 7.2.1998) und der Gedenkstätte Bergen-Belsen (15.5.2001) mit Renata geführt worden sind. Sehr viele Informationen über und Briefe von Renata aus der Zeit während des Krieges und danach habe ich im Privatarchiv meines Vaters gefunden.

David Cramer, Renatas Neffen und Testamentsvollstrecker, verdanke ich den Einblick sowohl in die Korrespondenz als auch in die Tagebuchaufzeichnungen Renatas aus der Zeit nach ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten. Er und seine Schwestern Irene und Sandra haben mir viel über ihre Tante erzählt.

Helly Oestreicher aus Amsterdam hat mich mit zahlreichen Informationen über die Familie Oestreicher und den komplizierten Kontakt zu ihrer Tante versorgt.

Ich danke dem Team der Gedenkstätte und hier insbesondere Bernd Horstmann für die Informationen, die er und das Team mir gemailt beziehungsweise eingescannt und geschickt haben, sowie für die Bereitschaft, immer wieder Fragen zu beantworten.

Beim NIOD konnte ich Renatas (unveröffentlichte) Dissertation einsehen.

Im Archiv des Literatuurmuseum in Den Haag fand ich die Korrespondenz zwischen dem Leiter des Querido Verlags, Reinold Kuipers, und Renata. Ich danke dem

Querido Verlag für die Zustimmung zur Einsicht in diese Korrespondenz.

Ich danke Ard Posthuma für seine prompte Übersetzung der Strophe aus Johann Wolfgang von Goethes Gedicht »Feiger Gedanken« in der niederländischen Ausgabe des Tagebuchs.

Ebenfalls möchte ich mich bei Sönke Treu vom Norddeutschen Rundfunk für den Link zur Dokumentation *Bergen-Belsen Tagebuch: Damals und heute* von Hans-Jürgen Hermel (1985) bedanken, in der über Renatas ersten Besuch in Deutschland berichtet wird.

Schließlich danke ich all jenen, die bereit waren, mich mit Informationen zu versorgen, obwohl ihnen das nicht immer leichtfiel. Danke auch dem Team des Meulenhoff Verlags für die Realisierung meines Wunsches, eine Neuausgabe des Tagebuchs herauszugeben, dem Redakteur Thijs Bartels für sein sorgfältiges Lektorat und dem Literaturagenten Willem Bisseling für seinen Enthusiasmus und die Bereitschaft, zum Start dieses außergewöhnlichen Projekts gemeinsam mit mir an einem Tag nach Bergen-Belsen und wieder zurück zu fahren.

Saskia Goldschmidt

Niederländisches Original des Gedichtes »Strandbad Bergen-Belsen«

Strandbad Bergen-Belsen (Pasen 1944)

De lucht is zo helder en heerlijk gezond, / Wij hangen
de hele dag buiten rond. / De strandstoel van hout, / De
wind, o zo koud! // De kleding der dames lijkt »Enga-
din«. / Zij laten truitjes en broeken zien. / Aan gezichten,
geheven, extatisch, / Schenkt Pruisische lentezon gratis /
Warmte en vitamine C, / Stemmenlawaai suggereert de
Noordzee. // Lomig soezen wij en dromen / Van prikkel-
draad en groene bomen. / Wij horen nog iets van een zin,
/ En slapen bijna in ... / »Amerikaner, zum Donner-
wetter!« / Gedonder, gebrom en geknetter. / Ze vliegen
zo laag, ze schieten zo echt. / Zou het menens zijn, of
maar een »luchtgevecht«? // Veel tijd om te denken blijft
er niet. / Zó zie je ze en zo zie je ze niet / Wil je niet per
se verrekken, / Moet je je als de weerga dekken. // De
heroïsche Mof holt naast de Jood / En dekt zijn partner
in de goot. / Wij wachten op ons eind / En zijn dan nog
verwonderd / Als d'oranje Yankee voorbij ons is gedon-
derd. / Het ernstige is nu klaar. / Nu volgt het »com-
mentaar« / Op aanval, angst en moed. / Iedereen kan nu
verzinnen / Het »spel« gaat beginnen. // »Wat hebben
die Moffen gelopen!« / »Wat waren die kerels bang!« /
»Maar ik heb jou bij de eerste pang / Ook je broek zien
dichtknopen.« / »Alsof jij niet hebt gegild, / Al heb je 't
misschien niet gewild!« / »Ik heb mei '40 veel méér be-
leefd! / Mijn schuilplaats was met kogels doorzeefd!« //

»Zo en wát heb je dan gezien? / Neergeschoten zeker
nog geen tien!« / »Ik heb er 179 kunnen tellen, / Want
terwijl jij achter de radio zat, / Maakte je twee dozijn
broeken kletsnat.« // De wachttorens staat leeg. / De Mof
ligt nog gedekt / In 't zand gestrekt. / De GI's zijn weg-
geraasd. / De stille bomen staan verbaasd. // Bleef 't maar
zo! / Dan was 't mondaine Zandvoort aan de zee / Niets,
vergeleken bij zonnig Celle naast de WC.

Abbildungen



*Renata, 22. Dezember 1941
[Archiv Saskia Goldschmidt]*



*Renata, gezeichnet von
ihrer Schwester Gerda
[Archiv Saskia Goldschmidt]*



*Paul Goldschmidt in den 1930er Jahren
[Archiv Saskia Goldschmidt]*



*Ernst Laqueur mit seinen Töchtern Renata,
Lilo und Gerda sowie Felix Oestreicher, Karlsbad 1938
[Helly Oestreicher]*



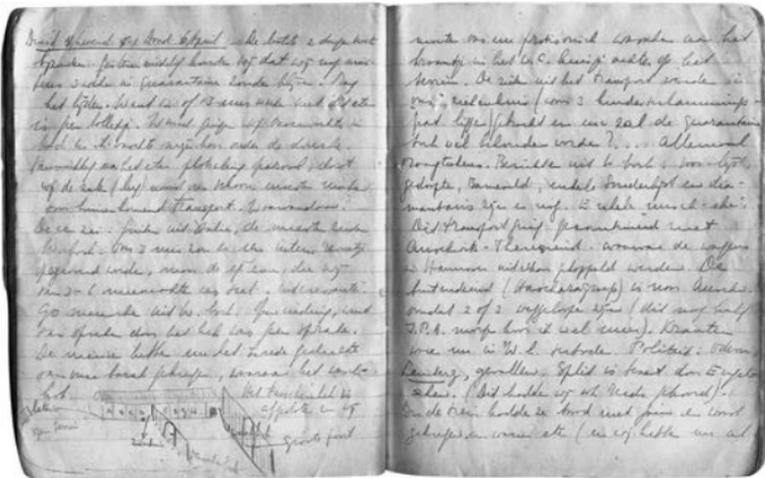
*Familie Oestreicher, Katwijk 1938. Von links nach rechts:
Lisbeth Oestreicher (die Schwester von Felix), Beate,
Helly, Gerda, Maria und Felix
[Maria Austria/MAI]*



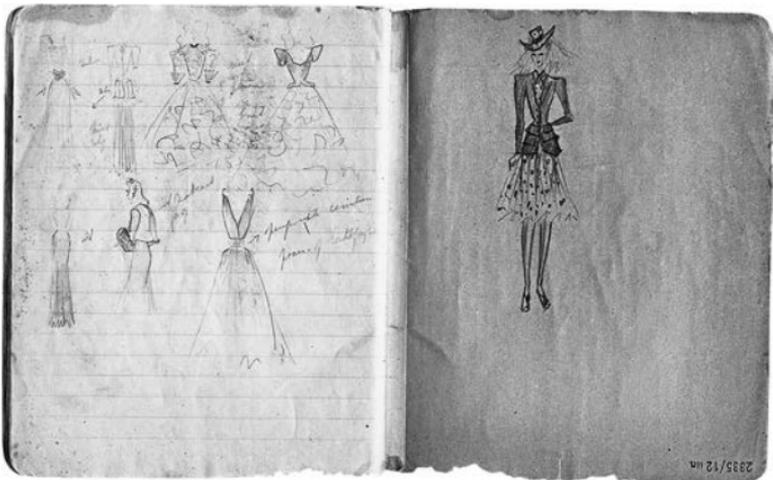
*Hochzeitsfoto Renata und Paul, Dezember 1942. Hinterste Reihe:
Otto Goldschmidt, Willem Hannig. Stehend, von links nach rechts:
Hein Laqueur, Judith Laqueur, unbekannt, Rudi Goldschmidt,
unbekannt, Wolfgang Hannig, unbekannt, Everard van Rooyen.
Sitzend: unbekannt, Adele Goldschmidt (Pauls Mutter), Renata,
Paul, Margarethe Laqueur, Ernst Laqueur. Vordere Reihe:
Lilo Laqueur, Gusta Goldschmidt, Mary Lindeman
[Archiv Saskia Goldschmidt]*



Renata, 1943
[Archiv Saskia Goldschmidt]



Tagebuchaufzeichnungen aus dem zweiten Heft Renatas.
 Die Zeichnung vermittelt einen Eindruck vom Ort des
 sogenannten Krankenhauses und der Latrine.
 [Gedenkstätte Bergen-Belsen]



Die letzten zwei Seiten des Heftes
 (19. März bis einschließlich 19. Mai 1944)
 [Gedenkstätte Bergen-Belsen]



*Wachturm in Bergen-Belsen,
gezeichnet vom Mitgefangenen Louis Asscher
[Beeldbank WO II]*



*Baracken in Bergen-Belsen,
gezeichnet vom Mitgefangenen Louis Asscher
[Beeldbank WO II]*



*Bergen-Belsen, April 1945, nach der Befreiung
[Wikimedia]*



*Britischer Soldat spricht mit einem
befreiten Häftling, Bergen-Belsen
[Wikimedia]*



Befreite Gefangene in Bergen-Belsen, April 1945
[Wikimedia]



Josef Kramer, all seiner Rangabzeichen entledigt, April 1945
[ANP]



*Paul Goldschmidt nach der Rückkehr aus
Bergen-Belsen und Tröbitz, September 1945
[Archiv Saskia Goldschmidt]*



*Paul und Renata, ca. 1947
[Archiv Saskia Goldschmidt]*



Paul und Renata in Amsterdam, 2. Juli 1949
[Archiv Saskia Goldschmidt]



Renata und ihr Mann Deso Weiss, New York 1955
[Archiv Saskia Goldschmidt]



Renata, New York, 1953
[Archiv Saskia Goldschmidt]



*Renata, 10. Juli 1991, Deutschland
[Owen Franken]*

Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16KOAo26 mit Mitteln des Bundesministeriums für Forschung, Technologie und Raumfahrt im Open Access bereitgestellt. Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien 1965 unter dem Titel »Dagboek uit Bergen-Belsen. Maart 1994 – April 1945« bei Querido (Amsterdam).

© dieser Ausgabe 2021 Erben Renata Laqueur und Meulenhoff Boekerij bv, Amsterdam; © 2021 Vorwort, Nachwort und Herausgaberschaft Saskia Goldschmidt; diese Ausgabe wurde durch die Vermittlung von Sebes & Bisseling Literary Agency in Amsterdam erstellt.

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2025
Wallstein Verlag GmbH, Geiststraße 11, 37073 Göttingen
info@wallstein-verlag.de, www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagbild: Porträt von Renata Laqueur, während ihrer Gefangenschaft 1943/44 in Westerbork aufgenommen, Archiv der Gedenkstätte Bergen-Belsen; handschriftlicher Tagebucheintrag vom 20. Mai 1944, Archiv der Gedenkstätte Bergen-Belsen.

Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-5831-7

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8146-9

DOI <https://doi.org/10.46500/83535831>